Missionsgeschichte

der

Deutschen



von

Carl Strack,

evangelischer Pfarrer zu Ober-Rosbach in der Wetterau.

Leipzig,

Verlag von Bernhard Schlicke.

1860.

Missionsgeschichte

von

Deutschland

oder

wie ist Deutschland ein christliches Land geworden?

Mitgetheilt

von

Karl Strack,

evangelischer Pfarrer zu Ober-Rosbach in der Wetterau.

Leipzig,

Verlag von Bernhard Schlicke.

1860.

Vorrede.

Durch vorliegendes Schriftchen hofft der Verf. einem gewiß schon vielfach gefühlten Bedürfnisse entgegen zu kommen. Es muß dem Kenner der betreffenden Literatur auffallend sein, daß wir noch keine vom evangelischen Standpunkte aus geschriebene populäre Missionsgeschichte von Deutschland besitzen. Die katholischen Werke von Chr. v. Schmid, Ozanam, Hiemer, sowie einzelne vortreffliche Monographien, wie Hefele: Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland; Welter: Einführung des Christenthums in Westfalen u. a. m., beachten theils die Forderungen historischer Wahrheit im Gegensatz zur Legende zu wenig, theils umfassen sie nicht das Ganze und entbehren der angemessenen Form. Die trefflichen Forschungen von Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands sind für das größere Publikum zu wissenschaftlich gehalten, und gehen auch wohl in ihrer kritischen Schärfe zu weit. Die Kirchengeschichte germanischer

Völker von Krafft ist nicht über den I. Band vorangeschritten. Was die größeren Kichengeschichten, wie die von Schröckh, Neander, Gfrörer geleistet haben, muß erst mühsam zusammengesucht werden. Blumhardt's allgemeine Missionsgeschichte ist gleichfalls, abgesehen davon, daß sie nicht vollendet ist, für das größere Publikum zu umfangreich und kostspielig.*) So ist es nicht zu verwundern, daß unser deutsches Volk — der Verf. nimmt selbst einen großen Theil der Gebildeten nicht aus — mit den höchst interessanten Einzelheiten der Missionsgeschichte Deutschlands unbekannt ist, und daß auch in den Schulen in dieser Beziehung meistens nur Unvollständiges dargeboten wird. Ohne einen Blick in das Ganze kann aber gerade in diesem Punkte das Einzelne nicht gewürdigt werden, sowie man auch die wichtige Frage nicht beurtheilen kann, welchen Einfluß das Christenthum auf Deutschland ausgeübt hat.

Der Verf. ist nicht darauf ausgegangen, neue Forschungen anzustellen; er wollte die von der Geschichtsforschung gewonnenen Resultate dem größeren Publikum zugänglich machen. Dabei ist er sich dessen bewußt, in zweifelhaften Fällen redlich geprüft und Gründe und Gegengründe gegen einander gewissenhaft abgewogen zu haben. Wo es nöthig schien, hat er die Quellen in den Anmerkungen angegeben, um zu zeigen, wo weitere Belehrung zu erhalten sei. Die Legenden und Sagen hat der Verf. sorgfältiger berücksichtigt, als es sonst wohl zu

*) Seibert's „deutsche Abende" und einige Monographieen über Karl d. Gr. u. s. w., sind dem Verf. erst nach Vollendung bekannt geworden.

geschehen pflegt, weil er dieselben als Produkte des christlichen Geistes in jener Zeit und als Erziehungsmittel in der Hand der Vorsehung für beachtenswerth hält. Sie wurden für wahr gehalten, und haben darum wie wahre Geschichten auf das Volk gewirkt.

Es sollte den Verf. freuen, wenn das anspruchslose Schriftchen dazu diente, den christlichen Glauben, der auch in Deutschland gute Früchte getragen, manchem Leser immer werther zu machen. Vielleicht nimmt auch dieser und jener Lehrer dasselbe in die Hand, um den Unterricht in der Religionsgeschichte durch Mittheilung interessanter Thatsachen lebendiger und darum wirksamer zu machen. Geistlichen hofft der Verf. für Missionsstunden einen kleinen Dienst zu leisten. Die Missionsgeschichte Deutschlands wäre gewiß ein geeignetes Mittel, die Theilnahme für die Mission überhaupt zu erwecken und zu beleben.

Gottes Segen für das Schriftchen, und dem christlichen Leser einen freundlichen Gruß.

Ober-Rosbach, 1860.

Der Verfasser.

geschehen pflegt, weil er dieselben als Produkte des christlichen Geistes in jener Zeit und als Erziehungsmittel in der Hand der Vorsehung für beachtenswerth hält. Sie wurden für wahr gehalten, und haben darum wie wahre Geschichten auf das Volk gewirkt.

Es sollte den Verf. freuen, wenn das anspruchslose Schriftchen dazu diente, dem christlichen Glauben, der auch in Deutschland gute Früchte getragen, manchem Leser immer werther zu machen. Vielleicht nimmt auch dieser und jener Lehrer dasselbe in die Hand, um den Unterricht in der Religionsgeschichte durch Mittheilung interessanter Thatsachen lebendiger und darum wirksamer zu machen. Geistlichen hofft der Verf. für Missionsstunden einen kleinen Dienst zu leisten. Die Missionsgeschichte Deutschlands wäre gewiß ein geeignetes Mittel, die Theilnahme für die Mission überhaupt zu erwecken und zu beleben.

Gottes Segen für das Schriftchen, und dem christlichen Leser einen freundlichen Gruß.

Ober-Rosbach, 1860.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Kapitel.

Die heidnischen Germanen.

1. Religiöse Vorstellungen der alten Deutschen.

Wie unsere Vorfahren zum christlichen Glauben bekehrt worden sind, und welchen Einfluß das Christenthum auf das bürgerliche und häusliche Leben, auf Sitten und Gewohnheiten, auf Künste und Wissenschaften des deutschen Volkes ausgeübt hat, das wollen wir in den folgenden Schilderungen und Erzählungen betrachten. Wir können aber unmöglich eine richtige Einsicht in die Sache gewinnen, wenn wir nicht vorerst einen Blick in den religiösen und sittlichen Zustand der heidnischen Germanen oder Deutschen zu werfen versuchen. Es ist nun allerdings keine leichte Aufgabe, hiervon ein richtiges Bild zu entwerfen, da es uns an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, über das geistige Leben unserer Vorfahren und über die Verhältnisse, welche sich mehr dem Blicke des Beobachters entziehen, zur völligen Gewißheit zu kommen. Einheimische Schriftsteller, denen wir nacherzählen könnten, was sie aus eigener Anschauung mitgetheilt, hatten die alten Deutschen noch nicht. Wir sehen uns auf die Schilderungen lateinischer und griechischer Geschichtschreiber, welche dem tapferen Nachbarvolke ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, beschränkt. Diese gingen aber bei ihren Beobachtungen und Darstellungen nicht immer ohne Vorurtheil zu Werke. Was sie uns berichten, ist gar häufig nicht die Frucht eigener Beobachtung. Sie haben uns nur wieder-

gegeben, was ihnen die römischen Soldaten, welche in Deutschland ihr Standquartier gehabt hatten, oder vielleicht daselbst in Gefangenschaft gewesen waren, oder die Deutschen, welche den Römern in die Hände gefallen waren, mitgetheilt hatten. Bisweilen mag auch ein Kaufmann mit den Deutschen in Berührung gekommen sein und so Gelegenheit gefunden haben, Dieses oder Jenes über die germanischen Sitten zu erfahren. Soldaten und Kaufleute kamen aber meistens nur an die Grenzen, weniger in das Innere des Landes. Was deutsche Gefangene ihren Feinden sagten, war schwerlich in allen Fällen zu glauben. Die römischen Soldaten hatten ein Interesse dabei, das Volk, von welchem sie so manche Demüthigung erfahren hatten, recht furchtbar, und dessen Wohnsitze recht grauenhaft zu schildern. Auch ist nicht zu verkennen, daß gerade der Schriftsteller, welchem wir die meisten Nachrichten über Deutschland verdanken, [1]) geflissentlich die guten Eigenschaften der Germanen hervorgehoben hat, um seinen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich beschauen sollten.

Sehr zu bedauern ist es, daß wir die altdeutschen religiösen Volkslieder oder sonstige Dichtungen nicht mehr besitzen, indem gerade aus diesen am ersten die religiösen Vorstellungen wären zu erkennen gewesen. Wir müssen es darum als ein Werk der göttlichen Vorsehung betrachten, daß uns diese Gesänge von einem, dem deutschen verwandten Volksstamme, den Normannen, den Bewohnern Schwedens, Norwegens und Dänemarks erhalten worden sind. [2])

Eine andere Quelle, aus welcher wir die Kenntniß der altdeutschen Verhältnisse mit einiger Sicherheit zu schöpfen im Stande sind, finden wir in den alten Volksgesetzen, dieselben sind zwar erst in späteren Jahrhunderten vom 6. bis 8. niedergeschrieben, aber nicht als neugegebene, sondern als längstbestehende Rechtsgebräuche. Bei einigem Nachdenken läßt sich herausfinden, was erst durch die veränderten Zeiten und das Christenthum hinzugefügt worden ist. Aus ihnen sehen wir wenigstens ganz gewiß,

wie es unmittelbar vor Einführung des Christenthums gewesen; aber das ist gerade der Punkt, auf welchen es uns besonders ankommt.

Ueberhaupt würde man irren, wenn man das Gesagte also deuten wollte, als ob wir nur unbegründete Vermuthungen über die heidnischen Germanen aussprechen könnten; es ist vielmehr dem Fleiße prüfender Geschichtschreiber gelungen, so viele hinreichend bewiesene Thatsachen zusammenzustellen, daß wir nur die wichtigsten derselben mittheilen können.

Indem wir die alten Germanen als „heidnische" bezeichnet haben, haben wir es schon ausgesprochen, daß der Glaube an mehrere Götter unter denselben verbreitet war. Der oberste dieser Götter hieß Wodan (Wuotan, Odin). Er ist der Geber alles Guten, der Lenker aller Schicksale und verleiht im Kampfe dem Tapferen, welchem er wohl will, den Sieg. Er versteht es die Kämpfer unverwundbar zu machen, die Feinde mit Blindheit zu schlagen und zu bewirken, daß deren Waffen stumpf und unbrauchbar werden. Er lenket die Wettererscheinungen, gibt den günstigen Wind und kann mit seinem Hauche das Feuer beherrschen. Er liebt Musik und Gesang und spricht gewöhnlich in Versen. Er ist der weiseste der Götter und begabt die Menschen mit der Sehergabe der Beredsamkeit und Dichtkunst. Mit seinem einzigen Auge schaut er aus seiner himmlischen Wohnung auf die Erde. Was er selbst nicht sehen kann, hinterbringen ihm seine Boten, nämlich zwei schwarze Raben. Er reitet auf einem achtfüßigen Pferde so schnell, wie der Blitz. Von ihm führt der Mittwoch den Namen, welcher in Westphalen noch Gudenstag (englisch Wednesday) heißt; das Städtchen Gudensberg in Hessen, Godesberg bei Bonn, Odensee auf der Insel Fünen in Dänemark erinnern an diesen Gott.

Seine Gemahlin hieß Frigga, deren Werk die Fruchtbarkeit ist; die Verbindung beider stellt den segensreichen Einfluß des Himmels durch Sonne und Regen auf die Erde dar.

Der vornehmste seiner Söhne war der Donnergott, Donar

(Thunar, nordisch Thor.) Von ihm glaubte man, daß er über Wolken und Regen gebiete und namentlich seine Macht im Donner und Blitz offenbare. Man dachte denselben als einen menschenfreundlichen, segenspendenden Gott, der in beständigem Kampfe mit den Riesen d. h. hier den wilden Naturkräften stehe. Er zähmt die wilden Gewässer, weßwegen ihm die Brücken heilig sind. Es wurden ihm drei Kleinode zugeschrieben, nämlich: 1) ein Hammer, der nie seines Zieles verfehlte und der, wie weit er auch geworfen wurde, immer wieder zurückkehrte — ein Bild der gewaltigen Blitze, 2) ein Machtgürtel, durch welchen seine Gewalt um das doppelte verstärkt wurde und 3) Eisenhandschuhe, mit denen er den Hammer faßte. Seine Wohnung hatte 540 Stockwerke. Wenn er ausfuhr, war sein Wagen mit zwei lohfarbigen Böcken bespannt. Man hörte das Rollen der Räder (den Donner) und sah die sprühenden Funken (den Blitz). Die Böcke konnten gegessen werden. Nur mußten Fell und Knochen übrig bleiben; das Fleisch ersetzte sich wieder. Donar besaß ein großes Trinkhorn, mit welchem er einst beinahe das Meer ausgetrunken hätte; daher Ebbe und Fluth. Man opferte ihm bei ansteckenden Krankheiten weil man glaubte, daß er Leben und Gesundheit verleihe. Zu dem Donar kamen die Knechte und Unfreien nach ihrem Tode, während die Freien zu Wuotan gebracht wurden. Er war der Beschützer des Grundbesitzes, indem er die Grenzen mit dem Hammer bestimmte. Darum ist wohl die alte Sitte, bei Versteigerungen mit dem Hammer den Zuschlag zu ertheilen, auf das heidnische Alterthum zurück zu führen. Auch die Ehen wurden mit drei Hammerschlägen geheiligt, weil Donar als Gott der Ehe dargestellt wurde. Von ihm hat der Donnerstag seinen Namen. An diesem Tage wurde es für rathsam gehalten, Ehen zu schließen, Arzeneien zu brauchen, Heilquellen zu besuchen u. dergl. m. Der Donnersberg in der Pfalz erinnert gleichfalls an diesen mächtigen Gott.

Der dritte der germanischen Obergötter war der Kriegsgott Ziu, (Tyr, Er, — wahrscheinlich der Saxnot der alten Sachsen).

Er wurde vor dem Beginne des Kampfes in Liedern um seinen Beistand angerufen, und nach errungenem Siege durch Opfer verherrlicht. Ihm war der Dienstag geheiligt, welcher in Bayern noch Ertag, in Schwaben noch Zinstag genannt wird.

Ein anderer Gott, gleichfalls ein Sohn Wuotans und der Sonne war Freyr; er war Wächter der Götter und bedurfte daher weniger Schlaf als ein Vogel; er sah bei Nacht so gut wie am Tage 100 Meilen weit, er sah das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Bei seinem Namen wurden die heiligsten Eide geschworen, wobei ein Thier, meistens ein Eber geschlachtet wurde, der Schwörende hob dabei einen in das Blut des Opferthiers getauchten Ring in die Höhe und sprach dabei: „So wahr mir Freyr und die mächtigen Götter helfen!" Freyr besaß ein von Zwergen bereitetes Schiff, welches sich wie ein Tuch zusammenlegen ließ und mit der größten Schnelligkeit die weitesten Strecken durcheilte.

Seine Schwester war Freya oder Frouwa, die Holdselige, die Göttin der Liebe. Der Freitag erinnert noch heute an dieselbe.

Das lieblichste Bild der germanischen Götterwelt war Balder, ein Sohn Odin's. Von ihm war geweissagt worden, wenn er getödtet würde, so müßten alle andern Götter mit ihm untergehen. Da ließ die Göttermutter Frigga alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden, Thiere und Bäume, Sträucher und Kräuter, selbst das todte Gestein über und unter der Erde einen Eidschwur ablegen, daß sie Balder, dem allgemein beliebten Lichtgotte, nicht schaden wollten. Nur die kleine Schmarotzerpflanze, Mistel, wurde als gefahrlos bei dem Schwur übersehen. Der böse Geist, der Teufel der germanischen Götterwelt, Loki genannt, hatte sich in der Gestalt eines alten Weibes bei Frigga einzuschmeicheln gewußt und erfahren, daß der Mistelsproß nicht geschworen habe, diesen Umstand gedachte er zu Balder's und der andern Götter Verderben zu benutzen. Er brachte es dahin, daß der zarte Sproß durch rasches Wachsen zu einem starken Holze wurde. Daraus

schnitzte er einen Pfeil, der Gelegenheit harrend, denselben zu benutzen. Er fand solche, als die Götter bei Balder zu einem fröhlichem Mahle beisammen waren und scherzweise auf ihn schossen, ohne ihn zu verletzen. Loki schlich sich unbeachtet herbei, gab dem blinden Hödur den Mistelpfeil und richtete ihm denselben auf Balder. Getroffen sank dieser leblos zu Boden. Seine Leiche wurde auf einem herrlichem Schiffe verbrannt, seine Seele kam zu Lokis Tochter, Hel, in die schreckliche Unterwelt. Es wurde ein Götterbote auf Wodans schnellfüßigem Roße dahin gesendet, damit er mit reichem Lösegeld Balder zurückbringe. Neun Tage und Nächte hindurch mußte der Bote reiten, bis er nach Helheim gelangte. Die Herrin der Unterwelt versprach den Lichtgott ohne Lösegeld zurückzugeben, wenn alle Wesen auf Erden, leblose und lebendige um ihn weinten Weigere sich aber ein einziges, dieses zu thun, so sei sie ihres Versprechens entledigt. In der That weinten selbst die Steine um den besten der Götter. Nur ein einziges Weib in einer Höhle vergoß keine Thräne; das war Loki, der die Gestalt des Weibes angenommen hatte.

Dieser Loki war also der Teufel der germanischen Götterlehre. Er war der Zerstörer der gesetzlichen Ordnung und ohne Ermüden darauf bedacht, den Göttern einen Possen zu spielen oder einen Schaden zuzufügen. Die furchtbare Hel, welche die Seelen der nicht im Kampfe Gefallenen beherrschte, war seine Tochter. Seine Söhne waren der Wolf (Fenrir), dessen Wildheit und Stärke selbst den Göttern Furcht einflößte, und die schreckliche Weltschlange (Jörmungander.)

Die guten Götter wohnten beisammen in Asgard, dem herrlichen Götterhimmel im Mittelpunkte der Welt. Hier fand sich eine zahllose Menge der großartigsten Paläste für die einzelnen Götter. Täglich kamen dieselben in Allvaters Saal zusammen zur Berathung und zum fröhlichen Gelage. Am schönsten aber war es in Walhalla der Wohnung Odins und der auf dem Schlachtfeld oder wenigstens durch blutigen Tod gefallenen Helden, welche von göttlichen Jungfrauen, Walkyrien, dorthin

getragen wurden. Diese Walhalla hatte 540 Thore und war ganz von Gold erbaut. Hier wurden die seligen Bewohner von den Walkyrien aufs angenehmste unterhalten und bewirthet, das Fleisch des Ebers (Sährimner) war ihre Speise, Meth und Bier ihr Getränk. Der Eber hatte die Eigenschaft, daß sich an der Stelle des abgeschnittenen Fleisches neues bildete. Ebenso wurde das Euter der Ziege (Heidrun), welche Milch und Meth in reichem Maße lieferte, niemals leer. Auch ihr kriegerisches Leben setzten die verstorbenen Helden fort. Täglich wurden sie auf eine unermeßlich große Ebene geführt, wo sie einander tödteten und verwundeten. Am Abend wurden sie immer wieder lebendig.

Auch nach Folkwanger, wo Frigga wohnte, kam ein Theil der rühmlich Verstorbenen, namentlich der Frauen. Die andern wurden nach Helheim gebracht und hier hinter einem unzerstörbaren Zaune gefangen gehalten. Die Gottlosen mußten in Hellia in einem breiten schlammigen Strome, ohne Unterlaß waten.

Zu beachten ist noch die altdeutsche Vorstellung vom Untergang der Welt, welche wir schon in der Geschichte von Balder erwähnt haben. Seit dem Tode desselben wurden die Götter selbst vom Gefühle der Hinfälligkeit durchdrungen, während Loki und seine Genossen begierig der Stunde harren, wo sie Asgard bestürmen können. Heimdall, der Wächter der Götter, ruft sie mit seinem Horne zum gefährlichen Kampfe. Sonne und Mond werden von den Wölfen der Unterwelt gefressen und die Sterne fallen vom Himmel. Die Weltschlange im Meere bebet, der Wolf und die Feuerriesen stürmen zum Kampfe heran, in welchem die Götter nach tapferer Gegenwehr unterliegen. Der Götterhimmel und die Erde werden durch höllische Flammen verwüstet. Wenn die Zerstörung vollendet ist, kommt ein schönerer Himmel und eine schönere Erde hervor. Die Früchte wachsen von selbst; ohne Mühe und Beschwerde führen die Menschen ein glückliches Leben. Eintracht und Friede ist allenthalben zu finden.

Wer wills verkennen, daß die Vorstellungen der alten Deutschen von ihren Göttern trotz aller Unvollkommenheit großartig

waren und Anhaltspunkte für das Christenthum boten? Hatte ja doch die zuletzt berührte Sage von dem Untergang der Welt unverkennbare Aehnlichkeit mit der biblischen Darstellung des jüngsten Gerichtes. Auch müssen wir es lobend erwähnen, daß sich die deutschen Götter von Ihresgleichen sonst in der Heidenwelt, selbst die griechischen und römischen nicht ausgenommen, vortheilhaft auszeichneten. Allerdings steht auch Wodan nicht sündenrein da, indem auch er nicht frei war von irdischer Lust: [3]) aber dem höchsten Gotte der Griechen und Römer ist er als Verführer der Frauen nicht zu vergleichen. Eine Liebesgöttin, der zu Ehren man der Wollust gefröhnt hätte, wie die in der Bibel erwähnte Astaroth oder die römische Venus finden wir in der deutschen Göttersage nicht. Trotz aller ihrer Schwäche boten die Gottheiten unserer Vorfahren mehr als irgend andere Anhaltspunkte für den christlichen Glauben an die Heiligkeit des höchsten Wesens. Die 3 obersten Götter Wodan, Donar und Tyr, deren Thätigkeiten oft ganz in einander griffen, waren gleichsam Vorläufer der christlichen Dreieinigkeit. Die Deutschen hatten noch nicht wie die Griechen und Römer den Götterglauben mit dem Unglauben vertauscht: sie waren darum auf der einen Seite, weil sie etwas ihnen Theueres aufgeben mußten, weniger geneigt das Christenthum anzunehmen, auf der andern aber auch mehr, weil der Zweifel (dieser Gegensatz alles Glaubens) noch keine Stätte bei ihnen gefunden hatte.

Uebersehen dürfen wir eben so wenig den schon bei oberflächlicher Betrachtung bemerkbaren Unterschied zwischen der altdeutschen Götter- und der christlichen Gotteslehre. Wie unvollkommen erscheinen selbst die mächtigsten Götter im Vergleiche zu dem lebendigen Gotte, der Himmel und Erde gemacht hat! Um an irgend einem Orte zu wirken, müssen sie sich dahin begeben, gehend, reitend oder zu Wagen; nur daß ihre Bewegung überaus schnell von Statten geht. Wodan gebrauchte sein Roß, Freyr sein schnell segelndes Schiff. Ihre Macht lag größtentheils in der Zaubermacht ihrer Werkzeuge, wie bei Thor in dem Hammer

und Gürtel. Wenn ihm solche Werkzeuge entwendet waren, so war er ohnmächtig, weshalb auch seine Feinde immer den Wunsch hegten, sie möchten ihn ohne den Hammer finden. Wodan war nicht allwissend; zwei Raben verkündeten ihm, was er nicht selbst wahrnehmen konnte. Alle germanischen Götter waren mancherlei Leiden unterworfen; sie konnten gefangen, verwundet, selbst getödtet werden, wie wir bei Balder gesehen haben; sie wurden krank und verloren einzelne Glieder. Sie erhielten ihre Jugend durch den Genuß von Aepfeln, welche ihnen Idunna reichte. Eben so wenig waren sie frei von menschlichen Leidenschaften; sie liebten, haßten, zürnten und äußerten ihre Empfindungen durch Lachen und Weinen.

Aehnliches müssen wir bemerken, wenn wir die Art und Weise, wie diese Götter verehrt wurden, näher ins Auge fassen. Der deutsche Götzendienst war geistiger und darum dem Christenthum verwandter als der anderer Völker. Den Germanen dünkten ihre Götter zu großartig, als daß sie dieselben im Tempel von Menschen gemacht, hätten einschließen mögen. Sie wurden in Wäldern und auf Bergen verehrt. Darum führt noch heute mancher Walddistrict den Namen „Hälluh" d. h. „heiliger Wald." Namentlich waren auch einzelne Bäume, wie die bekannte Donnereiche, wovon in der Geschichte des Bonifacius die Rede sein wird, den Göttern geheiligt. Selbst den auf vielen Bergen sich findenden aus rohen Steinen aufgeworfenen Ringwällen möchten wir eine religiöse Bedeutung zuschreiben, da sie als Befestigungswerke gar zu ungeschickt angelegt wären.

Auch sonst hat es keineswegs an Tempeln und sonstigen von Menschenhänden hergerichteten religiösen Denkmälern gefehlt. [4]) Schon der Römer Tacitus erzählt, daß ein solches „Tansana" genannt, von den Römern dem Erdboden gleich gemacht worden sei. [5]) In den alten Gesetzen, namentlich den friesischen, werden schwere Strafen auf die Entweihung der Tempel gesetzt. Andere Belege für das Vorhandensein von den Göttern geheiligten Menschenwerken werden wir im Laufe der Erzählung erwähnen. [6])

An den heil. Stätten wurden durch Priesterhand den Göttern Opfer gebracht. Ganz besonders wurden Pferde, aber auch andere werthgehaltene Thiere hierzu benutzt. Die Ueberbleibsel wurden nachher bei Opfermahlzeiten verzehrt; weßhalb der Genuß des Pferdefleisches von den christlichen Missionären z. B. v. Bonifacius strenge verboten wurde. Auch Früchte u. dergl. wurden geopfert, wie man schon daraus abnehmen kann, daß noch in christlichen Jahrhunderten dem Wodan bei der Ernte Halmen mit Aehren stehen gelassen wurden. Es findet sich selbst ein Beispiel, daß eine Kufe Bier zum Trankopfer bestimmt war. [7])

Leider müssen wir auch erwähnen, daß Menschenopfer zur Versöhnung der erzürnten Götter und zur Erforschung des göttlichen Willens gewöhnlich waren. Hauptsächlich wurden die gefangenen Feinde, sowie todeswürdige Verbrecher dazu verwendet. Namentlich geschah dieses zur Zeit der Noth, oder bei größeren, nach gewissen Zwischenräumen wiederkehrenden Festen. Bei solchen schlachteten z. B. die Schweden 63 Thiere und neun Menschen, die Dänen 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte. Aus den Eingeweiden der geschlachteten Thiere wurde die Zukunft gedeutet.

Ueberhaupt legten die Deutschen ein großes Gewicht auf die Wahrzeichen von kommendem Glück und Unglück. Die Sueven wollten gegen den römischen Feldherrn Julius Cäsar vor dem Neumond keine Schlacht liefern, weil die bei ihnen befindlichen Wahrsagerinnen solches verboten hatten. Es wurde auf den Vögelflug geachtet, es wurden Stäbchen mit heiligen Buchstabenzeichen „Runen" genannt, nach hinten geworfen um aus dem Fallen derselben den Ausgang einer Schlacht u. s. w. zu erfahren. Die Deutschen achteten darauf, was für ein Thier, oder was für ein Mensch ihnen zuerst bei einem Gange begegnete: sie glaubten daraus auf den Erfolg schließen zu dürfen. Namentlich standen gewisse Frauen als Prophetinnen in außerordentlichem Ansehen. Als solche hatten z. B. eine gewisse Velleda und Aurinia einen weit berühmten Namen. Sie wohnten einsam und ließen sich vor

Fremden nicht sehen; durch ihre Verwandten nahmen sie die Fragen in Empfang und ertheilten die begehrte Antwort. Wir sehen also, wie der spätere Hexenglaube im heidnischen Alterthum begründet war. Schon Bonifacius sah sich genöthigt, gegen solchen seine Stimme zu erheben.

Wo Götter verehrt, Opfer gebracht und Zeichen gedeutet werden, da darf man auch Priester erwarten, welche die dabei vorkommenden Geschäfte zu verrichten haben. So war es in der That, wiewohl ein römischer Schriftsteller [8]) scheint das Gegentheil aussprechen zu wollen. Die Deutschen hatten keine besondere Priesterkaste, keinen erblichen Priesterstand, aber ihre Priester waren nichts desto weniger besonders hoch geachtet. Bei allen öffentlichen Versammlungen hatten sie auf Ordnung zu sehen; sie waren allein berechtigt, körperliche Strafen zu verhängen und zu vollziehen, weil man solche aus ihrem Munde als Gottesurtheile betrachtete.

Außer den eigentlichen Göttern waren auch Halbgötter und sonstige übermenschliche Wesen, ausgerüstet mit Zauberkraft, nach der Vorstellung der heidnischen, wir dürfen sagen, auch noch lange Zeit hindurch der christlichen Deutschen in dem unermeßlichen Weltraume thätig. Riesen, an Gestalt den Menschen ähnlich, aber von ungeheuerer Größe sollen in den Bergen und auf den Felsen gehaust haben. Bisweilen findet man Steine, welche mehrere Menschen kaum wegtragen könnten, und welche doch nach der verbreiteten Sage als kleine Kieselsteinchen in den Schuhen oder Stiefeln der Riesen sich befunden haben sollen. Bekannt ist auch die Erzählung von dem Riesenfräulein auf der Burg Niedeck im Elsaß, welches einen pflügenden Bauer mit seinem Ackergeräth und seinen Pferden als Spielzeug in ihre Schürze nahm.

Den Riesen gegenüber dachte man sich die Zwerge bald als menschenfreundliche, gutartige Wesen, bald als neckende und bösartige. Sie hausten in Bergen meistens unter der Erde, lebten auch in Schlössern und sonstigen menschlichen Wohnungen. Sie hatten Nebelkappen, wodurch sie sich unsichtbar zu machen im

Stande waren. Als Berggeister hießen sie Elfen, als Hausgeister Kobolde, Wichtelmännchen, Butzemann u. s. w. Mitunter zeigten sie sich freundlich und zuthunlich, führten in Küche und Stall die Aufsicht; sie standen den treuen und fleißigen Knechten und Mägden bei ihrer Hausarbeit bei und verrichteten wohl einen Theil derselben. Dem trägen Gesinde machten sie viel zu schaffen, bliesen das Licht aus, verschütteten Kübel mit Milch und drehten der besten Kuh den Hals um. Aus Liebe zu dem Hausherrn brachten sie demselben wohl gestohlenes Heu und Stroh aus des Nachbarn Haus. Als Poltergeister störten sie den Hauseigenthümer in seiner nächtlichen Ruhe, sie warfen Steine auf die Vorübergehenden u. dergl. m.

Die Wassergeister hießen Nixen; sie wurden als langbärtig mit grünem Hute und grünen Zähnen gedacht. Ihr Obertheil hatte menschliche Gestalt, statt der Beine hatten sie den Schwanz eines Fisches. Doch konnten sie auch den Menschen wie Ihresgleichen erscheinen, und waren nur an dem nassen Saume des Kleides zu erkennen. Sie liebten die Musik und unterrichteten bisweilen die Menschen in derselben.

Den Glauben an die Halbgötter behielten die Deutschen auch nach ihrer Bekehrung bei, ja sie bildeten denselben wohl noch weiter aus, wie die vielen weit verbreiteten Märchen und Sagen beweisen.

2. Sitte und Sittlichkeit.

Ist es ein wahres Wort, daß sich der Mensch in seinen Göttern spiegelt, so dürfen wir nach dem, was wir aus der deutschen Götterlehre gehört haben, die Vermuthung hegen, daß sich auch über Sitte und Charakter unserer Väter Rühmliches sagen läßt. Die Wirklichkeit entspricht dieser Vermuthung. Alle Berichte der alten Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß sich die alten Deutschen durch Muth, Tapferkeit, Treue und Sittenreinheit vor allen damals bekannten Völkern ausgezeichnet hätten. Sie wurden von Kindheit auf daran gewöhnt, Gefahren zu trotzen

und Strapatzen zu ertragen. Gleich nach ihrer Geburt wurden sie in kaltem Wasser gebadet, die schwächeren Kinder wurden wohl ausgesetzt, ehe sie Nahrung zu sich genommen hatten; denn nur die Stärkeren hielt man des Lebens werth. Ihre weitere Lebensweise, ihre Kleidung, ihr Spiel selbst diente dazu, den Körper abzuhärten und die Furcht vor Gefahren aus ihrem Herzen zu verbannen. Die deutschen Jünglinge tanzten unbekleidet zwischen scharfen Schwertern umher; der geringste Fehltritt konnte ihnen das Leben kosten. Keiner aber hätte es sich nachsagen lassen, daß er nur eine Spur von Bangigkeit dabei an den Tag gelegt hätte; immer mehr wuchs der Muth mit den Jahren. Der Mann wünschte selbst den blutigen Tod, um mit den andern gefallenen Helden in Walhalla der himmlischen Seligkeit theilhaftig zu werden. Die auf dem Kranken- und Sterbebett lagen, ließen sich wenigstens noch eine Wunde beibringen, damit sie nicht dem freudelosen Helheim anheimfielen. So lange der Deutsche noch keinen Feind erschlagen hatte, galt er weder in seinen eigenen, noch in den Augen seiner Brüder als ein rechter Mann.

Denken wir uns dabei ihr äußeres Ansehen, ihre muskulöse Gestalt, ihre Größe, ihre Kleidung, welche früher meistens in Thierhäuten mit daran befindlichen Hörnern bestand, so müssen wir es erklärlich finden, daß die römischen Soldaten anfangs einen solchen Anblick nicht zu ertragen vermochten. Stand kein Feind in der Nähe, so schlossen sich einzelne Jünglinge einem tapferen Führer an, um auf Abenteuer und Beute auszugehen. Lange daheim zu bleiben, widerstrebte dem deutschen Charakter. Daß es übrigens bei solcher Kampfeslust auch in der Heimat nicht an Gelegenheit dieselbe zu befriedigen fehlte, versteht sich von selbst. Schon damals kamen die verschiedenen germanischen Stämme nicht selten in feindliche Berührung mit einander, und die Glieder des Stammes selbst hatten oft Familienzwist oder persönliche Streitigkeiten mit dem Schwerte auszugleichen, und das um so mehr, weil die Blutrache durch Gewohnheit und Sitte geheiligt war. Wenn aus einer Familie, „Sippe", ein Glied war verwundet

oder erschlagen worden, so waren alle andern Glieder verpflichtet, ihren Verwandten an dessen Gegner oder an der ganzen Familie desselben zu rächen. Da dieses Verfahren oft Jahre lang dauernde Fehden veranlaßte, so wurde später dem Beleidiger eine gesetzlich bestimmte Summe zur Zahlung an die beleidigte Familie auferlegt. Konnte er dieses sogenannte „Wehrgeld" nicht entrichten, so mußten seine Verwandten für ihn eintreten. Waren auch diese zu unvermögend, so verlor der Schuldige seine Freiheit; er wurde als Sclave verkauft.

Außer der Tapferkeit wird bei den alten Deutschen die Treue gerühmt. Bei ihnen galt der Spruch: „Ein Wort, ein Mann." In mannhaftem Kampfe einen andern zu erschlagen oder zu berauben, hielt man für erlaubt, aber heimlicher Ueberfall, verborgene Tücke galt für unmännlich und darum für verwerflich. Lug und Trug lag ursprünglich nicht in dem deutschen Charakter und kam erst als die Frucht feinerer Weltbildung und der Berührung mit den Ausländern auf den deutschen Boden.

Dasselbe gilt von der Wollust und überhaupt den Genüssen der gesteigerten Sinnlichkeit. Reinheit der Sitten, war eine Zierde der deutschen Jugend, die preisgegebene Jungfräulichkeit fand keine Schonung. Wie reizend und schön auch ein gefallenes Mädchen war, sie blieb verachtet ihr Leben lang. „Denn" sagt der Römer Tacitus „bei den Deutschen lacht Niemand des Lasters. Verführen und verführt werden, heißt nicht Zeitgeist. Dort gelten gute Sitten mehr als anderwärts gute Gesetze." Ehebruch war fast eine unerhörte Sache. Der Mann durfte das ehebrecherische Weib, wie der Vater die unzüchtige Tochter, ohne weiteres tödten, ebenso konnte er mit dem Verführer verfahren; und wenn er das nicht wollte, so konnte er denselben verkaufen. Strafte nicht der Mann das pflichtvergessene Weib, so stießen sie die andern Frauen mit allen Zeichen der Verachtung von sich. Sie mußte landesflüchtig umherirren, ohne irgend wo Ruhe zu finden. Dagegen war die Entführung der Mädchen durch einen heirathslustigen Jüngling, wenn dieser die

Einwilligung der Aeltern nicht erlangen konnte, keine besondere Seltenheit, wie ja auch Hermann seine Thusnelda heimlicherweise entführt hat. Es erfolgte aber dann immer auf der Stelle eine eheliche Verbindung; doch hatte diese nicht die Gültigkeit einer in aller Form Rechtens geschlossenen. Ein entführtes Weib gehörte nicht zu der Familie des Entführers, bis darüber eine weitere Vereinbarung getroffen war. Ein deutsches Mädchen konnte nicht um des Geldes willen geheirathet werden, da sie nur einige Waffen für den Mann und sonstige Kleinigkeiten, wie Kleidungsstücke, Weißzeug, Schmucksachen als Mitgift von ihrem Vater erhielt, sie vielmehr von diesem gegen eine bestimmte Summe erkauft werden mußte.

Bei wenigen alten Völkern stand das weibliche Geschlecht in gleichem Ansehen wie bei den Deutschen. Vielweiberei kam nur als eine höchst seltene Ausnahme vor. Wo besonders viel darauf ankam, wurden Frauen als Geisel gegeben. Daß der Vater das Recht hatte, das neugeborene Kind, so lange dasselbe noch keine Muttermilch oder sonstige Nahrung genossen hatte, zu tödten haben wir schon angedeutet. Zur Zeit der Noth wurden auch größere Kinder ausgesetzt oder als Sclaven verkauft.

Eine andere mit Recht gepriesene Tugend der Deutschen war die gegen Fremde geübte Gastfreundschaft. Man hielt es für Sünde, einen unbekannten Wanderer von der Thüre zu weisen. Daß er mindestens drei Tage beherbergt wurde, verlangte die allgemein verbreitete Sitte. Er wurde weder nach Stand noch Namen gefragt.

Indem wir uns freuen, von solchen Ahnen entsprossen zu sein, bleiben wir einen Augenblick stille stehen, um zu bedenken, wie auch der deutsche Charakter zur Aufnahme des Christenthums besonders geeignet war. Waren doch Sittenreinheit und Liebe gegen die Fremden zwei Tugenden, welche Christus und seine Jünger besonders empfohlen hatten. Konnte ja doch die deutsche Treue besonders die, welche das Gefolge seinem Führer bewies, als ein Vorbild der treuen Nachfolge unseres Heilandes dienen, wie in

der That in deutschen Gedichten aus der christlichen Zeit Christus als ein solcher Führer und die Gläubigen als sein Gefolge dargestellt wurden. Freilich in anderer Beziehung widerstrebte auch die deutsche Manneskraft dem, was das Christenthum forderte. Für die Sanftmuth und Demuth, in welcher uns Christus voranging, hatte der Deutsche keinen Sinn, und auf Rache zu verzichten, wie das Christenthum befiehlt (Röm. 12, 19.) schien dem Deutschen Feigheit zu sein. Dazu kam noch der alte Nationalfehler unseres Volkes, von welchem Luther sagte: „Wenn jedes Volk einen Teufel hat, so hat der Deutsche den Saufteufel." Bei Zechgelagen, Tage und Nächte hinter einander auszuhalten und sich an Meth und einem dem Bier ähnlichen Getränke zu berauschen, galt nicht im geringsten für entehrend. Nicht selten nahmen solche Gelage ein blutiges Ende. Der freie Mann war keinen Augenblick ohne seine Waffen und in der Trunkenheit wurde er damals wie heute, ein Sclave seiner Leidenschaften. In gleichem Maße wie dem Trunke, fröhnten die Deutschen der Spielwuth. Bei den Würfeln wagten sie Hab und Gut, und wenn alles Andere verloren war, so wurde selbst das Theuerste, die eigene Freiheit auf einen Wurf gesetzt; fiel dieser ungünstig aus, dann begab sich der Mann, welcher sonst bis auf den letzten Blutstropfen seine Freiheit vertheidigte, ohne Widerrede in Knechtschaft.

Auch das muß noch angeführt werden, daß der freie Germane kein Freund der ländlichen Arbeiten oder sonstiger Handthierung gewesen ist. Den Ackerbau mußten die Sclaven und Weiber besorgen, während die Männer, wenn sie sonst nichts mit den Waffen zu thun hatten, den Auerochsen oder den Eber, oder was es sonst für ein Wild des Waldes war, zu erlegen suchten, oder auch wohl in seligem Nichtsthun mit Ihresgleichen auf der Bärenhaut lagen.

Noch weniger dürfen wir vergessen, daß bei der Einführung des Christenthums die altdeutsche Sitte und Sittlichkeit schon vielfach gewichen war. Die Deutschen waren in doppelte Berührung

mit den Römern gekommen. Einmal hatten sie fortwährend zur Vertheidigung ihres Vaterlandes mit denselben zu kämpfen gehabt sodann traten Viele, anfangs aus Liebe zum Kampfe, später um des Soldes und der zu machenden Beute willen, in römischen Dienst. Sie lernten dabei den Werth des Geldes kennen und schätzen, das wußten denn die Römer weiter zu benutzen, um den deutschen Charakter zu verderben; sie machten die Habsucht rege und nährten den Geiz. Deutsche wurden bestochen, gegen Deutsche zu streiten. Die römischen Kaiser, welche schon früher am liebsten deutsche Jünglinge als Leibwache hatten, weil sie sich am meisten auf deren Treue verlassen konnten, unterhielten später ganze Söldnerschaaren aus Deutschen bestehend, in ihrem Dienste, um damit Deutschland zu unterwerfen, oder wenigstens das römische Gebiet gegen Einfälle von daher zu schützen. Manchmal drohten auch die Deutschen den Römern mit Krieg, um Geld von denselben zu erpressen. So war also die deutsche Tapferkeit in den Dienst des Mammons gerathen. Ein Jahrhundert nach Tacitus hätten die Deutschen nicht mehr, wie früher im Theater zu Rom, öffentlich ausrufen können: „Kein Geschlecht der Sterblichen geht den Germanen in den Waffen und in der Treue voran.“ [9])

Eine Abweichung von der väterlichen Sitte brachte andere hervor. In der durch und durch verderbten Kaiserstadt konnten die deutschen Jünglinge nicht unverdorben bleiben. In den altgermanischen Gesetzen, von denen wir früher geredet haben, sind so genaue Bestimmungen wegen der Unanständigkeit gegen Frauen zu lesen, daß man sieht, wie häufig dergleichen müssen vorgekommen sein. Die weiblichen Sclaven scheinen gar keinen Schutz gegen die böse Lust ihrer Herren gefunden zu haben. Bezeichnend ist es gleichfalls, daß in dem alemannischen Gesetze auf den Diebstahl eines Leithundes eine viermal größere Strafe gesetzt war, als auf die an einer fremden Sclavin verübte Frevelthat.

Dagegen dürfen wir auch nicht vergessen, daß noch um die Mitte des 5. Jahrhunderts ein römisch gesinnter Geistlicher [10]) über die deutschen Gothen bemerkte, „sie haßten die Unzucht so sehr,

daß sie Keinen, der eines fleischlichen Vergehens überführt wurde, unter sich duldeten, es müßte denn ein Römer sein. Diesen gönnten sie das schimpfliche Vorrecht." Die gleiche Tugend erkennt er den Vandalen und Sachsen zu, klagt aber über die Unbändigkeit beider.

3. Bürgerliche Verfassung.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß man die bürgerlichen Verhältnisse der alten Deutschen gewöhnlich in einem allzugünstigen Lichte betrachtet. Es wird die germanische Freiheit gepriesen; und man hat ein Recht dazu, wenn man die Lage derjenigen betrachtet, welchen diese Freiheit zu gut gekommen ist. Der freie Germane war in gewisser Beziehung ein Freiherr. In seinem Hause und Hofe durfte er von Niemand angetastet werden.

Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden in öffentlicher Versammlung besprochen; ja selbst Streitigkeiten und Verbrechen wurden in solcher gerichtet. Abgaben hatte der freie Deutsche keine zu zahlen, er lieferte nur in Fällen der Noth eine freiwillige Beisteuer. Körperlichen Strafen konnte er nicht unterworfen werden, nur der Priester konnte unter besonderen Umständen solche verhängen.

Fragen wir aber: Sind denn allen Bewohnern von Deutschland oder nur einem Theile, und dem wie vielten diese Rechte zu statten gekommen, so müssen wir uns erinnern, daß bisher schon öfters von Sclaven die Rede war und daß nur der freie Mann in Walhalla aufgenommen werden konnte. Schon in frühen Zeiten kommen Beispiele vor, daß ein Freier 20—30 Hörige verkaufte oder verschenkte. Auf einem Sclavenmarkte in Mecklenburg wurden einmal 7000 Sclaven verkauft. Wir halten es für übertrieben, wenn ein deutscher Geschichtschreiber [11]) die Zahl der Freien nur auf etwa den 20. Theil der Bevölkerung berechnet. Es waren immer noch unterdrückte, rechtslose Leute genug vorhanden, wenn auch nur nach der Berechnung eines andern gründ-

lichen Kenners des deutschen Alterthums [12]) mindestens die Hälfte der Bewohner im Sclavenzustande gelebt hat.

Wir wollen nun nicht untersuchen, ob die Sclaverei aus vorgeschichtlichen und uns unbekannten Urzuständen herrühre, oder ob sie in Eroberungskriegen entstanden sei; genug, es waren Sclaven da und sie wurden als solche behandelt. Allerdings wird schon von den Römern den Deutschen das Lob gespendet, daß sie die Sclaven mit Milde und Menschlichkeit behandelt hätten. Nur bisweilen wären dieselben als Opfer des aufbrausenden Zornes gefallen. Ziehen wir aber die Rechtsbücher zu Rath, so müssen wir uns überzeugen, daß die unfreien „hörigen" Leute nur beschränkte oder vielmehr fast gar keine Rechte genossen. Der deutsche Sclave war eine Waare, welche nach Belieben vertauscht, verkauft oder verschenkt werden konnte. Die eigentlichen Sclaven — Schalke — hatten so wenig Eigenthum wie heute die unglücklichen Neger in Amerika. Nur die „Liten" hatten etwas Grundbesitz, mußten aber bedeutende Abgaben davon entrichten und sonst ihren Herren zu jedem beliebigen Dienste gewärtig sein. Sie waren an den Grundbesitz gebunden und in Allem, was sie hatten und thaten, den Launen ihres Gebieters unterworfen. Die Sclaven hatten kein Klagerecht, wenigstens mußten sie beim Gericht von ihrem Herrn vertreten sein. Sie waren nach den Gesetzen den Thieren gleich gestellt. Ihre Herren konnten sie züchtigen, wie sie wollten. Hatten sie Jemanden Schaden zugefügt, so mußten ihre Herren dafür einstehen. Doch konnten sich diese von solcher Verbindlichkeit lösen, wenn sie den Thäter abtraten und eidlich versicherten, daß sie unschuldig wären. War ein Sclave eines Verbrechens beschuldigt, so mußte er dem Ankläger zur Folterung überlassen werden. Er bekam zuerst 170 Stockschläge, um ihn zum Geständniß zu bringen. Waren diese ohne Erfolg, so konnte zu einem höheren Grade der Folterung geschritten werden. Doch mußte der Ankläger ein Pfand hinterlegen, damit sich der Herr schadlos halten könnte, wenn der Sclave zur Arbeit untauglich würde. Von dem unglücklichen Sclaven selbst ist weiter keine Rede.

Legte der Sclave ein Zeugniß gegen seinen Herrn ab, so durfte ihm nicht geglaubt werden. 100 bis 300 Stockschläge waren eine gewöhnliche Strafe für einen „Hörigen."

Die Verheirathung zwischen Freien und Unfreien wurde möglichst zu hindern gesucht. In mehreren Gesetzbüchern war die Todesstrafe für beide Theile bestimmt. Wo die Heirath vollzogen wurde, da folgten die Kinder der ärgeren Hand, d. h. sie wurden den Unfreien beigezählt. Im günstigsten Falle wurden die Kinder getheilt. Dabei wurden die Nichtfreien als verworfene Menschen bezeichnet; im friesischen Gesetze wurden sie geradezu Thiere genannt. [13])

Der Ständeunterschied tritt recht augenfällig hervor, wenn wir noch einige andere Bestimmungen der altdeutschen Gesetze betrachten. Der Freie durfte jedes Verbrechen begehen, wenn er nur die dafür festgesetzte Sühne (Wehrgeld) bezahlen konnte. Hatte er z. B. einen bedeutenden Diebstahl begangen, so mußte er 45 Schillinge entrichten, etwa den Werth von 22 Ochsen.

Der Sclave wurde zum Tode verurtheilt. Wer einen Freien tödtete, büßte mit 200 Schillingen, für einen höheren Adeligen waren 600 zu zahlen, für einen Leibeigenen nur 35. Die letztgenannte Summe muß um so auffallender sein, da der Diebstahl eines eingehegten Bienenstockes, eines zahmen Hirsches, einer trächtigen Stute 45 Schillinge kostete.

Wie konnten die Leibeigenen zu ihrem Rechte gelangen, da sie nur durch Vermittelung ihres Herrn klagend auftreten durften, die Herren aber schwerlich bereit waren, gegen sich selber zu zeugen? Gegen einen flüchtigen Sclaven durfte kein Gastrecht wie gegen andere Wanderer geübt werden; die Auslieferung eines solchen war gesetzlich geboten.

Der freie Mann konnte vor Gericht die Versicherung seiner Unschuld oder die Wahrheit seiner Behauptung mit einem Eide erhärten. Dabei bestand der Rechtsgebrauch, daß der Schwörende

eine größere oder geringere Anzahl sogenannter „Eideshelfer" zur Seite haben mußte. Diese mußten gleichfalls eidlich betheuern, daß sie keinen Zweifel in die Aussage des Schwörenden setzten. Ein einziges Beispiel möge uns zeigen, wie auch hier die unfreien Leute zurückgesetzt waren. Die eigentlichen Sclaven oder Schalke waren von diesem Rechtsmittel gänzlich ausgeschlossen. Ermordete ein Adeliger einen Andern seines Standes, so mußte er mit eilf Eideshelfern vor dem Gerichte erscheinen; tödtete er einen Leibeigenen, so waren nur drei erforderlich. Wurde ein Leibeigener der Ermordung eines Adeligen beschuldigt, so mußte er 35 Eideshelfer seines Standes stellen.

Dieselbe Ungleichheit findet sich bei einem anderen Beweismittel, den sogenannten Gottesurtheilen, oder Ordalien. Wenn auf eine andere Weise, entweder der Ankläger seine Aussage, oder der Verklagte seine Unschuld nicht darzulegen im Stande war, so sollte die Gottheit entscheiden. Der Freie mußte einen Zweikampf bestehen. Siegte er, so hatte er Recht; wurde er überwunden, so fiel das Urtheil gegen ihn aus. Die Leibeigenen mußten die Wasser- oder Feuerprobe bestehen. Wem die letzte auferlegt wurde, der mußte ein glühendes Eisen in der Hand halten oder umhertragen, bisweilen auch mit bloßen Füßen über glühendes Eisen gehen. Bei der Wasserprobe mußte mit bloßem Arme ein Ring oder dergleichen aus einem Kessel mit siedendem Wasser geholt werden.

Nun ist freilich von verschiedenen Seiten her behauptet worden, daß sich die geschilderten Verhältnisse erst unter der Römerherrschaft also gestaltet hätten. In früheren Zeiten wäre es anders gewesen. Wir geben das theilweise zu und sagen selbst, daß z. B. die Folter erst später in Deutschland eingeführt worden sei. Aber haben wir denn nicht schon im Vorhergehenden gehört, daß schon unter den alten Deutschen ein Herr seinen Sclaven ungeahndet ermorden konnte, und daß den Unfreien Walhalla gänzlich verschlossen war, und finden sich die geschil-

derten Zustände nicht ganz besonders unter den Volksstämmen, welche mit den Römern am wenigsten in Berührung gekommen sind, wie unter den Friesen und Sachsen? Soviel ist übrigens gewiß, was wir getadelt haben, rührt aus einer vorchristlichen Zeit her, und erst mit der Einführung des Christenthums war man auf Aenderung und Besserung bedacht.

4. Stand der Bildung, Gewerbe, Handel.

Schon in jenen Jahrhunderten, wo die Deutschen zuerst mit den Römern in Berührung kamen, etwas vor und nach Christi Geburt, müssen dieselben auf einer höheren Stufe der Bildung gestanden haben, als die Wilden Amerika's in den Tagen des Columbus oder selbst in der Gegenwart. Der Gebrauch der Metalle und deren Bearbeitung war ihnen nicht unbekannt, wie ihre Waffen beweisen, womit sie den Kampf gegen die Römer zu bestehen vermochten. Der Schärfe ihres Speeres widerstand der römische Panzer nicht und mit ihren Schwertern spalteten sie die Schädel ihrer Feinde. Nirgends finden wir eine Andeutung, daß sie diese Waffen von außen her erhalten hatten.

Ihre Trinkhörner waren häufig mit Silber beschlagen. Von den Sueven wird uns im Gegensatz zu den übrigen Germanen erzählt, daß ihre Reiter keine Sättel gehabt hätten. Also darf man vermuthen, daß die andern Völkerstämme den Gebrauch der Sättel gekannt haben.

Schon die Cimbern und Teutonen hatten 100 vor Christi Geburt, Wagen und Karren in Menge. Dieselben waren so stark, daß sie den weiten Zug durch die Schweiz in das südliche Frankreich und Italien aushalten konnten und den Weibern Schutz gewährten. Die am Meere oder an größeren Flüssen lebenden Deutschen verstanden kleine und leichte Schiffe zu bauen und auf dem Wasser zu regieren.

Der Pflug ist ohne Zweifel schon früher auf deutschem Bo-

den gebraucht worden. Rühmt ja doch schon ein römischer Naturforscher [14]) die Art und Weise, wie die Bewohner am linken Ufer des Rheins, in der Gegend von Köln ihre Aecker bebaut hätten. Aus Gerste und Roggen wurde ein dem Bier ähnliches Getränke bereitet. Wahrscheinlich machte man auch Butter in hölzernen Gefäßen.

Irdenes Geschirr wird namentlich angeführt.

Man wußte Leder und Pelzwerk aus den Häuten der Thiere zu verfertigen.

Segestes, der Schwiegervater des Cheruskerfürsten Hermann, des Retters von Deutschland, konnte sich gegen diesen in einer festen Burg vertheidigen. Also müssen seine Zeitgenossen auch etwas von den Geschäften des Maurers und Zimmermanns verstanden haben.

Der altdeutsche Handel war sicherlich von keiner Bedeutung; er konnte schon wegen der fast ununterbrochenen Kriege an den Grenzen und im Inneren des Landes nicht gedeihen. Pelzwerk, Bernstein und Sclaven bildeten die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Wein und später auch andere Luxuswaaren wurden gerne gekauft, und noch lieber von den Römern um des Gewinnes willen und um die deutsche Kraft zu schwächen, dargeboten.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus bemerkt, die Deutschen an den Grenzen hätten schon zu seiner Zeit wegen des Handels das Geld geliebt. Hermann bot jedem Soldaten, der zu ihm übertreten würde, eine ansehnliche Summe Geldes. Er muß also solches in Händen gehabt haben.

Gesang und Dichtkunst waren nicht unbekannt. In Volksliedern wurden die Thaten der Götter und Helden besungen. Singend riefen die Kämpfer vor der Schlacht den Beistand der himmlischen Mächte an. Sänger waren bei fröhlichen Gesellschaften, wie auch bei traurigen Familienereignissen willkommene Gäste. Sie besangen die Götter und die Helden im Kampfe. Leider sind uns keine Proben ihrer Gesänge erhalten worden.

Die Priester verstanden eine gewisse Zeichenschrift, Runenschrift genannt. Der Markomannenkönig Marbod schrieb einen Brief an den Kaiser Tiberius. Im Senate zu Rom wurde ein Schreiben verlesen, welches von einem Fürsten der Katten, Adgandester, herrühren sollte. Das mögen Ausnahmen gewesen sein. Die Masse des Volks war im Lesen und Schreiben unerfahren. [15])

Zweites Kapitel.

Verbreitung des Christenthums unter der Herrschaft der Römer.

1. Ausdehnung der Römerherrschaft und wie durch diese dem Christenthum Eingang in Deutschland verschafft wurde.

Zu den Mitteln, deren sich die göttliche Vorsehung bediente, die Verbreitung des Christenthums zu fördern, gehört unstreitig die Verbreitung des römischen Kaiserreichs zur Zeit der Geburt Christi und während der ersten Jahrhunderte nach derselben. Dasselbe umfaßte unter dem Kaiser Augustus Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, einen bedeutenden Theil von England, die Inseln des Mittelmeeres, Griechenland, die Türkei, die Nordküste von Afrika, Aegypten und große Stücke von Asien. In Canaan waren Römer in Menge, als Christus der Herr dort lebte und wirkte. Römische Soldaten standen an seinem Kreuze und hörten aus dem Munde des Hauptmanns die Erklärung: „dieses ist ein gerechter Mann und Gottes Sohn gewesen.“ Von diesem Hauptmann erzählt sogar eine alte Sage, daß er ein Deutscher gewesen sei.

Wie sich von selbst versteht, brachten diese Soldaten und andere römische Beamte mit größerer oder geringerer Anerken-

nung die Kunde von der Erscheinung des Herrn und von dessen Lehre in ihre Heimat, oder wohin sie später versetzt wurden. Die Völker, welche unter einem Scepter vereinigt waren, kamen um des Handels willen und aus andern Ursachen in nähere Berührung mit einander, als wenn sie unter verschiedener, vielleicht feindlich gegenüberstehender Herrschaft gestanden hätten.

Auch ein Theil von Deutschland wurde durch die römischen Legionen überwunden und es stand zu befürchten, daß das Ganze eine römische Provinz werden würde.

Der Cheruskerfürst Hermann bewahrte unser Vaterland vor solcher Schmach.

Einen Theil Deutschlands indessen behaupteten aber die Römer Jahrhunderte hindurch, nämlich das rechte Ufer der Donau und das linke des Rheins. Dazu kam noch ein gesegneter Landstrich diesseits dieser Grenzen, ein Theil von Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg und Bayern. Letzteres führte den Namen „Zehntland" weil die Bewohner von den Früchten den Zehnten geben mußten. Es war durch einen Grenzwall, später von dem Volke wegen seines vermeintlichen Erbauers „Teufelsmauer" genannt, gegen die Angriffe der Deutschen geschützt.

Dieses Zehntland wurde am ersten wieder von den Römern aufgegeben, nämlich zu Ende des 3. Jahrhunderts, da sie solches nicht mehr gegen die vordringenden deutschen Völkerstämme, besonders gegen die Allemannen, vertheidigen konnten.

Eben wegen dieser fortwährenden Angriffe von Seiten der Deutschen waren zahlreiche Besatzungen erforderlich, um das Ueberschreiten des Grenzwalles zu hindern. Auch wurden römische Kolonisten in diese Länder geschickt, den Anbau zu fördern und römischen Sinn unter den Bewohnern zu pflegen. Der Kaiser Augustus hat einmal 20,000 solcher Ansiedler in die oberen Donauländer versetzt.

Wir dürfen nun mit Recht die Vermuthung aussprechen, daß unter den Soldaten und Kolonisten wenigstens vom 2. Jahrhundert an Christen gewesen seien. So lange die Christen im

römischen Reiche verfolgt wurden, mögen viele derselben recht gerne die Gelegenheit benutzt haben, in diese entlegenen Provinzen überzusiedeln, weil sie hoffen durften, daß daselbst die kaiserlichen Befehle in Betreff der Religion weniger strenge beobachtet würden, als in der Nähe des Kaiserhofes selbst. Auch mögen die Behörden die verhaßten Galiläer, wie sie hießen, womöglich in die rauhen und gefürchteten Gegenden Deutschlands geschickt haben, theils um sie zu strafen, theils um sie unschädlich zu machen.

Von einer Legion, welche längere Zeit an den Ufern des Rheins ihr Standquartier hatte, geht die Sage, daß sie bei der Belagerung von Jerusalem verwendet und dann unter dem Kaiser Domitian nach Deutschland geführt worden sei, wohin sie auch einen Schüler des Apostels Paulus, den Crescens, gebracht habe. Ob dies wirklich so gewesen ist, bleibt mehr als zweifelhaft; [16]) aber man hat wenigstens bei Mainz Grabsteine gefunden, bei welchen nicht, wie sonst in heidnischen Gräbern Thränengläser und Lampen vorhanden waren, sondern nur eine Taube von weißer Erde, das Sinnbild der Sittenreinheit und Sanftmuth. Auch einige Inschriften scheinen christliche Andeutungen zu enthalten. [17]) Findet man anderwärts weniger christliche Grabdenkmäler z. B. im Zehntland, so ist das nicht gerade ein Beweis, daß keine Christen daselbst gestorben seien, da die Christen in den ersten Jahrhunderten weniger auf solche äußere Dinge hielten und sich auch scheuen mußten, öffentlich ihren Glauben darzulegen. Mehr christliche Inschriften aus dem 4. Jahrhundert hat man in der Gegend von Köln und Trier aufgefunden.

Für die ausgesprochene Vermuthung, daß mitunter zahlreiche Christen unter den römischen Soldaten gewesen seien, spricht weiter eine Erzählung aus dem 2. Jahrhundert, welche, wenn auch etwas ausgeschmückt, doch wahrscheinlich auf einer geschichtlichen Thatsache beruht. Als nämlich der Kaiser Marcus Aurelius die tapferen Stämme der Markomannen und Quaden bekriegte, befand sich das Heer wegen Mangels an Wasser in der

größten Noth. Eine Cohorte (Kompagnie) der 12. Legion bestand größtentheils aus Christen. Diese vereinten sich zum Gebete, daß Gott helfen möge in dieser traurigen Lage. Es erfolgte ein Gewitter, wodurch die Armee gerettet wurde. Donnerlegion wurde von nun an die 12. geheißen.

In den nicht deutschen römischen Ländern, Griechenland, Italien und Frankreich bestanden zu Ende des 2. Jahrhunderts theilweise blühende Christengemeinden. Bedenken wir nun den Missionseifer, welcher damals bei den Neubekehrten gefunden wurde, so müssen wir es für höchst wahrscheinlich halten, daß es auch von dieser Seite an Bekehrungsversuchen in Deutschland nicht gefehlt hat.

Geschichtlich erwiesen ist es, daß solche Versuche von Vienne, Lyon und Besançon in Frankreich und von Mailand in Italien aus in der Schweiz gemacht worden sind. In Genf, Avenche, (Aventicum) und Windisch (Vindonissa) haben schon früher kleine christliche Gemeinden bestanden.

Von Griechenland aus wurden die Ostgothen bekehrt. 325 war ein gothischer Bischof bei der berühmten Kirchenversammlung zu Nicäa zugegen. Nicht lange darauf übersetzte Ulphilas das neue Testament in die gothische Sprache. Die ihnen nahe verwandten Westgothen nahmen 375 bei ihrem Vordringen in die römischen Provinzen das Christenthum an.

Der Bischof Irenäus von Lyon um 200 beruft sich, um die Einheit des christlichen Glaubens zu beweisen, ausdrücklich auf die Kirchen in Deutschland. Ebenso rechnet der Kirchenvater Tertullian um 220 unter die Völker, bei denen die Predigt vom Kreuze Eingang gefunden habe, die Deutschen. Dabei rühmt er den Heiden gegenüber: „Wir Christen sind von gestern her und haben doch all das Eure erfüllt. Städte und Inseln, das Lager, sogar den kaiserlichen Palast, den Senat (die Ständeversammlung) und die Gerichtsbehörden."

2. Sagen von Aposteln und Apostelschülern als Missionäre in Deutschland.

Schon früher betrachteten es die Christengemeinden als eine besondere Ehre, wenn sie sich rühmen konnten, von einem Apostel oder Apostelgehülfen gestiftet worden zu sein. Um dieser Ehre theilhaftig zu werden, suchte man mancherlei Sagen zu verbreiten, welche wenigstens in der Ausdehnung wie sie uns vorliegen, der geschichtlichen Begründung entbehren. So wird uns z. B. erzählt, daß Petrus in der Schweiz, zu Feldkirch in Vorarlberg, Barnabas um Konstanz, Paulus in der Gegend von Nördlingen, Donauwörth und Regensburg die Heiden zur Gemeinschaft mit Christo eingeladen habe. Der II. Timotheus 4,10 erwähnte Crescens soll in Gallien und in der Gegend von Mainz das Wort Gottes verkündigt haben. In einer sehr alten Bibel, welche zu Genf aufbewahrt wird, stehet am Ende geschrieben, die Kirche daselbst wäre von den beiden Schülern der Apostel Peracidus und Dionysius, Bischöfen zu Vienne gegründet worden. Einer der 70 Jünger (Aegistius), soll im nördlichen Deutschland bei Bardewieck an der Elbe und unter den Friesen gepredigt haben.

Als Apostelschüler werden auch Eucharius und dessen Gefährten Valerius und Maternus genannt. Von diesen heißt es, sie hätten in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts den Grund zu den christlichen Kirchen am Rheine gelegt und von der Schweiz bis Belgien Alles mit dem Evangelium Christi erfüllt. Gar Wunderbares wird über sie berichtet. Auf ihrer Wanderung kamen sie in den Elsaß und nahmen in einem Dorfe Elley ihren Aufenthalt. Ihre Wirksamkeit war von glücklichem Erfolge, als auf einmal Maternus einem heftigen Fieber unterlag. Seine Gefährten waren durch diesen Todesfall so heftig erschüttert, daß sie nach Rom zurückzukehren und Petro von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben beschlossen.

Petrus beruhigte sie, gab ihnen seinen Bischofsstab mit und befahl ihnen mit demselben den Leichnam zu berühren, damit

durch dessen Auferweckung die Wahrheit ihrer Predigt bekräftigt würde.

Es geschah, wie ihnen der Apostel verkündigt hatte. An der Stelle, wo Maternus begraben gewesen war, wurde eine Kirche erbaut, nach welcher noch in späteren Jahrhunderten zahlreiche Wallfahrer pilgerten.

Vom Elsaß reisten die Missionäre über Speier und Worms nach Trier. Hier trennte sich Maternus von seinen Gefährten, weil er anderwärts selbstständig Missionsversuche machen wollte. Er that es in Bonn, Köln, Tongern u. s. w. bis in die Ardennen hinein. In Tongern gründete er eine ansehnliche Gemeinde, deren erster Bischof er wurde. Die Sage fügt hinzu, er habe seine beiden Gefährten überlebt, und wäre 149 nach Christi Geburt gestorben. Er soll ein und dieselbe Person mit dem Jüngling von Nain gewesen, und also zweimal ins Leben zurückgekehrt sein.

Eucharius hatte unterdessen in Trier das Netz des Evangeliums ausgeworfen, anfangs nur mit geringem Erfolg, aber als er den einzigen Sohn einer Witwe vom Tode auferweckt, fand er viele Anhänger. Er wurde Bischof der neuen Gemeinde und wirkte 23 Jahre in ihrer Mitte.

Sterbend empfahl er den Valerius zu seinem Nachfolger. Sein Todestag wird noch immer im Bisthum Trier feierlich begangen.[18]) Ein anderer Apostelschüler soll Beatus gewesen sein. Er war ein Schotte von Geburt und soll sich nach Rom begeben haben, um sich daselbst weiter auszubilden. Er wurde mit Barnabas, dem Gehülfen von Paulus, bekannt, und durch diesen zu Christo bekehrt. Später begab er sich in die Schweiz, und zwar in die Gegend des vierwaldstädter Seees, um die dort wohnenden Heiden für den Christenglauben zu gewinnen. Den Rest seines Lebens brachte er in einer schauerlichen Einöde zu, wo er mit seinen Gefährten von Wurzeln und Kräutern lebte.

Der Beatusberg und die Beatushöhle, unfern des Thuner Seees, haben seinen Namen im Gedächtniß des Volkes verewigt.[19])

Ebenso erinnern in Graubündten die Lucienhöhle und der Luciensteig an eine freilich erst im 9. Jahrhundert auftauchende Sage, daß ein gewisser Lucius in der dortigen Gegend eine gesegnete Wirksamkeit ausgeübt habe.

Er soll ein König von England gewesen sein und auf seinen Wunsch vom Papst zwei apostolische Männer zum Unterricht im Christenthum erhalten haben. Als er den Herrn kennen gelernt soll er seine Krone niedergelegt haben, um in andern Ländern ein Zeuge für den Heiland zu werden.

In Augsburg wurde er wegen seiner Predigt von Christo in einen Brunnen geworfen aber mit Hilfe der anwesenden christlichen Glaubensgenossen wieder errettet. Er wendete sich nun nach dem Gebirge und kam in die Landschaft, welche damals Rhätien hieß und nun Graubündten genannt wird. Mit vieler Mühe erstieg er einen steilen Berg, der auf seinem Wege lag. Es ist dieses die sogenannte Luciensteige, so wie die wilde Höhle, in welcher er sieben Tage mit Fasten und Beten zugebracht haben soll, Lucienhöhle heißt. Anfangs wollten die Bewohner von der Lehre des Fremdlings nichts wissen; als aber derselbe ein Paar Auerochsen zähmte und mit denselben Holz nach seiner Zelle fuhr, erschien er den Leuten wie ein höheres Wesen. Sie hörten nun seinen Ermahnungen und Belehrungen aufmerksam zu. Er soll bis Regensburg und Salzburg gekommen, aber wieder nach Graubündten zurückgekehrt und daselbst gestorben sein. Mit ihm soll seine Schwester Emerita in der dortigen Gegend gewirkt haben. Sie lebte abgesondert von ihrem Bruder, mit Werken der Liebe nicht minder wie mit dem Unterricht im Christenthum beschäftigt. Aber wie sehr sie auch bemüht war, jedem Leidenden mit Trost und Hilfe beizustehen, die verblendeten Heiden sannen auf ihr Verderben und verbrannten sie unter wildem Geschrei. Als ihr Bruder Kunde von der Frevelthat erhielt, sammelte er ihre Gebeine, um sie der Erde zu übergeben, auf welchem Orte später eine Kapelle errichtet wurde.

Geschichtliche Thatsache ist es, daß schon im 5. Jahrhundert das Lucienkloster zu Chur bestanden hat. [20])

3. Die thebaische Legion.

Am bekanntesten und berühmtesten ist die Erzählung von der sogenannten „thebaischen Legion." Dieselbe führte diesen Namen, weil ihre Soldaten aus Aegypten stammten und besonders aus Theben der Hauptstadt Aegyptens. Sie wurde im Jahre 286 aus dem Morgenland nach Italien beordert, da in Gallien (Frankreich) eine weit verbreitete Empörung ausgebrochen war. Der Kaiser Diocletian, ein Feind der Christen, hatte seinen Mitregenten Maximian beauftragt, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres den Aufruhr zu dämpfen. Als derselbe die Alpen überstiegen hatte, machte er einige Tage Halt, um die Soldaten von den Beschwerden des Marsches über die steilen und unwegsamen Berge ausruhen zu lassen. Es geschah dieses bei Martinach am Fuße des St. Bernhards, auf einer schönen Ebene an den Ufern der Rhone. Maximian gebot, die ganze Armee sollte den Göttern ein feierliches Opfer bringen, um deren Beistand für den Feldzug zu gewinnen.

Die thebaische Legion, welche meistens aus Christen bestand, weigerte sich dem Befehl zu gehorchen und zog unter Anführung ihrer sämmtlichen Hauptleute in einen 3 Meilen entfernten Engpaß, Agaunum, jetzt St. Moritz genannt. Sie erklärte, daß sie bereit wäre, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wenn man ihr gestatten wolle, Gott zu geben, was Gottes ist. Mehrmals forderte sie Maximian auf, an dem Opfer Theil zu nehmen. Die Soldaten verharrten bei ihrer Weigerung. Der erzürnte Kaiser verhängte nun eine Strafe über sie, welche bei dem römischen Heere nicht selten vorkam. Es sollte der 10. Mann durch das Loos erwählt und niedergehauen werden. Ohne Murren und Widerstreben unterwarf sich die Legion dem grausamen Urtheil. Die Sterbenden und Lebenden trösteten sich unter einander und er-

mahnten sich zu standhafter Beharrlichkeit. Auch die übrig geblieben waren, bedurften der Stärkung; denn der Befehl zum Opfern wurde unter wiederholten Drohungen erneuert. Die Thebäer konnten um so weniger weichen, da sie zugleich beschwören sollten, daß sie die christlichen Gallier zu bekämpfen bereit wären. Maximian ließ abermals den 10. Mann ermorden.

Mauritius, der Oberste der Legion, und die nach ihm zu befehlen hatten, Exsuperantius und Candidus sprachen ihren Kameraden zu, im Hinblick auf den himmlischen Lohn bereitwillig für ihren Glauben zu sterben. In gleichem Geiste bemerkten sie dem Kaiser, sie wollten ihm gerne gehorchen, so lange er nichts begehre, was ihrer Christenpflicht widerstrebe. Sie hatten bisher mit unerschütterlicher Treue für den Kaiser gekämpft, aber sie könnten diese Treue nicht halten, wenn sie schlecht genug wären, solche gegen Gott zu brechen. Sie hätten die Waffen in Händen, aber sie würden solche nicht gebrauchen, indem sie bereit wären, dem Beispiele ihrer Kameraden zu folgen und den Tod für den Heiland zu erdulden.

Maximian glaubte nun die äußerste Strenge anwenden zu müssen. Die ganze Legion wurde getödtet. Denn keiner wollte sich zum Opfern bequemen; Keiner widersetzte sich, wie der Kaiser von Allen befürchtet hatte.

Nach diesem schauerlichen Blutbade plünderten die Mörder das Lager der Erschlagenen; sie freuten sich der reichen Beute und schmausten fröhlich mit einander, als ob sie eine Heldenthat verrichtet hätten. Während sie also guter Dinge waren, kam Viktor, ein alter Soldat, welcher nicht zu ihnen gehörte, vorüber. Sie luden ihn ein, an dem Henkersmahle Theil zu nehmen. Er wandte sich voll Unwillens weg, und bejahte ohne Bedenken die weitere Frage, ob er ein Christ sei. Auf dieses Wort mußte er gleichfalls den Märtyrertod leiden.

An der Stätte, wo dieses geschehen sein soll, wurde später das Kloster St. Moritz erbaut.

Die Sage fügt weiter hinzu: es wären 6600 Mann gewe-

sen, welche also die Bluttaufe empfangen. Wir halten diese Zahl für übertrieben, wollen aber dadurch die Erzählung selbst nicht gänzlich verwerfen. Maximian war nach seinem bekannten Charakter einer solchen Grausamkeit fähig. Im römischen Heere dienten zahlreiche Christen. Die Bekenntnißtreue derselben ist auch durch sonstige Thatsachen erwiesen.

Mancherlei Sagen schlossen sich weiter an diese Erzählung an, so daß schon dieser Umstand die Annahme einer Ausschmückung von einer einfachen Begebenheit wahrscheinlich macht. — Es wird nämlich behauptet, daß eine Anzahl der zur Legion gehörigen Soldaten bei dem Blutbade nicht zugegen gewesen wäre und darum dem Tode entgangen sei. Diese Glaubenshelden, von gleicher Gesinnung wie ihre Brüder, sollen sich an verschiedenen Orten zerstreut und durch Wort und That ein gutes Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt haben. Wie nicht anders zu erwarten war, fanden sie allenthalben bei ihren Glaubensgenossen freundliche Aufnahme. Von ihnen soll Ursus nach Solothurn, Felix mit seiner Schwester Regula nach Uri, Glarus und Zürich, Gereon, nebst 300 Gefährten nach Köln am Rheine, Cassius und Florentius nach Bonn und Thyrsus nach Trier gekommen sein.

Noch erinnern mancherlei Denkmäler, wie die Gereonskirche in Köln und das Bild von Felix und der Regula im Stadtwappen von Zürich an die weite Verbreitung der Legende. Die zwei Letztgenannten sollen nach längerer Wanderung sich in Zürich niedergelassen, daselbst viele Heiden bekehrt und die Christen in ihrem Glauben gestärkt haben. Als der Kaiser Maximian nach seiner Rückkehr von dem gesegneten Wirken der beiden Geschwister Kunde erhielt, gab er seinem Statthalter Befehl, dieselben zum Opfern zu nöthigen. Als aber Beide dem Beispiele der Gefallenen folgten, wurden sie enthauptet. Sie sollen noch einmal nach ihrer Enthauptung sich aufgemacht haben und mit den Köpfen unter den Armen nach einer Anhöhe gegangen sein, um die Stelle zu zeigen, wo sie begraben zu werden wünschten.

Dasselbe wird von Ursus und Viktor erzählt. Mehrmals

waren dieselben durch ein Wunder aus der größten Lebensgefahr errettet worden. Einmal war dieses durch ein himmlisches Licht geschehen, welches ihre Peiniger also erschreckte, daß sie nicht wagten, weiter die Hände an dieselben zu legen; das andere Mal soll ein heftiger Platzregen die Flamme des schon brennenden Scheiterhaufens ausgelöscht haben. Der kaiserliche Statthalter, so heißt es weiter, habe nun beide auf eine Brücke führen, ihnen daselbst den Kopf abschlagen und ihre Leichname in den Fluß werfen lassen. Sie sollen nun gleichfalls nach der Sage, ihre Köpfe an den Ort getragen haben, wo sie zu ruhen wünschten.

4. Die heilige Verena.

Eine der lieblichsten, wenn auch in ihren Einzelnheiten noch weniger als die vorhergehenden beglaubigte Erzählung aus dem Kreise der Thebäer-Legende ist die von der heiligen Verena. Sie war eine Jungfrau von adeliger Herkunft, eine Verwandte des Mauritius. Während dieser mit seiner Schaar bei Martinach die Bluttaufe empfing, lebte sie als verlassene Waise in einer Familie zu Mailand, bei welcher sie ihr Vormund, der erwähnte Viktor, untergebracht hatte. Bei der allgemeinen Christenverfolgung, welche in damaliger Zeit der Kaiser Diocletian veranlaßt hatte, kamen auch über die Christen zu Mailand Leiden und Trübsale. Verena bewies dabei ihre Christengesinnung, indem sie bei den Gefangenen aus- und einging, und weder die Schrecknisse des Kerkers, noch die Gefahr für ihre Freiheit und ihr Leben beachtete. Aber bald wurde ihr diese christliche Liebesthätigkeit untersagt; der Familienvater, bei welchem sie lebte, wurde gefangen gesetzt, sie selbst als eine Fremde aus der Stadt vertrieben. Auf ihrer Wanderung nach der Schweiz, wo sie in den verborgenen Thälern eine Zuflucht zu finden hoffte, kam sie in die Gegend, wo die thebaische Legion gefallen war. Hier hörte sie von der Greuelthat, sowie auch von dem Tode ihres Vormunds Viktor; sie eilte deßhalb weiter und fand bei einer Witwe in der Gegend von Solothurn

eine gastliche Aufnahme. Aus Furcht vor Entdeckung und Strafe wollte aber die Frau die fremde Christin nich länger beherbergen; darum zog sich Verena in eine Höhle zurück, wo sie sich mit Verfertigung weiblicher Arbeiten, welche jene Witwe verkaufte, ihren Unterhalt erwarb. Bald kamen christliche Frauen und Jungfrauen, welche von ihrem Aufenthalt gehört hatten, zu ihr, um in ihrem Umgang Stärkung für ihren Glauben zu empfahen. Sie heilte auch Kranke durch ihr Gebet und zog dadurch viele Heiden herbei, welche zugleich mit der äußeren Hilfe Erkenntniß des Heiles empfingen.

Zum Andenken ihres Aufenthaltes wurde später eine Kapelle bei der Höhle erbaut.

Auch Hyrtakus, der römische Beamte in Solothurn, bekam Kunde von ihrer Anwesenheit und ihrem Treiben. Er ließ sie vor sich bescheiden, um sie durch gute Worte oder, wenn es nöthig wäre durch Drohungen in ihrem Glauben wankend zu machen. Alles war umsonst. Verena fürchtete den Tod nicht, da sie Lust hatte abzuscheiden, um bei Christo zu sein. Sie wurde einstweilen in das Gefängniß geworfen.

Unterdessen erkrankte Hyrtakus, kein Arzt konnte ihm helfen oder seine Schmerzen erleichtern. Ebensowenig waren die Gebete an die heidnischen Götter von Erfolg. In dieser Noth ließ er die christliche Jungfrau aus dem Gefängnisse holen und sagte zu ihr: „Verena! ich habe gehört, du habest durch dein Gebet viele Kranke gesund gemacht. Verzeihe mir, was ich dir gethan habe, und rufe deinen Gott an, daß er sich meiner erbarme.“ Hyrtakus wurde gesund und gab nun Verena die Erlaubniß, wo sie wolle zu leben und ihren Glauben zu bekennen. Sie bezog nun eine anständige Wohnung, wo sich viele andere Jungfrauen zu ihr gesellten, um mit ihr ferne von der Welt für den Himmel zu leben. Der Ruf dieses christlichen Jungfrauenvereines, welcher für viele Leute in jener Gegend ein Salz geworden ist, verbreitete sich immer weiter. Aber gerade dieser Umstand bewog Verena,

sich ein anderes Plätzchen aufzusuchen, damit sie nicht zu Stolz und Eitelkeit verleitet würde.

Nachdem sie einige Zeit umhergewandert war, kam sie in einen Flecken, Zurzach mit Namen, der von lauter Christen bewohnt war. Sie war hocherfreut, wieder einmal in einer Kirche beten zu können. Der Geistliche traf sie in ihrer Andacht und nahm sie, da er ihr Schicksal erfahren hatte, als Haushälterin auf. Sie war treu und fleißig in ihrem Berufe, fand aber außerdem noch Zeit genug, Arme und Kranke zu besuchen. Jeden Tag ging sie in ein benachbartes Spital, den Leidenden Hilfe und Trost zu bringen. Ein Knecht des Pfarrers, welchem die strenge Aufsicht der neuen Haushälterin unangenehm war, verleumdete sie bei ihrem Herrn, als ob sie Geld und Vorräthe an Bettler verschwende. Der Pfarrer sah allenthalben im Hauswesen nach und fand Alles in Ordnung. Der Verleumder bekam bald darauf die fallende Sucht und mußte dankbar sein, daß er in das Spital aufgenommen wurde.

Ein anderer Verleumder glaubte seine Sache klüger anfangen zu müssen. Der Pfarrer hatte einen kostbaren Ring während der Fastenzeit abgelegt und der Verena zur Bewahrung gegeben. Diesen stahl der Bösewicht. Zu gleicher Zeit machte er dem Pfarrer die Anzeige, seine Haushälterin habe den Ring heimlicher Weise verkauft. Verena weinte bitterlich, als sie die Anklage hörte und sich nicht durch Vorlage des Rings verantworten konnte. Während der ganzen Nacht betete sie, Gott möge ihre Unschuld an den Tag kommen lassen.

Am nächsten Morgen ging der Pfarrer an den Rhein. Einige Fischer hatten so eben einen großen Salmen gefangen, und boten diesen dem Geistlichen zum Geschenke an. Man denke sich dessen Erstaunen, als sein Ring in den Eingeweiden des Fisches gefunden wurde. Der Ankläger mußte auf der Stelle bekennen, daß er den Ring gestohlen und ins Wasser geworfen habe, um Verena zu verderben.

Den Abend ihres Lebens wollte die gottselige Jungfrau in

der Stille und Einsamkeit zubringen. Der Pfarrer entließ sie nur ungern aus seinem Hause, bereitete ihr aber eine Wohnung in der Nähe der Kirche, wo sie später gottselig verschied. Ihr zu Ehren wurde zu Zurzach eine Gasse, durch welche sie tagtäglich nach dem Spital wanderte, die Weihegasse genannt und eine Kirche erbaut. Ihr Gedächtnißtag wird am ersten September gefeiert.

Aus dem Allen ergiebt sich wenigstens so viel, daß die Sage von der thebaischen Legion weit verbreitet und im Volksglauben tief eingewurzelt war. Nehmen wir dazu, daß das Wesentliche der Sage schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ausgebildet war, so können wir nicht zweifeln, daß wenigstens das Ganze eine geschichtliche Grundlage hat. [21])

5. Afra und der Bischof Narzissus.

Eine Christin anderer Art, aber ebenfalls, weil sie ihr Leben für den Heiland gelassen hat, als Heilige verehrt, war Afra in Augsburg. Sie wohnte als eine Fremde daselbst und soll mit ihrer Mutter Hilaria von Cypern gekommen sein. Man will weiter noch wissen, daß sie als eine Priesterin der Liebesgöttin Venus schon deßhalb nicht rein in ihrem Wandel gewesen sei.

Auch in Augsburg soll sie kein ehrenwerthes Leben geführt haben. Sie hatte eine Herberge für Fremde und war prachtvoll eingerichtet.

Eines Abends kamen zwei Reisende nach Augsburg und fragten nach einem Hause, wo sie übernachten könnten. Sie wurden zu Afra gewiesen. Diese merkte gar bald, daß die Gäste vornehme Personen wären und ließ deßhalb eine kostbare Mahlzeit herrichten. Als man sich zu Tische setzen wollte, hielt einer der Fremdlinge ein ergreifendes Tischgebet, deßgleichen sie noch niemals gehört hatte. Sie erkundigte sich, wer ihre Gäste wären und erfuhr, daß der Eine der Bischof Narzissus von Gerundium in Spanien sei, der Andere dessen Diakonus Felix. Beide waren wegen der ausgebrochenen Christen-Verfolgung aus ihrer Heimat geflohen.

Afra hatte schon von dem ernsten, gottesfürchtigen Leben der Christen gehört und fühlte nun dem frommen Manne gegenüber die ganze Größe ihrer Schuld. Weinend wärf sie sich auf die Kniee und bekannte ihr sündhaftes Treiben, und wie sie sich für ewig verloren halte.

Narzissus suchte sie zu beruhigen, da ja Christus gekommen wäre, die Sünder selig zu machen. Afra gelobte Buße und bat den Bischof, er möge sie der göttlichen Gnade empfehlen. Hierauf eilte sie zu den Genossinnen ihrer Sünde; sie erzählte denselben, was für eine Umwandlung mit ihr vorgegangen sei, und wie sie nun auch in Reue und Besserung ihren Mägden vorangehen wolle. Die Letzteren versprachen auch im Guten der Herrin nachzufolgen, wie sie es im Lasterleben gethan hatten.

Da es Nacht geworden war, stimmten die frommen Pilger dem Herrn einen Lobgesang an. Afra und ihre Dienerinnen hörten die ganze Nacht dem Beten, Singen und Predigen andächtig zu. Am andern Morgen kam ein Gerichtsdiener um die Fremdlinge, weil sie Christen waren, zu ergreifen.

Afra erwiederte, wie man erwarten könne, daß so fromme Leute in ihrem verrufenen Hause einkehren würden und wies damit die Gerichtsdiener ab. Sie versteckte hierauf den Bischof und seinen Begleiter auf dem Speicher hinter einem Haufen Flachs, und da sie dieselben auch hier nicht für sicher hielt, in dem Hause ihrer Mutter. Narzissus benutzte die Tage seiner unfreiwilligen Verborgenheit, um Mutter, Tochter, die Hausgenossen und einige Verwandte im christlichen Glauben zu unterrichten. Das Haus der Afra wurde zu einem Bethaus geweiht. Nachdem dieses geschehen war, zogen die Fremdlinge wieder weiter, Andern das Evangelium zu predigen.

Die Sinnesänderung der Afra erregte großes Aufsehen in der ganzen Stadt. Ihre früheren Freunde, welche sie jetzt mit Entschiedenheit von sich wies, wurden ihre Ankläger und brachten vor, daß die Bekehrten die Götter verachteten und eifrige Christen wären. Afra wurde vor den Richter geladen und von diesem

ernstlich ermahnt, sie sollte ein Opfer bringen; dann würde ihr kein Haar auf dem Haupte angetastet werden.

Eine rechte Christin könne sie doch nicht sein, da eine Sünderin wie sie in der Christengemeinde keine Aufnahme finden würde. Afra bekannte ihr früheres Leben, sprach aber zugleich ihre Zuversicht aus, wie sie hoffe durch den gerettet zu werden, der sein Blut vergossen habe zur Vergebung der Sünden. Da ihre Glaubenstreue durch kein Zureden, wie ernst es auch war, erschüttert werden konnte, wurde sie verurtheilt, auf einer Insel des Lech, den Feuertod zu erdulden.

Afra betete, bis ihre Stimme durch die auflodernden Flammen erstickt wurde. Als ihre Dienerinnen später nach dem Orte eilten, wo der Scheiterhaufen gestanden, fanden sie den Leib der Glaubensheldin noch ziemlich unversehrt. Sie meldeten dies alsbald der trauernden Mutter. Denselben Abend noch wurde die Leiche in einer Familiengruft unfern der Stadt beigesetzt. Mutter und Mägde wollten die Nacht am Grabe im Gebete verweilen.

Als der Richter dies hörte, befahl er seinen Dienern, sie sollten zu den Betenden gehen und denselben reiche Belohnung versprechen, wenn sie opfern wollten; im Weigerungsfalle sollten sie durch Feuer an der Gruft erstickt werden. Das Ende der Geschichte erräth wohl der Leser. Durch den grausamen Befehl wurde die Zahl der Märtyrer um einige vermehrt.

Die Gebeine der Afra wurden später in die Stadt gebracht und an der Stelle beigesetzt, wo die Kirchen zu St. Afra und St. Ulrich erbaut wurden.[22])

6. Bekehrung Constantins.

Wären diese Sagen reine Geschichten gewesen, so hätte das Christenthum zu Anfang des vierten Jahrhunderts weiter und fester im römischen Deutschland verbreitet sein müssen, als es in der Wirklichkeit der Fall war. Sichere Nachrichten von geord=

neten Christengemeinden liegen aus diesen Gegenden nicht vor. Wir treffen immer nur vereinzelte Christen an, manchmal auch eine Anzahl mit einander verbunden, wie z. B. zu Solothurn, in Wallis, in der Nähe von Basel u. a. m. In Genf sind die ersten Spuren von einem geordneten Gemeindeverband zu finden. Im nördlichen Theile der Schweiz verhinderten die wiederholten Einfälle der Deutschen, namentlich der Alemannen, die Bildung von Gemeinden.

Aehnlich war die Lage der Dinge in den Rheingegenden, wo wahrscheinlich in Trier die erste Christengemeinde zu suchen ist, wie in Oesterreich zu Lorch. Unter dem Drucke der Verfolgungen, denen die christlichen Unterthanen im römischen Reiche ausgesetzt waren, konnte sich kein Gemeindeleben bilden und entwickeln.

Die Sachlage änderte sich aber, als der römische Kaiser Constantin der Große die beschränkenden Gesetze mit anderen vertauschte und später selbst die Taufe empfing.

Es kämpften damals mehrere Kaiser um den Besitz des vielfach begehrten und doch gefahrvollen Thrones. Im Abendland standen sich Maxentius und Constantin einander gegenüber. Jener begünstigte das Heidenthum und war ein erklärter Feind der Christen; dieser war von seiner Mutter Helena mit Achtung gegen den Christenglauben durchdrungen worden; er hatte auch selber gesehen, wie die Christen sich als die treusten Unterthanen bewiesen und wie sie dem Maxentius gegenüber auf ihn ihre Hoffnung gesetzt hatten.

Als er nun 312 im Begriffe war, mit dem Maxentius in der Gegend von Rom eine Schlacht zu liefern, sah er, wie er selber erzählte, am Himmel ein Kreuzeszeichen mit der Verheißung: „In diesem wirst du siegen!“ Ein Traumgesicht bestätigte das Zeichen und der Erfolg bestärkte Kaiser Constantin in der Ueberzeugung, daß das Zeichen ein Ruf Gottes an ihn gewesen sei. Sein Gegner fiel von der Brücke in die Tiber.

Constantin erließ nun eine Menge Verordnungen zu Gunsten

der Christen, oder richtiger gesagt, er hob diejenigen auf, welche bisher als ein unerträgliches Joch auf den Christen gelastet hatten. Gerade aus diesen Erlassen ersieht man am besten, wie furchtbar drückend dieses Joch gewesen sein muß.

Der Kaiser verordnete ferner, daß Alle, welche um des christlichen Glaubens willen vertrieben, auf Inseln verbannt, zu Frohndiensten und sonstigen schimpflichen Verrichtungen verurtheilt worden waren, ihrer Heimat und ihrem früheren Stande, sowie ihrem Eigenthume wieder gegeben werden sollten. Diejenigen, welche ihre militärische Würde verloren hatten, sollten dieselbe wieder erhalten. Freigeborene, denen man ihren Adel entzogen, sollten wieder in ihre früheren Rechte eintreten. Alle confiscirten Güter sollten zurückgegeben werden; nur dürfe Niemand wegen des verlorenen Nießbrauchs Entschädigung beanspruchen. Es sollte den Christen nicht mehr verboten sein, sich zu gemeinschaftlicher Andacht zu versammeln. Die denselben entzogenen Versammlungsorte, möchten dieselben vom Staate besessen, oder von Privatpersonen gekauft worden sein, sollten aufs schleunigste wieder den Beraubten eingeräumt werden, ohne daß diese irgend welche Entschädigung dafür zu leisten hätten. [23])

Fast allenthalben im großen römischen Reiche, so weit sich Constantins Herrschaft erstreckte, also namentlich im römischen Deutschland, wuchsen die Christengemeinden, man konnte sagen, wie Pilze aus der Erde. Das geschah noch mehr, als der Kaiser die Christen sichtbarlich begünstigte, denselben an vielen Orten Kirchen erbaute, die Heilighaltung des Sonntags gebot u. s. w. Constantin hielt sich selbst einige Jahre in den Rheingegenden auf; er befestigte Köln, erbaute Deutz am rechten Ufer des Rheins; er machte Trier zum Hauptsitz der römischen Macht in den Grenzdistrikten. An allen diesen Orten begünstigte er das Christenthum um so mehr, da er sich mit der Hoffnung schmeichelte, die wilden Deutschen würden durch die Bekanntschaft mit dem christlichen Glauben sanfter und fügsamer werden. Auch seine Mutter Helena, bekanntlich eine eifrige Christin, soll in Köln

und Trier zur Befestigung des Christenglaubens viel beigetragen haben.

Einer der Söhne und Nachfolger Constantins, Constans, lebte eine Zeit lang zu Lorch in Oesterreich und befahl daselbst die heidnischen Tempel zu schließen.

Von nun an finden wir Bischöfe zu Köln, Trier, Tongern, bald auch zu Straßburg, Speier, Mainz, Lorch in Oesterreich, Sisseck in Steiermark, Augsburg in Bayern, Trident in Tyrol, Avenche, Chur und Augst bei Basel in der Schweiz. Gleichzeitige Schriftsteller erkennen den Zustand am Rhein als einen christlichen an. [24])

Als im Jahre 368 die Allemannen unter ihrem Herzog Rando die Stadt Mainz überfielen, wählten sie einen Sonntag zur Ausführung, weil sie da die Bewohner in den Kirchen glaubten und sich desto leichter einen günstigen Erfolg versprachen. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts flüchteten bei einem abermaligen Ueberfalle über 1000 Menschen in eine Kirche. [25])

Wie sehr wir aber auch durch diese Thatsachen die Behauptung, daß im vierten Jahrhundert das Christenthum im römischen Deutschland den Sieg errungen habe, glauben begründen zu können, so müssen wir doch auf der andern Seite das fernere Fortbestehen des Heidenthums anerkennen. Viele heidnische Inschriften aus der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts und aus späterer Zeit erheben dieses über allen Zweifel. 394 wird noch der Herstellung eines Göttertempels zu Köln gedacht.

Ebenso finden sich auch in den Donaugegenden aus derselben Zeit heidnische Denkmäler z. B. ein Stein zu Petau, welcher dem römischen Götzen Jupiter errichtet war.

Beim Einzug des Kaisers Theodosius am Ende des fünften Jahrhunderts in der Stadt Aemona, kommen ihm die heidnischen Priester unter den übrigen städtischen Beamten entgegen. [26]) Der heilige Severin trifft noch zu Ende des fünften Jahrhunderts heidnische Opfer an.

7. Verfall des Christenthums.

Die Römer waren, wie wir schon angedeutet haben, Werkzeuge in Gottes Hand, dem Christenthum in den verschiedensten Ländern der Erde den Weg zu bahnen; aber das Salz, welches die Fäulniß des damals lebenden Menschengeschlechts hätte verhindern können, waren sie nicht. Bei ihnen ging das Wort in Erfüllung: „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" In Rom selbst herrschte noch heidnischer Sinn und heidnische Sitte, ebenso in den übrigen Städten Italiens. Man besuchte den öffentlichen Gottesdienst, um sich daselbst mit einander zu unterhalten oder Geschäfte abzumachen. Man beobachtete wohl die christlichen Feiertage, ging zu dem Tische des Herrn, betheiligte sich aber auch zu gleicher Zeit an heidnischen Festen, welche mit Schmausereien, Trinkgelagen und Tänzen begangen wurden. [27])

Im fünften Jahrhundert nahm das heidnische Wesen zu Rom eher zu als ab. Der Papst Leo beklagte sich, daß Wahrsager und Zeichendeuter, Zauberer u. dgl. m. in größtem Ansehen stünden. Manche Leute gingen am Sonntage in die Kirche, an anderen Tagen in die Tempel der Götter. Als im Jahre 455 die Stadt Rom durch die Vandalen unter Genserich furchtbar verwüstet worden war, sollte ein Bußtag gefeiert werden, aber es fand sich fast Niemand bei dieser Feier ein. [28])

Wenn christliche Feste der Zeit nach mit öffentlichen Spielen zusammentrafen, so strömte die Menge nach den Schauspielhäusern, während die Kirchen nur wenige Besucher zählten.

In den Theatern wurden oft die unsittlichsten, jedes bessere Gefühl empörenden Schauspiele aufgeführt. Sclaven kämpften unter einander oder mit wilden Thieren bis auf den Tod, wobei unzählige ihr Leben verloren. Aber das Volk war von einer leidenschaftlichen Begierde, dergleichen zu sehen, beherrscht. Es war eine Genußsucht verbreitet, von welcher wir kaum eine Vorstellung haben. Der Wollust zu fröhnen, galt nicht im Gering-

sten für Schande. Für eine einzige Schmauserei wurden oft viele tausend Thaler verschwendet. Die Armen wurden unterdrückt, Gelderpressungen, Wucher, Spielwuth und Betrug waren alltägliche Erscheinungen. — [29])

Wie in Rom, so auch in den römischen Provinzen. Ein damaliger Geschichtschreiber [30]) erzählt: In Nordafrika wäre die Unzucht noch in höherem Grade herrschend als in der Kaiserstadt; sie wäre so allgemein, daß derjenige, welcher aufhöre ihr zu fröhnen; kein Afrikaner mehr zu sein scheine. In Karthago wären alle Laster auf einem Punkte vereinigt.

Ein anderer Schriftsteller [31]) hat das Leben in Gallien mit gleichen Farben geschildert. Unter den herbeieilenden Strafgerichten setzten die vornehmen Leute ihr üppiges Leben fort. Ihre täglichen Unterhaltungen waren Spiele, Bäder, Schmausereien. Dabei vergaßen sie das Elend des Landes. Nur einige Gebirgsgegenden, wie die der Arvener (Auvergne) machten eine rühmliche Ausnahme. Sollte es im römischen Deutschland besser gewesen sein?

Lesen wir ja doch von einem Zeitgenossen, [32]) er sei Zeuge gewesen, wie zu Trier die christlichen Bewohner, während die Franken die Stadt belagerten, sich bei ihren Schmausereien und Trinkgesellschaften ungestört belustigt hätten. Viermal wäre die Stadt in der größten Noth gewesen, aber statt sich zu bessern, hätten die Leute nur noch toller den Lustbarkeiten gefröhnt.

Dasselbe traurige Bild bietet uns Köln, wo vorzüglich zwei Laster, Geldgier und Trunksucht herrschend waren. Auch hier erhoben sich die Vornehmsten der Stadt nicht einmal vom Zechtische, als die Franken in die Stadt eingedrungen waren. [33])

Diesen entarteten Christen gegenüber, welche dazu beitrugen, daß der Name Christi unter den Heiden verachtet wurde, werden die Deutschen, welche doch größtentheils noch dem Heidenthume ergeben waren, rühmend hervorgehoben. In Spanien, wo die Unzucht noch mehr als in Rom verbreitet war, zeichneten sich die Vandalen als züchtige Barbaren aus. Als dieselben Afrika

erobert hatten, gaben sie auf der Stelle die schärfsten Gesetze gegen die bisher herrschend gewesenen Ausschweifungen. Die lüderlichen Personen wurden möglichst entfernt, die öffentlichen Häuser geschlossen u. s. w. Von den Gothen haben wir schon erwähnt, daß sie nur den unter ihnen lebenden Römern die Freiheit gelassen, sich der Wollust zu ergeben, sie sebst aber einen unzüchtigen Volksgenossen nicht unter sich geduldet haben würden.

Von dem westgothischen Könige Theoderich wird berichtet, seine Tafel wäre einfach gewesen, wie die eines gewöhnlichen Privatmannes, er habe weniger Werth auf die Pracht der Geschirre als auf geistreiche Unterhaltung gelegt. [34])

Welch ein Gegensatz gegen die üppigen Römer und die gleichgesinnten Gallier!

Wo solch ein Pfuhl von Lastern verbreitet war, da konnte das Verderben nicht ausbleiben. Den Deutschen war es durch Gottes Rathschluß übertragen, ein wohlverdientes Strafgericht über die stolzen Römer zu vollziehen.

Schon im 3. Jahrhundert machten die im südwestlichen Deutschland wohnenden Allemannen öftere Einfälle in das römische Gebiet. Noch vor Ende desselben Jahrhunderts mußten die Römer das Zehntland großentheils räumen. Immer häufiger und immer drohender wurden die Ueberschreitungen der Grenzen von Seiten der Deutschen. Es sollte die Karte des damaligen Europa's gänzlich verändert werden, wie schon der Name „Völkerwanderung", mit der jene Zeit charakteristisch bezeichnet wird, andeutet. Der Strom wälzte sich im Allgemeinen von Osten nach Westen. Ein wildes, asiatisches Volk, die Hunnen, war nach Europa gekommen und vertrieb die Alemannen zwischen der Wolga und dem Don. Beide überfielen dann die benachbarten Ost- und sodann die Westgothen Hiermit war um 375 der Anfang der großen Völkerwanderung gemacht, welche über 300 Jahre gedauert hat. Wir können, ohne von unserem Gegenstande allzuweit abzuschweifen, den verschiedenen Zügen und Kämpfen nicht folgen. Wir begnügen uns blos mit der Hinweisung auf die Folgen, welche diese Bewegung für

das Christenthum, besonders im römischen Deutschland nach sich gezogen hat.

Der Bischof Hieronymus schreibt im Jahre 395 an einen Freund: „Es schaudert das Gemüth, den Untergang unserer Zeit zu verfolgen. Zwanzig Jahre sind es und mehr, daß zwischen Constantinopel und den Alpen täglich römisches Blut vergossen wird. An wie vielen ehrwürdigen Frauen und Jungfrauen vergreifen sich diese Ungeheuer: Bischöfe werden gefangen, Priester getödtet, Kirchen zerstört; an den Altären Christi werden Pferde eingestellt. Die Ueberreste der Märtyrer werden ausgegraben.“ 35)

Furchtbare Verheerungen richtete der Zug an, welchen die Hunnen unter ihrem König Attila um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach Frankreich unternahmen. Wurden sie auch 451 bei Châlons an der Marne geschlagen, so wurden hierdurch doch die Verwüstungen an Kirchen und Klöstern eben so wenig wieder gut, wie die ermordeten Christen lebendig gemacht. 476 erreichte das römische Kaiserthum durch Odoaker, einen Deutschen aus dem Stamme der Heruler, sein Ende.

Was früher von Deutschland in der Macht der Römer gewesen war, war nun wieder in den Händen der Deutschen.

Diese bewohnten unser Vaterland etwa in folgender Ordnung. In der Mitte zwischen der Elbe und dem Main, der Donau und dem Harz hatten die Thüringer ihren Sitz aufgeschlagen. Nördlich von denselben an der Elbe, der Weser und Ems breiteten sich die Sachsen aus. An den Küsten der Nordsee bis nach Holland hinein hatten die Friesen ihre alten Wohnplätze behauptet. Die von germanischen Stämmen verlassenen Länderstrecken östlich von der Elbe bis zur Ostsee wurden von slavischen Völkerschaften eingenommen. Am rechten Ufer der Donau, zwischen Enns und Lech, in dem Lande, welches von den Durchzügen kriegerischer Schaaren am meisten gelitten hatte, hatte sich aus den Resten früherer Bewohner, der Celtischen Bojer und vieler deutschen Stämme, ein neues Volk gebildet, das der Bayern. Westwärts, in einem Theil von

Würtemberg, Baden, Elsaß und der Schweiz lebten die Alemannen. Nördlich von diesen an beiden Ufern des Rheins bis tief in Frankreich hinein hatten sich die Franken eine Herrschaft gegründet.

Alle diese Völkerschaften waren noch dem Heidenthume ergeben; Grund genug zu der Behauptung, daß das Christenthum auf deutschem Boden in Verfall gerathen sei; wir sagen nicht, gänzlich vertilgt. Wie wir im Folgenden sehen werden, waren noch hier und da Ueberreste christlicher Gemeinden vorhanden.

Neue Missionäre aber waren nöthig, das Kreuz wiederum aufzurichten, wo es im Kriegsgetümmel niedergeworfen worden war und jetzt noch durch den Unglauben der neuen Herren zu Boden lag. Allerdings waren schon einige deutsche Völkerschaften unter der Herrschaft der Römer und durch den Einfluß derselben für das Christenthum gewonnen worden, aber gerade diese hatten sich außerhalb Deutschland niedergelassen. Wir nennen die Burgunder im Juragebirge und südöstlichem Frankreich überhaupt, die Westgothen im südwestlichen Frankreich und in Spanien, die Vandalen in Afrika, die Longobarden in Oberitalien. Diese alle wichen mit Ausnahme der Burgunder, von der katholischen Lehre ab, indem sie nach der Ansicht der Arianer die Wesensgleichheit des Gottessohnes mit dem Vater verwarfen. Die Bekehrung der Burgunder wird von einem griechischen Geschichtschreiber also erzählt: „Hier muß ich eines wichtigen Ereignisses jener Zeit gedenken. Ein Barbaren-Volk wohnt jenseits des Rheins, Burgunden genannt. Sie führen ein ruhiges Leben, arbeiten meistens als Werkleute und leben von dem damit Gewonnenen. Sie wurden öfters von den Hunnen überfallen, welche ihr Land verwüsteten und Viele von ihnen ums Leben brachten. Sie suchten in ihrer Noth nicht Zuflucht bei Menschen, sondern beschlossen sich einem Gotte zu übergeben. Als sie nun zu Herzen nahmen, wie der Gott der Römer denen gewaltiglich hilft, die ihn fürchten, wandten sie sich zum Glauben an Christum; sie zogen in eine Stadt Galliens und begehrten vom Bischof die christliche Taufe. Dieser

befahl ihnen, 7 Tage lang zu fasten, unterwies sie in den Anfangsgründen des Glaubens und taufte sie am 8. Tage. Mächtig kämpften sie nun gegen ihre Tyrannen, und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht."

Man hat gefragt, was für eine Stadt und was für einen Bischof, der Erzähler im Auge gehabt habe. Einige haben an Trier gedacht, Andere an Worms [36]; Andere noch ziehen die näheren Umstände in Zweifel [37], namentlich da von einem Siege der Burgunder über die Hunnen sonst nicht die Rede ist.

Wir geben zu, daß der Grieche falschen Nachrichten über die näheren Umstände gefolgt sei, doch die Hauptsache bleibt wahr, wie auch ein spanischer Geschichtschreiber um das Jahr 417 von den Burgundern erzählt, sie wären Christen und lebten sanft und harmlos im Gehorsam gegen die katholischen Geistlichen. Ueber 80,000 von ihnen waren auf einmal getauft worden. Zu bemerken ist noch, daß die Burgunder eine Zeit lang als Verbündete der Römer in Worms ihren Sitz hatten, wie schon das bekannte Nibelungenlied beweist.

8. Severin.

Es ist erfreulich, während dieser blutigen Kämpfe, bei denen die christliche Kirche Unsägliches zu leiden hatte, einen Mann zu finden der seinen Christenglauben durch ein, dem Vorbilde Jesu entsprechendes Leben bewährte. Es war dieses Severin. Er wird geradezu Apostel und Schutzengel Noricum's d. h. des vorderen Oestreichs genannt.

Um das Jahr 450 kam er, Niemand weiß woher, in jene gerade damals so vielfach heimgesuchten Gegenden. Allem Vermuthen nach war er in einem südlichen Lande, wahrscheinlich in Afrika geboren und zwar aus angesehener Familie. Da er absichtlich seine Herkunft verschwieg, so wagte ihn Niemand darüber zu fragen. Endlich faßte ein Priester den Muth dazu. Severin aber antwortete scherzend: „Wenn du mich für einen Flücht-

ling hältst, so sieh dich nach einem Lösegeld um, das du für mich geben könntest." Dabei fügte er hinzu: „Wisse der Gott, der dich zum Priesterthume berufen hat, hat auch mich gesandt, diesen schwer gedrückten Menschen Trost zu bringen."

Mit diesen Worten hat er den Lebensberuf bezeichnet, welchem er bis zu seinem letzten Odemszuge treu geblieben ist. Um besser für die Armen und Bedrängten sorgen zu können, lebte er überaus einfach und sparsam. Selbst im härtesten Winter ging er barfuß. Er errichtete in den meisten Städten, wohin er kam, eine förmliche Armenpflege, und brachte es dahin, daß das Volk freiwillig den Zehnten von seinen Einkünften zur Unterstützung der Dürftigen gab. Hierdurch erhielt er auch Mittel, manchen christlichen Gefangenen aus den Händen heidnischer Feinde loszukaufen. Bisweilen kamen die Bittenden in Schaaren zu dem christlichen Menschenfreunde, selten gingen sie ohne die gewünschte Hilfe, nie ohne Trost und guten Rath wieder weg.

Die da lässig waren im Geben, wurden auf mancherlei Weise zur Aenderung ihres Entschlusses bewogen. Als die Bewohner von Tiburnia der Auflage in Betreff des Zehntens nicht Folge leisteten, wurden sie bald darauf von den Gothen überfallen und geplündert. Allgemein erkannte man in diesem Ereigniß ein Strafgericht Gottes, so daß ähnliche Weigerungen seltener wurden.

Einst verweilte Severin in der Gegend von Fabiana (Wien), wo eine große Hungersnoth herrschte. Die Bürger schickten zu ihm mit der Bitte, er möge kommen, um Rath und Hilfe zu schaffen. Der Gottesmann kam und ermahnte vor Allem die Leute, sie sollten würdige Früchte der Buße bringen. Es wurden besondere Buß- und Betstunden angeordnet. Unter den Personen, welche zur Kirche kamen, sich in Demuth vor dem Herrn zu beugen, befand sich eine reiche Witwe, die noch einen Vorrath von Getreide besaß, solchen aber zurückhielt, um ihn noch theurer zu verkaufen. Severin redete ihr so eindringlich ins Gewissen, daß sie ihren Speicher öffnete und an sich die Erfahrung machte, wie Geben seliger sei denn Nehmen. Als auch ihre Vorräthe zu Ende

gingen fiel Thauwetter ein; es kamen einige Schiffe mit Brodfrucht auf der Donau und alle Noth war beseitigt.

Die Bewohner von Lorch gehörten auch zu denen, welche nicht immer der Verabredung gemäß den Zehnten entrichteten. Darum litten in einem minder fruchtbaren Jahre die Armen große Noth. Man vertröstete sie auf die nächste Ernte, wiewohl noch mehr, als zu ihrer Sättigung nothwendig war, in den Vorrathshäusern der Begüterten lag. Zum Schrecken derselben zeigte sich auf einmal der Mehlthau an den Früchten des Feldes. Severin wurde herbeigerufen, damit er sage, was zu thun sei. Man kann sich den Inhalt seiner Rede denken; die Leute gingen in sich und die Plage wurde entfernt.

Auch vielen Kranken soll der fromme Mann durch sein Gebet geholfen haben. Ein Jüngling unter dem benachbarten Volke der Rugier lag schon 12 Jahre an einer bis jetzt unheilbaren Gliederkrankheit darnieder. Seine Mutter begab sich zu Severin, welcher auf ihre Bitten erwiederte: „Deine hohe Meinung von mir beugt mich nieder; es steht nicht in meiner Macht, solche Dinge zu thun. Nur Gott vermag dieses, den muß man anrufen um Christi willen." Er betete nun, mit seinen Begleitern. Nach einigen Tagen war der Sohn gesund.

Ganz außerordentlich war der Eindruck, welchen Severin durch sein Auftreten und seine Rede auf Andere machte. Der Alemannenfürst Gibold näherte sich mit einem großen Gefolge der Stadt Passau. Severin ging auf Bitten der Bürger dem gefürchteten Manne entgegen und redete demselben so eindringlich zu, daß dieser zu zittern anfing und später bekannte, er habe noch nie, weder in einer Schlacht, noch bei andern Gefahren eine solche Furcht empfunden. Er erlaubte dem Gottesmanne einen Wunsch auszusprechen. Severin bat um Schonung des römischen Gebietes und um die Freiheit der gefangenen Bewohner desselben.

Gibold gab nach einiger Zeit 70 Gefangene los, und versprach, noch andern die Freiheit zu schenken.

Alle Muthlosigkeit verschwand, wo Severin zum Vertrauen

ermahnte. Als er einst in Wien seinen Aufenthalt hatte, schweifte ein großer Haufe feindlicher Krieger bis vor die Thore der Stadt. Plünderung und Verwüstung bezeichnete ihren Weg. Severin begab sich, da viele Leute klagend und weinend zu ihm gekommen waren, zu dem Stadthauptmann, denselben aufzufordern, daß er den Plünderern nachsetze. Dieser erwiederte, er habe nur wenige Soldaten, und zwar schlecht bewaffnete. Severin bemerkte, es käme auf die Menge nicht an, der Allmächtige könne auch den Schwachen den Sieg verleihen; der Stadthauptmann ermannte sich und schlug die Feinde zwei Meilen von Wien.

In vielen Fällen bewies Severin eine ganz ungewöhnliche Gabe, kommende Ereignisse vorher zu sehen, daß wir, die wir der Zeit, in welcher er lebte, ferne stehen, uns vergeblich bemühen würden, den Sachverhalt zu erklären. Alles Mitgetheilte geradezu leugnen wollen, erlaubt die ganze Darstellung der ersten Lebensbeschreibung nicht, welche wir einem Schüler von ihm verdanken. Wir wollen dem Leser einige Thatsachen mittheilen, ihm überlassend, was er darüber urtheilen will.

Einst schickte der Heilige den Bewohnern von Salzburg einen Boten mit der dringenden Aufforderung, sie möchten schleunigst die Stadt verlassen. Seine Warnung wurde verlacht, ebenso eine zweite, noch eindringlichere. Die Salzburger mußten es bitter bereuen; sie wurden von den Herulern überfallen und gefangen genommen. Als Odoaker, zwar ein stattlicher Jüngling, sonst aber dem Aeußeren nach keineswegs als zum Herrscher geboren gekennzeichnet, den Gottesmann in seiner Hütte besuchte, sagte ihm dieser, mit bestimmten Worten seine künftige Größe voraus und ermahnte ihn dabei, die christliche Demuth nicht zu verleugnen. Wir könnten noch ähnliche Beispiele in Menge anführen, begnügen uns aber zu erwähnen, daß Severin zwei Jahre vor seinem Tode, dessen Eintritt und sogar den Todestag verkündigt haben soll. Vor demselben versammelte er seine Brüder um sich, und ermahnte sie mit ernsten Worten, einen christlichen Wandel zu führen. Schändlich wäre es, wenn die Weltmenschen in Sünde

verfielen, schändlicher aber, wenn es bei Christenmenschen vorkäme. Bei diesen sollten sich selbst in Gang und Haltung die Tugenden ihres Meisters spiegeln.

Er starb im Jahre 482 in der Nacht vom 7 bis 8 Januar.

Wer will es leugnen, daß dieser Mann mit größerem Rechte als hundert Andere, welchen diese Ehre zu Theil worden ist, verdient hat, unter die Heiligen versetzt zu werden? Mag auch selbst seine Lebensgeschichte im Geiste der Zeit ausgemalt worden sein, der einfache Schattenriß, welcher jedenfalls übrig bleibt, zeigt uns, was eine vom Geiste Christi durchdrungene Persönlichkeit zu leisten vermag. Er war es, der dem Verderben der Zeit hemmend entgegen trat, auch sehen wir unwiderleglich gewiß, daß in jenen Tagen das Land zwischen Wien, Salzburg und Passau ein durchaus christliches war.

9. Ursula.

Wir wollen dieses Kapitel mit einer Legende beschließen welche, wie wenig sie auch in ihren Einzelnheiten beglaubigt erscheint, eine weite Verbreitung gefunden hat und durch die Ursulinerkirche zu Köln in dauerndem Andenken erhalten wird. In Britannien lebte, so erzählt die Legende, ein König Deonatus, der keine Söhne, aber eine Tochter Namens Ursula hatte. Holofernes, ein benachbarter Prinz, begehrte dieselbe zur Ehe. Der Vater fürchtete sich, dem mächtigen Freier eine abschlägliche Antwort zu geben und doch hatte seine Tochter eine unwiderstehliche Abneigung gegen diese Heirath. Durch eine Erscheinung belehrt, stellte dieselbe die Forderung, daß ihr eine dreijährige Frist zu einer Pilgerreise nach Rom gestattet werde. Ihre zehn Gespielinnen sollten sie begleiten und jede derselben noch 1000 Gefährtinnen haben. Aus allen Theilen der Erde, namentlich aus Constantinopel und Sicilien, wo eine Schwester von Ursula's Mutter Königin war, kamen Jungfrauen herbei, sich an der Fahrt zu betheiligen.

Nachdem sich die 10,011 Jungfrauen in der Schifffahrt geübt hatten, gingen sie zur See und fuhren den Rhein hinauf bis Basel, von wo aus sie über die Alpen nach Italien wanderten. Auf demselben Wege kehrten sie, nachdem sie in Rom ihre Andacht verrichtet hatten, wieder bis nach Köln zurück. Hier wurden sie von den Hunnen überfallen und getödtet. Ursula war noch allein am Leben. Der Anführer der Hunnen, von ihrer Schönheit geblendet, begehrte sie zum Weibe. Mit Entschiedenheit wies sie aber den Antrag zurück und fiel, vom Pfeile des verschmähten Liebhabers getroffen, todt zur Erde.

Gleich nach dem Blutbade wurden die Hunnen, durch eine himmlische Erscheinung erschreckt, aus der Gegend verscheucht. Die Bürger eilten an den Ort des Schreckens, die Leichname zu beerdigen. Der Bischof Jakob, welcher sich während des Blutbades in einer Höhle verborgen hatte, gab die Namen der Gefallenen an, welche auf steinerne Tafeln geschrieben wurden, um das Grab einer jeden zu bezeichnen.

Ein aus dem Morgenlande herbeigekommener Pilger begann sogleich den Bau einer Kirche zur Ehre der Erschlagenen.[38])

Drittes Kapitel.

Bekehrung der Franken.

1. Chlodwig wird ein Christ.

Bisher haben wir von verschiedenen deutschen Völkerstämmen gesprochen, welche in Beziehung auf Sitte und Sprache, sowie in Beziehung auf Gottesverehrung die größte Aehnlichkeit hatten, sonst aber von einander unabhängig waren und oft in gegenseitiger Feindschaft lebten. Sollte jemals Deutschlands Einheit verwirklicht werden, so mußte eines dieser Völker über

die andern, wenigstens über die, welche auf dem deutschen Boden ihre Wohnsitze hatten, die Oberhand erringen. Hierzu waren von der göttlichen Vorsehung die Franken erkoren, deren Namen zuerst um die Mitte des dritten Jahrhunderts erwähnt wird.

Es war dieses nicht ein neu eingedrungener Völkerstamm, sondern eine Vereinigung schon vorhandener, in der Nähe des Rheins wohnender Deutschen, wie der Sigambrer, Chatten, Chamaven, Brukterer u. s. w. Im fünften Jahrhundert dehnten die Franken ihre Herrschaft besonders auf dem linken Rheinufer immer weiter aus, indem sie einen großen Theil Galliens eroberten.

Ihre Bekehrung war für die Verbreitung des Christenthums in Deutschland von ganz besonderer Wichtigkeit; denn unter ihrem Schutze und zum Theil durch ihre Vermittlung und Thätigkeit sollte den noch heidnischen Deutschen das Wort des Lebens verkündiget werden. Sie waren die erste germanische Völkerschaft, welche auf deutschem Boden den Heiland verehrte, und die erste, welche der angenommenen Kirchenlehre von der Gottheit Christi, im Gegensatze zum Arianismus der Gothen, Longobarden und Vandalen huldigte.

Aus dem Gesagten ergibt sich, warum die christlichen Bischöfe, den Papst an der Spitze in lauten Jubel ausbrachen, als der Frankenkönig Chlodwig mit zahlreichem Gefolge sich zur Taufe bequemte. Schienen auch die Franken bei der unter ihnen verbreiteten Sittenlosigkeit ebenso wenig, fast noch weniger als die Römer geeignet, als Träger des christlichen Geistes dem damals immer mehr dahinsiechenden Menschengeschlecht neues Leben einzuhauchen, so konnten sie doch als Beleg dienen, wie das Christenthum, wenn auch erst im Laufe von Jahrhunderten, auf ein entartetes Volk wohlthätig wirkt.

Ihre erste Bekanntschaft mit dem Christenthume ist von früherem Datum als ihre Bekehrung. Waren sie ja doch vielfach mit den Römern in freundliche und noch mehr in feindliche Berührung gekommen. Manche von ihnen waren in römischer Ge-

fangenschaft gewesen; sowie auch christliche Römer in der ihrigen; auch als sie die Herrschaft Galliens erlangten, war dieses ein christliches Land, wenn auch die Früchte des christlichen Glaubens, Tugend und Gerechtigkeit, nur spärlich zu finden waren, vielmehr das Gegentheil davon deutlich zu Tage trat.

Wie wenig früher die Franken dem Christenthume geneigt waren, zeigt das Beispiel eines ihrer Helden, Arbogast, welcher am Ende des vierten Jahrhunderts beim Ausrücken aus Mailand zum Kampfe gegen den Kaiser Theodosius sich die Aeußerung erlaubte, wenn er siegreich wiederkehre, werde er die Kirchen der Stadt zu Pferdeställen machen und die Geistlichen unter die Soldaten stecken.

Im fünften Jahrhundert finden wir einzelne Franken als Bekenner des Herrn, wie den jüngeren Arbogast, der um 472 Befehlshaber von Trier war. Aber der König, welcher zu Ende des Jahrhunderts (seit 481) einen großen Theil der Franken beherrschte, der in der Ueberschrift erwähnte Chlodwig, schien ähnliche Gesinnungen zu hegen wie der ältere Arbogast. Seine Soldaten vergriffen sich ungestraft an Kirchen und Altären. Doch muß er selbst gegen einen Bischof wenigstens freundschaftlichere Gesinnungen gezeigt haben, nämlich gegen den berühmten Remigius von Rheims. Er stellte demselben ein kostbares Gefäß zurück, welches seine Soldaten in einer Kirche entwendet hatten. Besonderen Eindruck sollen auf ihn die wunderbaren Heilungen, welche am Grabe des heiligen Martin von Tours geschahen, gemacht haben. Es wurden hier nämlich Epileptische, Nervenkranke, Lahme u. s. w. von ihren Uebeln befreit. Chlodwig wollte Anfangs die Sache nicht glauben, als man ihm davon erzählte; aber er überzeugte sich durch eigene Nachforschungen von der Wahrheit. [39])

Am meisten wurde er für seine spätere Bekehrung vorbereitet, da er die burgundische Königstochter Chlotildis zum Weibe erhielt. Diese hatte nur unter der Bedingung, daß sie der christlichen Religion treu bleiben dürfe, in die Heirath gewilligt. So

bald sie mit Chlodwig verbunden war, ging sie weiter, und wandte öfters ihre ganze Beredtsamkeit auf, denselben von der Nichtigkeit der Götzenverehrung zu überzeugen. Sie stellte ihm vor, daß die steinernen und hölzernen Götter weder sich, noch Andern helfen könnten. Dabei verwies sie auf die unsittlichen Handlungen, welche namentlich von den griechischen und lateinischen Göttern erzählt wurden.

Chlodwig erwiederte dagegen: „Alles ist auf Befehl unserer Götter hervorgebracht; es ist offenbar, daß euer Gott nichts vermag; man kann nicht einmal beweisen, daß er göttlichen Geschlechtes sei.“

Doch brachte es die Königin durch wiederholtes Bitten dahin, daß sie ihren ersten Sohn taufen lassen durfte. Als aber dieser noch im weißen Taufgewande, welches die Täuflinge acht Tage lang tragen mußten, wieder starb, machte ihr der König die heftigsten Vorwürfe, indem er sagte: „Wäre der Knabe meinen Göttern geweiht worden, so würden ihn diese beim Leben erhalten haben, nun, da er im Namen eures Gottes getauft worden ist, konnte er freilich nicht länger leben.“

Chlotildis dankte dem Herrn, daß er ihren Sohn gewürdigt habe, so frühe in das Himmelreich einzugehen. Sie ließ sich nicht abhalten, auch den zweiten dem Heiland darzubringen. Aber auch dieser erkrankte, so daß Chlodwig neue Veranlassung hatte, seiner Gemahlin Vorwürfe zu machen und ihr die Ohnmacht des Christengottes vorzuhalten. Die Königin flehte nun inständigst um die baldige Genesung des Kindes, und hatte die Freude, ihre Bitte erhört zu sehen. Doch den Sinn ihres Gatten zu ändern vermochte sie nicht. Der war hart, so daß er nur durch außergewöhnliche Ereignisse umgewandelt werden konnte. Solch ein Ereigniß sollte kommen und zwar nicht lange nachher.

Chlodwig wurde in einen Krieg mit den Alemannen verwickelt. Bei Zülpich, unweit Köln, fiel die Entscheidungsschlacht vor. Es hatte den Anschein, als ob die Franken geschlagen werden würden. Chlodwig selbst gerieth in Gefahr. Da erhob er

seine Augen gen Himmel und betete: „Dich, o Jesus, den meine Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, rufe ich um Hilfe an. Wenn Du mir den Sieg verleihest, will ich an Dich glauben und mich taufen lassen. Ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mir nicht geholfen. Beweise es, daß Du mächtiger bist als sie."

Der Kampf begann aufs Neue und zwar heftiger als zuvor. Die Franken waren von solchem Muthe belebt, daß ihnen kein Widerstand mehr geleistet werden konnte. Der König der Alemannen wurde getödtet, und diese, ihres Hauptes beraubt, versprachen, sich dem Sieger zu unterwerfen. Sie baten nur um Schonung ihres Lebens.

Chlodwig vergaß seines Gelübdes nicht, wie so viele Andere, welche im Glück nicht mehr daran denken, was sie im Unglück ihren Mitmenschen, oder wohl gar dem Herrn versprochen haben. Er war bereit, sich weiter im Christenthum unterrichten zu lassen. Der Bischof Remigius von Rheims wurde herbeigerufen, die Unterweisung zur Seligkeit zu ertheilen. Anfangs wollte der sanfte Sinn des Herrn und das Gebot der Feindesliebe dem kriegerischen Manne nicht gefallen. Auch das ist bezeichnend, was Chlodwig äußerte, als ihm der Bischof die Leidensgeschichte Jesu und das Verhalten der Juden gegen denselben erzählte; er sprach nämlich: „O daß ich mit meinen Franken dort gewesen wäre, ich wollte es den Juden vergolten haben!"

Noch immer fürchtete der König, die Großen des Reichs würden über ihn unwillig werden, wenn er die väterliche Religion verlasse. Er versammelte dieselben um sich, und legte denselben, nachdem er ihnen seinen Entschluß und die Gründe, welche ihn dazu bewogen hätten, mitgetheilt hatte, die Frage vor, ob sie nicht gleichfalls zu dem Gotte, der ihnen den Sieg gegeben habe, übergehen wollten. Einstimmig lautete die Erklärung derselben: „Großer König, wir entsagen unsern Göttern und sind entschlossen, an den Allmächtigen, welchen Remigius verkündigt, zu glauben."

Die Taufe sollte schon am nächsten Weihnachtsfeste vollzogen werden. Man wollte wegen der Wichtigkeit der Sache nicht warten bis zur Osterzeit, wie es sonst wol bei der Aufnahme Erwachsener ins Christenthum gewöhnlich war. Von allen Seiten strömte eine unermeßliche Menge Volkes herbei, der feierlichen Handlung beizuwohnen. Die Stadt Rheims konnte die Gäste nicht alle in ihren Mauern beherbergen.

Als der König, von dem Bischof an der Hand geleitet, in die prachtvoll erleuchtete und geschmückte, sowie mit Wohlgerüchen angefüllte Kirche trat, fragte er voll Verwunderung: „Ist hier das Himmelreich, welches Du mir verheißen hast?" Remigius antwortete: „Nein, aber es ist der Weg, zu demselben zu gelangen." Weiter sagte der Bischof: „Stolzer Sigamber! (So wurden die Franken genannt, zu denen Chlodwig gehörte) lege deinen Trotz ab! Bete an, was du verworfen hast, und verwerfe, was du angebetet hast." Nachdem die Taufe vollzogen war, sollte die Salbung vorgenommen werden. Hierbei aber war, wie die Sage berichtet, das Salböl vergessen. Es war unmöglich durch die dichtgedrängte Masse aus der Kirche zu kommen, um das Vergessene zu holen. Da soll nun eine schneeweiße Taube wie vom Himmel erschienen sein und ein Oelfläschchen in ihrem Schnabel gehabt haben. Dies Fläschchen wurde in dem Kloster des heiligen Remigius zu Rheims bis zur Zeit der Revolution aufbewahrt. Mit dem darin befindlichen Oel wurden die französischen Könige gesalbt. [40])

Nach dem königlichen Täufling wurden dessen Schwester Albofled und hierauf noch gegen 3000 Franken in das Christenthum aufgenommen.

Dem Aeußeren nach war Chlodwig bekehrt, in vieler Beziehung sogar ein eifriger Christ. Er ließ an vielen Orten neue Kirchen erbauen, vermehrte die Einkünfte anderer, und forderte seine Unterthanen auf, daß sie die christliche Religion annehmen möchten. Er achtete auf die Fürbitte der Geistlichen. Als er die Bewohner der Stadt Verdün wegen eines Aufruhrs züchtigen

wollte, ließ er Gnade für Recht ergehen, weil ein Priester durch Hinweisung auf den Herrn Christum seinen Zorn zu entwaffnen wußte. Besonders scheute er sich, den heiligen Martin von Tours, ohne dessen Schutz er keinen Sieg zu erlangen hoffte, zu beleidigen. Er verbot deßhalb einem bei der Stadt Tours vorbeiziehenden Kriegsheere, daselbst etwas Anderes als Wasser und Kräuter zum Unterhalte zu nehmen, und bestrafte einen Soldaten mit dem Tode, weil derselbe ein wenig Heu gestohlen hatte. Indem er zugleich der Kirche, in welcher der Heilige begraben lag, Geschenke machte, bat er Gott, er möge seinen Abgeordneten ein Zeichen geben, ob er in diesem Kampfe siegen würde. Als die Gesandten in die Kirche traten, hörten sie die Stelle aus dem 18. Psalm, wo es heißt: „Du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streit, du gibst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre." Die Gesandten nahmen diese Worte als die gewünschte Verheißung auf, und verkündigten in aller Eile ihrem Herrn die frohe Botschaft. Wirklich gewann Chlodwig den Sieg; er glaubte nun dem heiligen Martin seine Dankbarkeit beweisen zu müssen. Als er aber sein, demselben vor der Schlacht geweihtes, Pferd mit 200 Goldgulden lösen mußte, (da er nur 100 geben wollte, ging das Pferd nicht von der Stelle), konnte er nicht umhin zu äußern: „Der heilige Martin leistet zwar in der That gute Hilfe, aber man muß ihm dieselbe auch theuer bezahlen."

Der erwähnte Kriegszug könnte überhaupt als ein Beweis von Chlodwigs Eifer für die katholische Kirche angeführt werden, wenn nicht die Vermuthung noch näher läge, daß Eroberungsgelüste dabei besonders im Spiele gewesen seien. Es wohnten nämlich in einem nicht unbeträchtlichem Theile des südwestlichen Frankreichs die Westgothen unter ihrem Könige Alarich. Chlodwig versammelte die Großen seines Reichs und sagte zu ihnen: „Es thut mir in der Seele weh, daß diese Ketzer — sie waren Arianer — einen Theil von Gallien besitzen, laßt uns mit Hülfe Gottes das

Land uns unterwürfig machen.“ Die Franken waren bei der Hand, wo es galt, ihre Macht zu erweitern.

Daß bei Chlodwig das Eroberungsgelüste noch vorherrschend war, zeigt uns dessen Verhalten gegen seine eigenen Verwandten. Er suchte sie alle aus dem Wege zu räumen, um sich ihrer Herrschaft und ihrer Schätze bemächtigen zu können. Sein Vetter Siegbert von Köln hatte ihm noch gegen die Gothen Beistand geleistet. Statt ihm dafür dankbar zu sein, wiegelte Chlodwig den eigenen Sohn desselben gegen den Vater auf. Siegbert wurde von demselben ermordet. Aber auch der unnatürliche Sohn sollte sich nicht lange der frevelhaft erworbenen Erbschaft erfreuen. Zur Belohnung für seine Greuelthat wurde er von den Gesandten Chlodwigs, als er diesen die Schätze seines Vaters zeigen wollte, meuchlings um's Leben gebracht. Einen andern Vetter Chararich bekam Chlodwig, nebst dem Sohne desselben durch List in seine Gewalt. Er ließ den Vater zum Priester weihen und den Sohn zum Diaconus. Einen dritten Verwandten, den Rachnagar, welcher zu Cambray residirte, ließ er mit dem Sohne desselben gefangen nehmen, und da sie ihm gebunden vorgeführt wurden, rechnete er es ihnen als ein großes Verbrechen an, daß sie sich hatten fesseln lassen; er erklärte sie deßhalb für unwürdig zu regieren.

So war also dem „christlichen König“ kein Mittel zu schlecht, wenn er nur seiner Herrschsucht Genüge leisten konnte. Da er außerdem schon früher die Ueberreste der Römer in Gallien, sowie die Burgunder überwältigt hatte, so war er Herr von Frankreich und einem großen Theil von Deutschland geworden.

Wie segensreich hätte er wirken können, wenn er ein Christ gewesen wäre, in der wahren Bedeutung des Wortes! Aber sein Herz war noch unbekehrt. Und doch machte der Bischof Gregor von Tours die Bemerkung über ihn: „Täglich streckte Gott seine Feinde vor ihm nieder und vergrößerte seine Herrschaft, darum, weil er that, was ihm wohlgefiel.“

Diese Aeußerung eines sonst religiös gesinnten Mannes würde uns unbegreiflich sein, wenn wir nicht beachteten, wie Chlod-

wigs Bekehrung um ihrer Wichtigkeit willen und sein späterer Eifer für die Kirche und den katholischen Glauben, die sittlichen Fehler in den Augen der Geistlichen in den Hintergrund drängte, wo nicht ganz vergessen machte.

2. Ueberbleibsel des Heidenthums und wie diese beseitigt wurden.

Wie wichtig aber die Bekehrung Chlodwigs für Deutschland geworden ist, das Heidenthum wurde durch dieselbe nicht wie durch einen Zauberschlag beseitigt. Könnten wir der Lebensgeschichte des alemannischen Missionärs Fridolin, von welchem noch später die Rede sein wird, Glauben schenken, so hätten wir einen Beleg dafür, daß selbst unter Chlodwigs Gefolge noch viele Heiden gewesen seien, und daß an der königlichen Tafel noch Gefäße zu Trankopfern gestanden hätten. Aber auch abgesehen von diesem zweifelhaften Berichte, liegen uns vollkommen beglaubigte Thatsachen vor, welche das Vorhandensein des Heidenthums noch einige Jahrhunderte nach Chlodwig beweisen. Jene fränkischen Horden, welche unter Theodebert I. in Italien bald den Griechen, bald den Gothen ihre Dienste verkauften und treulos gegen beide handelten, brachten noch Menschenopfer, um die Zukunft zu erforschen und warfen beim Uebergang über den Po ermordete Frauen und Kinder gleichsam als Erstlinge des Kriegs in die Wellen.[41]) Unter Theoderich I., welcher von 512 bis 534 regierte, fand ein Geistlicher aus dem Gefolge des Königs in der Gegend von Köln einen Götzenhain, geschmückt zu Opfern und schwelgerischen Mahlzeiten. Der Diaconus zündete in Abwesenheit der Heiden das Heiligthum an. Als aber diese durch den aufsteigenden Rauch gewahr wurden, was geschehen war, verfolgten sie den Thäter bis vor den König und wurden nur mit Mühe von diesem besänftigt. Eine ähnliche Gelegenheit, einen Götzentempel zu zerstören, hatte Radegundis, die Gemahlin Chlotars, welche im Jahre 587 gestorben ist. Der Tempel lag wahrscheinlich auf dem Wege nach

Thüringen, in der Nähe des Rheins. Auch ihr wurde es nicht leicht, die Aufregung der zahlreichen Heiden zu beschwichtigen. [42])

Wir sehen also, daß die fränkischen Könige nicht darauf ausgegangen sind, mit Waffengewalt die Bekehrung des Volks zu vollenden.

Allerdings fehlt es nicht an königlichen Befehlen und Gesetzen, welche darauf hinwirken sollten, dem Christenthum den Sieg zu verschaffen. Childebert I. († 558) erließ folgende Verordnung: „Ueberzeugt, daß es zum Wohle des Volkes gereicht, den heidnischen Cultus zu verlassen, und dem höchsten Gotte in Reinheit zu dienen, haben wir diesen Befehl in alle Gegenden des Reichs zu schicken geboten, des Inhalts, daß alle diejenigen, welche nicht sogleich auf ihrem Grund und Boden die vorhandenen Götzenbilder vernichten, oder die Priester, welche es thun, daran hindern, uns persönlich vorgestellt werden sollen." Weiter verbietet er Trinkgelage, Possen, Gesang an christlichen Sonn- und Festtagen. Ebenso hat Childebert II. (575 bis 596) scharfe Bestimmungen über die christliche Sonntagsfeier erlassen. Der Uebertreter sollte, wenn er ein Franke wäre, mit 15 Schillingen — man denke, daß zwei Schillinge dem Werthe eines Ochsen gleich waren, wenn — ein Römer mit 7½, wenn ein Leibeigener, mit drei Schillingen oder mit Prügeln bestraft werden.

Noch im siebenten Jahrhundert hatten die christlichen Prediger, namentlich am unteren Rhein und an der Maas mit Ueberresten des Heidenthums zu kämpfen. Als die öffentliche Verehrung der Götter nachließ, flüchtete sich das Heidenthum in das Innere der Familien. Heidnischer Aberglaube dauerte selbst mit christlichem Gepräge und mitunter sogar durch das Christenthum gefördert, noch Jahrhunderte lang fort. Anstatt daß man früher aus dem Fluge der Vögel und aus den Eingeweiden der Thiere geweissagt hatte, schlug man jetzt die Bibel auf, um aus dem, was man zuerst darin zu Gesicht bekam, die Zukunft zu errathen. Man betrachtete, wie die heidnischen Vorfahren, jeden Kometen, jede nicht alltägliche Lufterscheinung als eine wichtige Vorbedeutung. Ungeachtet aller kirchlichen Verbote eilte

das Volk noch häufig zu Felsen, Brunnen, Wäldern und Bäumen, welche in früherer Zeit für heilig gehalten worden waren. Ein falscher Wunderglaube fand in der christlichen Reliquien- und Heiligen-Verehrung Nahrung. Der Bischof Gregor von Tours, welcher die Geschichte seiner Zeit mit unverkennbarer Wahrheitsliebe beschrieben hat[43]) weiß eine Menge von Thatsachen zu berichten, welche die fortdauernde Wundermacht des heiligen Martin von Tours erweisen sollen. Wir erwähnen zwei, welche er von sich selbst erzählt. Er war einst an der Ruhr so heftig erkrankt, daß jedermann an seiner Genesung verzweifelte. Alle angewandten Arzneimittel waren umsonst. Da ließ er sich Staub vom Grabe des Heiligen bringen und nahm denselben in einem Tranke ein. Nach wenigen Stunden konnte er sich wieder mit seinen Hausgenossen zu Tische setzen.

Solcher Heilungen hatte er 59 in dem 2. Buch über den heiligen Martin erzählt. Er wartete nun auf das 60 um das Buch zu schließen. Da empfand er einen heftigen Schmerz an der linken Schläfe, welchen er alsbald mit dem Vorhange vom Grabe des Heiligen heilte. Zehn Tage nachher ließ er sich zur Vorsorge gegen die Wiederkehr des Schmerzes zur Ader. Auf der Stelle zeigte sich der Schmerz so heftig, daß Gregor sein Unrecht erkannte und den Heiligen wegen seines Unglaubens durch Reue und Gebet zu versöhnen suchte. Durch abermalige Berührung mit dem Vorhang wurde das Uebel beseitigt.[44])

Ein entscheidendes Urtheil über diese und viele andere Thatsachen zu fällen, erlauben wir uns nicht, da wir eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit nicht annehmen können, aber eben so wenig ein Wunder im Sinne Gregors. In einer wundersüchtigen Zeit wird Vieles als Wunder betrachtet, wobei der persönliche Glaube das Meiste gewirkt hat.

Welcher Mißbrauch wurde mit den Reliquien getrieben! Der König Childerich ließ, weil er gegen sein eidlich bekräftigtes Versprechen sich nach Paris begab, eine Menge Reliquien vor sich hertragen, damit die im Vertrage mit seinen Brüdern über den Eid-

brüchigen ausgesprochenen Verwünschungen nicht über ihn kommen möchten.

So lebte das Heidenthum unter den christlichen Franken fort, um wie viel mehr noch unter den Völkern, welche zwar den Franken unterworfen waren, aber doch immer noch eine gewisse Selbstständigkeit behaupteten z. B. die Alemannen und Thüringer. Von Jenen wird uns ausdrücklich bemerkt, daß sie auch nach ihrer Besiegung bei dem Dienste der Bäume, Hügel und Höhen, sowie dem Opfer der Pferde und Rinder geblieben wären.[45])

Ueber Thüringen gibt uns folgende Geschichte einige Auskunft. Der König Dagobert unternahm bald nach dem Antritte seiner Regierung eine Reise nach Thüringen. Ein dortiger Adeliger aus des Königs Begleitung fand auf seinem Landgut einen Verwandten, welcher krank darnieder lag. Bei der Eile, womit der König seine Abreise betrieb, entschloß man sich, nach heidnischer Sitte dem Kranken den Kopf abzuschlagen und den Leichnam zu verbrennen. Nur der Bischof Arnulf verhinderte die Ausführung der Freventhat, indem er den Kranken durch warme Bäder, Salben, wie durch Gebet wieder herstellte.[47])

Von gewaltsamen Bekehrungsmaßregeln haben sich also die fränkischen Könige freigehalten; dagegen muß vielen nachgerühmt werden, daß sie durch kirchliche Stiftungen die Sache des Christenthums zu fördern suchten. Unter diesen verdient Dagobert I. besondere Erwähnung. Manche mögen selbst allzu freigebig gewesen sein und dadurch ihrem Vermögen allzusehr geschadet haben; darum suchten wieder einige ihrer Nachkommen der Kirche zu entziehen, was sie derselben gegeben hatten.

Noch sei die Bemerkung hinzugefügt, daß auch in gewisser Beziehung gerade die Verbreitung des Christenthums unter den Franken andere Völkerstämme gegen dasselbe eingenommen hat, weil sie in den Franken ihre Feinde und Unterdrücker erkannten, und darum von der Religion derselben nichts wissen wollten, zumal da deren sittliches Leben keineswegs zur Empfehlung ihres Glaubens diente.

3. Fortdauernde Unsittlichkeit.

Es ist ein tief erschütterndes, Abscheu und Grauen erweckendes Gemälde, welches der scharfblickende Kenner seiner Zeit, der mehrmals erwähnte Bischof Gregor von Tours, von dem Lasterleben der fränkischen Königsfamilie entworfen hat. Die Geschichte hat Gottlob! nicht allzuviel Seitenstücke dazu aufzuweisen. Chlodwig war nicht der Schlimmste unter den Gliedern seines Stammes, welche Christum mit dem Munde bekannten, aber schändeten mit ihrem Wandel.

Es giebt fast kein Laster, das nicht am Königshofe ausgeübt wurde. Gift, Dolch, Wollust, Raubgier wechselten bei diesen Blutmenschen mit einander ab. Nur bei wenigen war eine kaum bemerkbare Spur von einer wohlthätigen, veredelnden Einwirkung des Christenthums wahrzunehmen. Höchstens wurde das Morden gegen Ende des Jahrhunderts etwas verfeinerter. Statt des Messers, womit Chlotar I. die Söhne seines Bruders abschlachtete, zog man später Giftmischer und Meuchelmörder zu Hülfe. Ein wahrer Teufel in der Gestalt eines Weibes war Fredegunde, welche besonders in ihrem Kampfe mit Brunehilde kein Mittel zu schlecht fand, wenn sie nur ihre von Herrschsucht, Ehrgeiz und Mißgunst eingegebenen Plane erreichen zu können glaubte. Sie schlug und raufte sich, um nur Einiges von ihr zu erwähnen, mit ihrer Tochter so oft, daß sie dieselbe zuletzt durch Zuschlagen des Deckels einer Kiste ermorden wollte, und nur durch die Dazwischenkunft der Kammerfrau an der Ausübung der Frevelthat gehindert wurde. Ihre Enkel suchte sie absichtlich durch Wollust zu entnerven, um in deren Namen ferner regieren zu können. Ihren Stiefsohn Chlotar ließ sie ermorden, weil sie denselben im Verdacht hatte, als habe er durch Zauberkünste die Krankheit ihres eigenen Sohnes herbeigeführt. Um einen Schwager aus dem Wege zu räumen, nahm sie die Hülfe zweier Geistlichen in Anspruch. Sie versprach denselben reichliche Belohnung, wenn ihnen die Mordthat gelingen würde. Kämen sie dabei

ums Leben, so wolle sie Messen für ihr Seelenheil lesen lassen, daß sie gewiß in den Himmel kämen. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sie der Blutrache zweier Familien ein Ende machte. Schon waren viele Opfer auf beiden Seiten gefallen, da ließ Fredegunde die Streitenden zu einem Gastmahle laden, und als sie alle trunken waren, bis auf den letzten Mann ermorden.

Selbst solche Regenten, denen wegen mancherlei besserer Eigenschaften ein löbliches Zeugniß zu Theil wurde, waren in anderer Beziehung so tadelnswerth, daß das Lob wieder aufgewogen wird.

Chlodwigs Enkel, Theodebert, wird als ein frommer und milder König bezeichnet; dennoch war auch er von der sprüchwörtlich gewordenen, fränkischen Treulosigkeit nicht frei. Im Kampfe der Griechen und Gothen in Italien sagte er beiden Hülfe zu, überfiel aber beide nach einander, um sich selbst in den Besitz des Landes zu setzen. Ein zweiter Enkel Chlodwigs, Guntram von Orleans (561 bis 593), ordnete während der Pest zu Marseille Gebete und Fasten an, weßwegen er von der Kirche gelobt wurde; auch wird er als gutmüthig bezeichnet, doch war er nicht weniger wankelmüthig, jähzornig und lüstern. Ein dritter Enkel, Chilperich von Soissons, liebte wissenschaftliche Beschäftigung, er dichtete lateinische Verse, erfand für das Alphabet vier neue Buchstaben, bewies sich übrigens so launig und grausam, daß er mit Herodes und Nero verglichen wurde.

Vielweiberei war in der Königsfamilie nichts Seltenes. Dagobert, sonst ein kirchlich gesinnter Fürst, hatte drei rechtmäßige Frauen, der Nebenweiber nicht zu gedenken. Die Gemahlin Chlotars hatte eine ledige Schwester. Sie bat ihren Gatten, derselben einen wohlhabenden tüchtigen Mann zu verschaffen. Dieser heirathete sie selbst, indem er äußerte, er habe nicht besser für seine Schwägerin sorgen können. Seine erste Gemahlin sprach nur die Bitte aus, Chlotar möge ihr um der Schwester willen nicht seine Gunst entziehen.

Wenn nun diejenigen, welche dem Volke durch christliche Tugenden hätten voranleuchten sollen, in solchen Schlamm sittli-

cher Verworfenheit versunken waren, was konnte man von der Masse des Volkes Gutes erwarten? So finden wir denn auch in der That bei dem ganzen Stamme der Franken dieselbe Blutgier, Treulosigkeit und Wollust. Letztere war so verbreitet, daß die Geistlichen kaum wagten, gegen dieselbe einzuschreiten. Gregor von Tours äußerte über die Franken: „Niemand fürchtet den König, Niemand ehret den Herzog, und wenn Jemand dieses ahnden will, entsteht eine Empörung unter dem Volke, so daß der Herr, wenn er nicht schweigen gelernt hat, kaum mit heiler Haut davon kommen wird. Alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Raufereien nehmen überhand." 47)

Falsche Eidschwüre waren etwas Alltägliches. Alle angewandten Mittel reichten nicht aus, dieselben merklich zu mindern. Am meisten wirkte noch die Anordnung, daß der Schwörende die Hand auf Reliquien legen mußte; denn man war der Meinung, daß die Entehrung nachdrücklich von Gott und den Heiligen gestraft würde. Man ging noch weiter und führte den Schwörenden an das Grab eines Heiligen, welcher als Wunderthäter anerkannt wurde. Bei wichtigen Sachen mußte derselbe in den berühmtesten Kirchen des Königreichs den Eid wiederholen. Ein königlicher Haushofmeister, Ebroin, nahm zuerst die Reliquien aus dem Kästchen, auf welches er die Hand legen sollte heraus, und meinte nun ohne Gefahr schwören zu können.

Auch ein Zeichen der Zeit!

Selbst im geistlichen Stande war das Verderben in fast unglaublicher Weise verbreitet. Der Erzbischof Cautinus von Clermont ließ einen Priester, weil ihm dieser ein Landgut nicht abtreten wollte, mit einem Leichnam in einen Sarg legen und so lebendig begraben. Glücklicherweise fand der Arme eine Oeffnung in dem Deckel, so daß er diese in die Höhe heben und sich mit Hülfe Vorübergehender retten konnte. Eben dieser Cautinus war im höchsten Grade dem Trunke ergeben. Er starb in Folge seiner Ausschweifungen an der fallenden Sucht. Die Bischöfe Palladius und Bertramnus stießen an der königlichen Tafel die

heftigsten Drohungen gegen einander aus, und warfen sich gegenseitig die gemeinsten Verbrechen vor. Der Bischof Badegisel von Mans bestahl und mißhandelte die Leute, wo er konnte, wurde aber von seiner Frau noch an Bosheit übertroffen. Wir müßten ein Register von Namen zusammenstellen, wenn wir alle die Geistlichen anführen wollten, welche eher den Galgen, als ein Hirtenamt in der Kirche verdient hätten. Die verworfensten Personen, unfähig durch Unwissenheit, und unwürdig durch Sittenlosigkeit, schlichen sich, gereizt durch die Reichthümer der Kirche in die erledigten Bisthümer, Abteien u. dergl. ein. Einmal wurde der Bischof-Stuhl von Paris an den Meistbietenden versteigert. Ein syrischer Kaufmann erstand denselben und besetzte nun, um desto mehr Gewinn zu haben, die untergeordneten Stellen mit seinen Landsleuten, welche in den Geldgeschäften besondere Erfahrung hatten. [48]) Auch da, wo eine geistliche Würde nicht versteigert wurde, kostete die Erlangung derselben namhafte Summen. Die Inhaber waren nun darauf bedacht, baldigst wieder zu ihrem Gelde zu kommen.

Werfen wir nun die Frage auf, wie es möglich gewesen sei, daß da, wo Christus den Menschen gepredigt wurde, solche satanische Früchte reifen und gedeihen konnten, so müssen wir zunächst bedenken, daß von einer lebenskräftigen Unterweisung zur Seligkeit durch den Glauben an Christum gar nicht die Rede sein kann, da keine Schulen und sonstige Anstalten vorhanden waren, die Jugend oder die Erwachsenen in der Religion zu unterrichten. Die 3000 Franken, welche mit Chlodwig getauft wurden, mögen höchstens nur eine oberflächliche Kenntniß des Christenthums gehabt haben, und später mag es an den meisten Orten nicht viel besser gewesen sein, da die Geistlichen, wie wir sie geschildert haben, gewiß nicht geeignet waren, die Unwissenden über das Wesen des Christenthums zu belehren. Die Bekehrten freuten sich über den mächtigen Gott, von welchem sie jetzt, weil sie zu seinen Bekennern gehörten, Hilfe erwarteten; sie freuten sich über den Heiland, durch den sie Vergebung der Sünden zu erlangen hofften.

Die Nothwendigkeit der Buße und Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird, wurde ihnen vielleicht auch weniger nahe gelegt, um sie nicht wieder der christlichen Kirche zu entfremden. Zudem müssen wir uns erinnern, wie schon unter der römischen Herrschaft die Sittenlosigkeit in Gallien den höchsten Grad erreicht hatte, so daß es leicht zu erklären ist, wie die heidnischen Franken von derselben angesteckt wurden, und ihr Uebertritt zum Christenthum nicht eine urplötzliche gänzliche Umwandlung herbeiführen konnte. In der Roheit der Franken ging unter, was die Gallier noch an Bildung bewahrt, und in der Verdorbenheit der Gallier, was die Franken Gutartiges mitgebracht hatten. Ein Austausch von Lastern, der Verfeinerung und der Wildheit wurde die Grundlage der Vereinigung.[49])

Unter den, auf deutschem Boden wohnenden Franken, ist es niemals so schlimm gewesen, wie unter den in Gallien ansäßigen.

Doch dürfen wir nicht einseitig die Schattenseiten hervorheben. Es hat neben den verworfenen Subjekten auch würdige Geistliche gegeben, z. B. den Bischof Eligius von Noyon. Seinem eigentlichen Berufe nach ein Goldarbeiter, hatte er sich durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit und unerschütterliche Rechtschaffenheit allgemeine Achtung bei Hohen und Niederen erworben. Der König Chlotar II. schenkte ihm so großes Vertrauen, daß er ihm niemals das Gold und Silber zuwiegen ließ, wenn er ihm den Auftrag zu einer Arbeit ertheilte. Er hatte denselben erprobt und treu gefunden. Chlotar hatte sich einen goldenen, mit Edelsteinen versehenen Sessel gewünscht, aber Niemand gefunden, dem er das Werk hätte anvertrauen können; da wurde ihm Eligius empfohlen. In kurzer Zeit brachte dieser den gewünschten Sessel zu Stande, und sollte nun gebührendermaßen belohnt werden, als er dem erstaunten Könige noch einen zweiten von gleicher Schönheit übergab. Weil er mit dem gegebenen Metalle ehrlich zu Werke gegangen war, hatte er so viel erspart.

Eligius war in der Bibel nicht weniger wie in seinem Geschäfte bewandert. Den reichen Ertrag seiner Arbeit verwendete

er fast ganz im Dienste der Nächstenliebe. Wenn er hörte, daß Gefangene als Sclaven verkauft werden sollten, kaufte er sie los. Bisweilen soll er Hunderten auf diese Art die Freiheit verschafft haben. Fragte man nach seinem Hause, so hieß es: „Achtet nur darauf, wo viele Arme hingehen, da wohnt der Mann." Weil er ein so vortrefflicher Vertheiler der Almosen war, so wurden ihm von allen Seiten reiche Gaben zur Austheilung übergeben. Fremde kamen in Menge zu ihm, Rath und Trost bei ihm zu suchen.

Als nun zu Noyon ein neuer Bischof gewählt werden sollte, wurde Eligius zu dieser Würde erhoben, und er hat dieselbe 18 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer verwaltet. Er reiste so oft als möglich in seinem Sprengel umher, um dem noch herrschenden heidnischen und lasterhaften Wesen entgegen zu arbeiten. Auch für die Bekehrung der noch heidnischen Bewohner von Flandern und Friesland war er thätig; er wußte dabei durch seine Menschenfreundlichkeit viele Herzen zu gewinnen. Als sich bei seinem herannahenden Tode seine Schüler betrübten, sagte er zu denselben: „Betrübet euch nicht, freuet euch lieber mit mir. Schon längst habe ich mich gesehnt, nach den Mühseligkeiten des Erdenlebens der himmlischen Ernte theilhaftig zu werden."

Solcher Männer wie Eligius gab es nicht viele, doch hat es keineswegs an würdigen Geistlichen gefehlt. [50]) Es wurden zuweilen die Beßten des Landes zu den Bischofstühlen berufen, manchmal sogar dazu genöthigt. Das Beispiel von sittlichem Ernste, von Unerschrockenheit nach oben und von Milde nach unten, was so viele Geistliche gaben, konnte nicht ganz unbeachtet bleiben. Vielleicht ist niemals der Einfluß der besseren Pfarrer und Bischöfe so wohlthätig, namentlich für die Masse des Volkes gewesen, wie in jener so verderbten und entarteten Zeit.

Die Geistlichen waren in unzähligen Fällen die Vertreter der Armen und Unterdrückten; die unerschrockenen und allein geachteten Fürsprecher des Volkes gegen einheimische und fremde Gewalthaber. Vibianus, ein schwacher Greis, folgte freiwillig seiner Gemeinde, welche von den Westgothen in Knechtschaft ge-

führt wurde, und erlangte von Theoderich I. ihre Freilassung. Germanus fiel dem Könige der Alanen, welcher das Land verwüsten wollte, in die Zügel, und bewog ihn, von der Ausführung abzustehen. Selbst Attilas Zorn wurde durch Geistliche entwaffnet. Von Chlodwig haben wir schon erzählt, wie er auf Fürbitte der Geistlichen den Bewohnern von Verdün verziehen hat. Den wegen irgend einer Anschuldigung Verfolgten gewährte die Kirche und das Haus des Bischofs eine Freistätte; nicht, daß sie ungestraft blieben, sondern daß sie mit Milde und Gerechtigkeit behandelt würden. Sie wurden nur ausgeliefert, wenn das Versprechen gegeben war, daß sie nicht verstümmelt und getödtet werden sollten. Auch der flüchtige Leibeigene fand in der Kirche Zuflucht, bis der Herr ihm verzieh.

Zwei Leibeigene eines fränkischen Großen hatten sich wider den Willen ihres Herrn geheirathet, und flüchteten vor der ihnen wohlbekannten Grausamkeit desselben in eine Kirche. Der Bischof gewährte ihnen Schutz und gab sie erst dann zurück, als der Herr feierlichst versprochen hatte, sie nicht wieder zu trennen. Was that aber der Wütherich? Um nicht meineidig zu werden, ließ er beide zusammen lebendig begraben. Als der Bischof den Frevel hörte, eilte er schnell zu dem Bösewicht und brachte denselben durch Androhung kirchlicher und göttlicher Strafen dahin, daß die vermauerte Gruft wieder geöffnet wurde. Leider war nur der Mann noch am Leben.

In wie vielen andern Fällen mag die Kirche eine milde Behandlung der Sclaven erzielt haben!

Häufige Kirchenversammlungen zogen nicht allein das Wohl der Kirche, sondern auch das Wohl des Volkes in Betracht, und drohten den Bedrückern desselben mit dem Kirchenbanne. Namentlich belegten sie mit dieser Strafe die Mächtigen, welche den Geringen ihr Gut nahmen, oder Freie und Freigelassene in Knechtschaft stießen. Sie verordneten, daß jede Stadt ihre Armen ernähren, daß jeden Sonntag ein Priester die Gefängnisse untersuchen und daß den Gefangenen die Kost von dem Bischofe ge-

reicht werden solle. Sie setzten einen billigen Preis fest, wofür die Juden ihre Leibeigenen los zu geben hätten und ermahnten die Begüterten, wenigstens den zehnten von ihren Knechten frei zu lassen, die minder Bemittelten aber, Beiträge zum Loskaufen zu leisten. In vielen Vermächtnissen wurde auf Antrieb der Geistlichen den Sclaven die Freiheit geschenkt. [51])

Von dem Kirchengut war ein ansehnlicher Theil zum Unterhalt für die Armen bestimmt. Nicht wenige Geistliche fügten diesem noch reichliche Gaben von ihrem Vermögen oder ihrem Einkommen hinzu. Sie stifteten Herbergen für Wanderer und Krankenhäuser. Die Gastfreiheit, welche sie predigten, wurde von ihnen selbst auf das Reichlichste geübt. Hohe und Niedere, sonst getrennt, vereinigte an hohen Festen der Tisch des Bischofs, der als ein rechter Hirte des Volkes, auch die Armen bewirthete.

Gar manchem ungerechten Urtheil haben sich die Geistlichen widersetzt, welchen durch die Kirchenversammlungen befohlen war, auf Recht und Gerechtigkeit zu sehen. Wie verderblich auch in späteren Zeiten manchmal der Einfluß einzelner Geistlichen, wenn sie sich in weltliche Händel mischten, gewesen sein mag; da wo sie am Hofe der fränkischen Könige mit ihrem Rathe gehört wurden, hatte meistens das Volk Ursache, sich über denselben zu freuen. Wäre nur der Einfluß derselben größer und nachhaltiger gewesen! Aber die Hindernisse und Schwierigkeiten, mit welchen sie in ihrem Kampfe für Zucht und Sitte, für Menschlichkeit und Recht zu kämpfen hatten, waren so gewaltig, daß nur Männer von ganz entschiedener Willenskraft den Muth behielten.

Selbst der Bann verfehlte bei verstockten, dem Sinnengenusse ergebenen Personen seine Wirkung.

Mit welcher Furchtlosigkeit und Entschiedenheit einzelne Bischöfe selbst gegen Könige und deren Hofgesinde aufgetreten sind, zeigt uns der Bischof Nicetius von Trier. Er lebte unter dem Könige Theodebert (534 bis 548), welcher selbst viel Böses that und von Andern geschehen ließ. Nicetius schloß die Schuldigen vom Abendmahl aus. Als der König an einem Sonntage

mit seinem Gefolge in der Kirche von Trier erschien, befahl der Bischof die Feier des Aben dmahles nicht eher zu beginnen, bis diejenigen, welche davon ausgeschlossen waren, sich wegbegeben hätten. Der König sah sich genöthigt, seine Begleiter, welche sich durch Unreinigkeit und Mord vergangen hatten, aus der Kirche zu entfernen.

Theodebert selbst wurde durch den Bischof veranlaßt gütiger und gerechter mit den Leuten zu verfahren, den Armen Almosen zu geben, und Schenkungen an Kirchen und Geistliche zu machen.

Auch unter den folgenden Königen fuhr Nicetius fort, in freimüthiger Sprache die Sünden der Großen zu rügen, und zog sich als Prediger der Wahrheit den Haß der Getadelten zu. Er versagte dem König Chlotar den Genuß des heiligen Mahles, wiewohl man ihm mit Landesverweisung gedroht hatte. Diese Drohung wurde endlich erfüllt; der kühne Mann wurde von anderen Bischöfen, welche dem Könige schmeichelten, oder dessen Ungnade fürchteten, seines Amtes entsetzt, und des Landes verwiesen. Als aber Chlotar gestorben war, ließ sein Nachfolger Siegebert die Wiedereinsetzung des Nicetius eine seiner ersten Handlungen sein.

Nicetius verwaltete sein Bisthum vierzig Jahre. Oft zog er sich, wie es überhaupt unter den Bischöfen seiner Zeit gewöhnlich war, in ein Kloster zurück. Hierhin folgten ihm viele junge Leute, welche sich nach seinem Beispiel in der Entsagung der Welt und im Gehorsam gegen Gott übten. Solche Klöster waren in jener Zeit geeignete Schulen für die Geistlichkeit des Kirchsprengels.

Wer könnte bei solchen Thatsachen noch zweifeln, daß das Christenthum auch unter den Franken erfreuliche Früchte hervorgerufen habe, wenn auch solche dem Auge des oberflächlichen Beobachters verborgen bleiben? Hat ja doch der Christenglaube Manchen bewogen, sich ganz von der Welt zurück zu ziehen und in klösterlicher Einsamkeit oder in Selbstpeinigung sein Leben zu verbringen.

Ohne in den geistlichen Stand zu treten, widmete sich die

Königin Chlotildis, Chlodwigs Gemahlin, im Alter ganz und gar frommen Werken und Andachtsübungen. Radegundis, die Gemahlin Chlotars, eine thüringische Prinzessin, verließ ihren Gemahl und baute ein Kloster zu Poitiers, wo sie als Nonne Raum lebte und großen Ruf beim Volke erlangte.

Eine ausgezeichnet strenge Art des Mönchslebens finden wir bei denen, welche sich in eine enge Zelle oder in einen sonst kleinen einmauern ließen, um ihr Leben da zuzubringen.

Anatelius von Bordeaux ging, zwölf Jahre alt, in ein enges Behältniß, in welchem kein Mensch aufrecht stehen konnte. Hier verkümmerte er acht Jahre, bis er von schrecklichen Schmerzen ergriffen, die Mauer, welche ihn eingeschlossen hielt, einzureißen begann.

In der Gegend von Trier lebte längere Zeit der Säulenheilige Wulflaich, also genannt, weil er Tag und Nacht auf einer Säule zubrachte, bis er auf Befehl eines Bischofes, wenn auch ungern herabstieg. [52])

Wir billigen natürlich diese Verirrungen des menschlichen Geistes unter dem Einflusse einer falschen christlichen Lebensansicht keineswegs, aber sie können uns doch als Beweis dienen, was der Mensch um Christi willen zu leiden und zu leisten vermag. Sollten nicht Andere im Aufblick zu dem Heilande in rechter Weise das Fleisch gekreuzigt haben sammt den Lüsten und Begierden?

4. Goar.

Noch müssen wir eines frommen Mannes gedenken, welcher unter den fränkischen Königen gelebt und sich deren Gunst erfreut haben soll. Wir meinen den Aquitanier Goar. Wo er seinen Aufenthalt hatte, ist leicht zu errathen; denn die Stadt St. Goar am Rheine ist noch heute ein redendes Zeugniß für denselben.

Schwieriger aber ist die Bestimmung der Zeit, in welcher er aufgetreten ist. Nur soviel sagt die Legende, es sei unter der Regierung des fränkischen Königs Sigebert geschehen. Ob es

aber der Erste oder Zweite dieses Namens gewesen sei, darüber fehlt eine bestimmte Angabe. Schenken wir einer Inschrift in der Kirche zu Goar unseren Glauben, so ist er im Jahre 611 gestorben. Andere Gründe sprechen für Sigebert I, (561 bis 576), welcher zu Metz residirte, so daß wir annehmen müssen, Goar habe in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts seine Heimath im südlichen Frankreich mit den Ufern des Rheines vertauscht. [58])

Es waren daselbst schon Christen, wie wir auch nach unserer bisherigen Darstellung mit Sicherheit annehmen dürfen. Es gab aber auch noch Heiden in Menge und die Christen waren es mehr dem Namen als der That nach.

Goar soll, wie heute noch die Sage berichtet, in einer Felsenhöhle seinen Aufenthalt genommen und den Vorübergehenden das Evangelium gepredigt haben. Der Name St. Goarshöhle und St. Goarskanzel bezeichnen noch den Ort, wo dies geschehen sein soll.

Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich weit und breit. Den Wanderern gewährte er außer dem Brode des Lebens auch Herberge und leibliche Erquickung. Um des letztgenannten Umstandes willen wurde er beim Bischof von Trier verklagt, daß er der Schwelgerei fröhne, und derselben bei Anderen Vorschub leiste. Der Bischof beauftragte zwei Geistliche, die Sache zu untersuchen. Aber schon auf dem Wege sollen Beide von der Frömmigkeit und Heiligkeit Goars überzeugt worden sein; denn als sie etwa 6 Meilen zurückgelegt hatten und in die Nähe des Ortes kamen, welchen man jetzt „Pfalzfeld“ nennt, wurden sie vom Hunger und Durst so gequält, daß sie fürchteten, in dem unwirthlichen Walde verschmachten zu müssen. Aber auf Befehl des Heiligen, zu dessen Verderben sie ausgesandt waren, kamen drei säugende Hirschkühe und stellten sich zum Melken hin; ihre Reisetasche wurde von unsichtbarer Hand mit Speise gefüllt und ein vertrockneter Quell brachte augenblicklich Wasser zum Vorschein. Noch heute zeigt man in Pfalzfeld einen Brunnen, welcher den Namen St. Goars Brunnen führt.

Noch größere Wunder soll Goar bei seinem Erscheinen vor dem Bischofe in Trier verrichtet haben. Eine große Versammlung harrte seiner in der Kirche. Vor aller Augen hängte er seine Kappe an einen, durch ein Kirchenfenster hereinfallenden Sonnenstrahl auf. Der Bischof wollte ihn noch weiter auf die Probe stellen. Es war so eben ein 8 Tage altes Kind vor die Kirchthüre gelegt worden; Goar sollte nun angeben, wer dessen Vater wäre. Unerschrocken wandte er sich an das Kind selbst, und dieses legte mit vernehmbarer Stimme Zeugniß gegen den Bischof ab.

Dieser war wie vom Blitze getroffen und gestand sein Vergehen. Er bat den heiligen Gottesmann um Verzeihung und erklärte sich bereit, nach der Forderung der Kirche Buße zu thun.

Goar verzieh dem Bittenden, was dieser gegen ihn verschuldet hatte; er versprach sogar, sich sieben Jahre lang den Bußübungen für den Bischof zu unterziehen.

Der König Sigebert hörte den Vorfall und beschied den Heiligen zu sich nach Metz, um aus seinem Munde die Geschichte zu vernehmen.

Es war nun der einstimmige Wunsch des Volkes und der Geistlichkeit, daß Goar alsbald an des strafbaren Bischofs Stelle treten sollte. Auch der König stimmte ein. Goar aber entschuldigte sich, daß er dem Bischofe das gegebene Wort halten müsse.

Als der König nicht nachgeben wollte, bat sich der Heilige zwanzigtägige Bedenkzeit aus, um sich die Sache noch einmal in seiner Zelle zu überlegen. Hier erkrankte er, so daß er nicht wieder in Metz erscheinen konnte. Seine Krankheit dauerte 7 Jahre — also die ganze Zeit, welche er für die Bußübungen zu verwenden versprochen hatte. Nach seiner Genesung forderte ihn der König abermals auf, die angebotene Würde anzunehmen. Goar aber verkündete seinen baldigen Tod, welcher auch wirklich bald erfolgte. An dem Orte, wo seine Zelle gestanden hatte, wurde ein Kloster erbaut, welchem die Pflicht oblag, nach dem Vorbilde des Glaubenshelden, dessen Namen es führte, Gastfreundschaft zu üben. Als aber die Mönche selbst gegen die Gemahlin des Königs Pipin diese Pflicht vergaßen,

schenkte der König im Jahre 765 das Kloster an die Abtei Prüm in der Eifel. Die Sage erzählt noch, der Heilige sei ärgerlich geworden, wenn die Reisenden auf dem Rheine vorüber gefahren wären, ohne bei ihm anzuhalten und an seinem Grabe zu beten. Als sich Karl der Große dieses Frevels schuldig machte, gerieth er in einen so starken Nebel, daß er nur mit Mühe gerettet wurde.

Später bildete sich daraus der neckische Brauch, daß vorüberfahrende Schiffer sich durch Anlegung eines Bandes um den Hals dem heiligen Goar dienstbar erklären mußten. Dabei wurden sie gefragt, ob sie in Wasser oder Wein getauft sein wollten. Wenn in Wasser, so begoß man sie tüchtig, wenn in Wein, so reichte man ihnen einen vollen goldenen Becher, den sie auf Gesundheit des Kaisers leerten, und wofür sie ein Almosen an die Armenkasse zahlten.[54])

Viertes Kapitel.

Bekehrung der Alemannen.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Schon seit Anfang des dritten Jahrhunderts werden am oberen Neckar und mittleren Main, hinter dem römischen Grenz-Walle, die Alemannen erwähnt. Sie zeigten sich gleich bei ihrem ersten Auftreten als tapfere, kampfgeübte und darum gefährliche Nachbarn der Römer. Bald überstiegen sie die Befestigungen zwischen Rhein und Donau, welche gerade um ihretwillen hergerichtet waren, und eroberten beträchtliche Striche jenseits der beiden Flüsse. Am Ende des Jahrhunderts hatten sie das sogenannte Zehntland in ihrer Gewalt, und drohten ihre Herrschaft immer weiter auf Unkosten der Römer auszudehnen. Dies geschah auch im vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts. Ihr

Gebiet erstreckte sich nun von dem Lech, der sie von den Baiern trennte, bis zu den Vogesen, von der Aar und Reuß, wo sie mit den Burgundern zusammen stießen, bis an den Main; etwa bis Aschaffenburg und Worms.

Wie sie durch die Franken besiegt worden sind, aber dessen ungeachtet noch eine gewisse Selbstständigkeit, namentlich in Beziehung auf die Religion, behauptet haben, ist im vorigen Kapitel mitgetheilt worden.

Wir haben zugleich dabei angedeutet, daß die Alemannen, auch nach ihrer Verbindung mit den Franken, ihre bisherige Gottes- oder vielmehr Götzenverehrung beibehalten hatten. Es wird ausdrücklich gesagt, daß sie bei dem Dienste der Bäume, Gewässer, Hügel und Höhen, dem Opfer der Pferde und Rinder geblieben wären. Als sie im Jahre 539 mit den Franken verbunden in Italien kämpften, zerstörten sie mit schonungsloser Wuth Kirchen und heilige Orte, während den Franken nachgerühmt wird, daß sie mit Milde verfahren seien.

Selbst noch zu Anfang des siebenten Jahrhunderts ist die Masse des Volkes als heidnisch zu betrachten, wie wir in der Geschichte von Columban und Gallus sehen werden. Diese fanden nämlich eine Anzahl Alemannen, am Züricher See gerade damit beschäftigt, dem Wodan ein Bieropfer zu bringen. Zu Bregenz sahen sie in einer ehemals christlichen Kapelle drei vergoldete Götzenbilder.

Einige Bekanntschaft mit dem Christenthume müssen wir jedenfalls bei den Alemannen voraussetzen. War ja doch das Land, welches sie von den Römern eroberten, ein christliches. Im Jahre 375 führten sie 20,000 Gefangene aus 40 gallischen Städten in ihre Heimath. Wie viele Christen mögen darunter gewesen sein? Als die Franken die Oberherrschaft erhielten, wurden viele königliche Güter an vornehme Franken verschenkt oder von solchen bewirthschaftet; es kamen also Christen ins Land. Darum müssen wir es erklärlich finden, daß schon Columban und Gallus mit christlichen Geistlichen in Berührung kamen, und daß der Alemannen-

Herzog Gunzo dem Christenthume wenigstens nicht feindlich gegenüber stand.

Eine besonders beachtenswerthe Erscheinung ist das alemannische Gesetz, welches in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts unter Theoderich I., Chlodwigs Sohn, nach alten Rechtsgebräuchen niedergeschrieben wurde, und unter Dagobert I. (622 bis 633) seine Vollendung erhielt. In demselben kommen viele Bestimmungen vor, denen unverkennbar die Absicht zu Grunde liegt, die Geistlichen in den Augen des Volkes recht hochzustellen und das Eigenthum der Kirche gegen jede Beeinträchtigung zu schützen. Der Bischof wird dem Herzog gleich gestellt. Der Mord eines Priesters kostete 600 Schillinge, der eines Diakons oder Mönchs 400, also mehr als der Mord eines Adeligen, welcher nur zu 240 berechnet war; der Mord eines gewöhnlichen Alemannen kostete sogar nur 160. Ein Knecht der Kirche hatte ein dreifach höheres Wergeld als jeder andere. Auch die Wohnung des Bischofs oder des Pfarrers wurde in besonderen Schutz genommen. Unbefugtes und bewaffnetes Betreten derselben zog eine Buße von 18 Schillingen, gewaltsames Eindringen aber eine solche von 36 Schillingen nach sich.

Wer sich am Eigenthum der Kirche vergriff, hatte eine dreifach höhere Strafe zu erwarten, als wenn er an dem Eigenthum anderer Personen gefrevelt hatte.

Die Sonntagsfeier wurde mit aller Strenge eingeschärft. Ein Knecht, welcher am Sonntage arbeitete, sollte mit Schlägen bestraft werden; ein Freier erhielt einen dreimaligen Verweis, bei der vierten Uebertretung verlor er den dritten Theil seines Vermögens. Half auch dieses nicht, so konnte er durch die Entscheidung des Herzogs der Freiheit beraubt und zum Knechte erniedrigt werden.

Nach diesem Gesetze sollte man anzunehmen berechtigt sein, das Christenthum habe unter den Alemannen allgemeine Geltung gehabt; und doch haben wir im Vorhergehenden gesehen, daß dem nicht so war. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Lösung

in dem Umstande, daß das Gesetz unter der Oberherrschaft der Franken veröffentlicht worden ist. Die Franken betrachteten aber das Christenthum als die Reichsreligion, wenn sie auch die unterworfenen Völker nicht mit Gewalt zu dessen Annahme zwangen. Das alemannische Gesetz sollte die Einführung des Christenthums vorbereiten und erleichtern. [55])

2. Fridolin.

Als frühester Apostel Alemanniens wird Fridolin genannt. Seine Lebensgeschichte ist aber so wenig geschichtlich beglaubigt, sie unterliegt vielmehr so gewichtigen Bedenken, daß wir höchstens einen Theil als wirkliche Thatsache annehmen dürfen.

Wir erzählen zunächst seine Lebensgeschichte wie sie uns vorliegt, der Hauptsache nach.

Fridolin soll aus einem edelen Geschlechte in Irland oder Niederschottland entsprossen sein. Von lebendigem Missionseifer durchdrungen, verließ er, die dringenden Bitten seiner Verwandten nicht achtend, die Heimath, um auf dem Festlande als Botschafter Christi zu wirken. Er hatte von dem glaubensmuthigen und glaubensstarken Bischof Hilarius von Poitiers gehört, und war von solcher Verehrung gegen denselben durchdrungen, daß er sich zuerst durch Gebet an dessen Grabe für seine künftige Thätigkeit stärken wollte. Aber in Poitiers kannte Niemand mehr die Ruhestätte des frommen Bischofs, da die Gothen die Stadt und namentlich das Kloster und die Kirche, wo der Heilige begraben war, verwüstet hatten. Durch eine Erscheinung des Hilarius selbst soll Fridolin die gewünschte Belehrung erhalten haben. Den eigentlichen Zweck seiner Reise verlor derselbe um so weniger aus den Augen, als eine weitere Erscheinung des Heiligen ihn an seinen Missionsberuf erinnerte. Zunächst begab sich Fridolin zum Könige Chlodwig, der ihn liebevoll aufnahm und ihn mit der Zusage, daß er ihn bei seinem Bekehrungsgeschäfte unterstützen wolle, entließ. Weithin erstreckte sich nun die Thä-

tigkeit des frommen Mannes. Er soll an der Mosel und am Rhein, in den Thälern der Vogesen und im Elsaß, im oberen Schwarzwalde und in der Schweiz gewirkt haben. An vielen Orten gründete er Kirchen, welche er dem heiligen Hilarius weihte, z. B. zu Chur, zu Fürstenberg, bei Donaueschingen, zu Dauchingen, unweit Rottweil u. s. w.; das Kloster Eller an der Mosel zwischen Cochem und Zell. Er scheint sein eigenes Vermögen und die Unterstützung, welche ihm von zwei Vettern aus der Heimat überbracht wurde, für fromme Stiftungen verwendet zu haben. Die Stadt Glarus soll einer von ihm erbauten Hilariuskirche den Namen verdanken. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie den heiligen Fridolin in ihrem Wappen führt.

Als er des Wanderns müde war, dachte er auf Gründung eines festen Sitzes für sein späteres Alter, welcher zugleich ein Mittelpunkt für die Bekehrung der Umgegend werden sollte. Hierzu wählte er eine Insel des Rheins, auf welcher er zugleich eine Missionsschule anlegen wollte. Aber die Menschen, welche in der Nähe wohnten und ihr Vieh auf diese Insel zu treiben pflegten, verjagten ihn mit Gewalt, so daß er kaum mit dem Leben davonkam. In dieser Noth wendete er sich an seinen königlichen Gönner, welcher ihm die Insel schenkte und zugleich das Gebot ergehen ließ, daß Jeder, der ihm irgend ein Leid zufügen würde, mit dem Tode bestraft werden solle. Chlodwig wollte selbst die Leute, welche sich früher an ihm vergangen hatten, mit der gebührenden Strafe belegen; aber Fridolin erlangte durch seine Fürbitte Begnadigung derselben. Auf der Insel wurde ein Kloster (Seckingen) angelegt, das für die Verbreitung des Christenthums in jener Gegend von der größten Wichtigkeit geworden ist. — Daß auch verschiedene Wunder dem Fridolin zugeschrieben werden, ist für den Kenner der damaligen Zustände eine sich fast von selbst verstehende Erscheinung. Wir gedenken einiger derselben.

Der Rheinstrom drohte der Insel und den Gebäulichkeiten, welche Fridolin errichtet hatte und noch errichten wollte, gefähr-

lich zu werden. Da nahm der Heilige einige Tannenbäume, legte sie in den Strom und gab dadurch demselben einen andern Lauf. Mag auch hierbei durch ein ganz natürliches Verfahren die Herrichtung eines Dammes, stattgefunden haben, die Zeitgenossen schrieben den Erfolg der unmittelbaren Einwirkung Gottes zu, und hatten deßwegen um so größere Ehrfurcht vor dem Manne, der solches ausführen konnte.

Als Fridolin am Hofe Chlodwigs war, wurde ihm zu Ehren eine Mahlzeit gehalten. Noch waren viele Heiden unter den geladenen Gästen, welche der Reden des Missionärs spotteten. Beim Zutrinken ließ der König eine kostbare Schale fallen, welche zerbrach. Die anwesenden Heiden äußerten: wenn Fridolin das Gefäß wieder herstellen könne, wollten sie ihm glauben.

Der Mann Gottes blickte betend zum Himmel empor und legte dann Hand an das Werk. In kurzer Zeit war die Schale so hergestellt, daß man keinen Sprung an derselben wahrnehmen konnte.

Ein anderes Wunder, und zwar das größte aus Fridolins Leben, ist der Art, daß man verschiedene Versuche gemacht hat, dasselbe zu erklären.

Zwei adelige Brüder, Ursus und Landolf, welche nicht weit von dem Stifte Seckingen begütert waren, hatten demselben ansehnliche Schenkungen gemacht. Nach dem Tode des Ursus erschien Landolf vor Gericht und behauptete, die vorgegebene Schenkung sei erlogen, er fordere lebendige Zeugen wegen der Wahrheit der Sache. Fridolin wurde vor den Richter beschieden, den verlangten Beweis zu liefern. Er fand sich im bestimmten Termine ein, und hatte an seiner Seite — wen meint Ihr wohl? — den von den Todten erweckten Ursus, der die Schenkung bestätigte und seinen Bruder wegen seiner Wortbrüchigkeit zurechtwies.

Fridolin erreichte ein hohes Alter, und soll um die Mitte des sechsten Jahrhunderts gestorben sein.

Wie viel oder wie wenig von dem Erzählten wirklich ge-

schehen sein mag; das Eine läßt sich nicht läugnen, daß von dem Kloster Seckingen die Bekehrung der Umgegend ausgegangen ist. Die vielen, hier und da zerstreuten Kirchen, welche von dem Kloster abhängig waren, und von dorther ihre Pfarrer erhielten, liefern dafür den Beweis. Da aber meistens keine weiteren Urkunden für dieses Patronatsrecht vorhanden sind, so darf man vermuthen, daß diese Berechtigung aus sehr alter Zeit herrührt. [56])

3. Columban.

Von dem Greuel der Völkerwanderung und den verderblichen Folgen, welche dieselbe auf Religion und Sitte ausgeübt hatte, waren die Bewohner der Inseln Großbritanien und Irland verschont geblieben. Namentlich war die Letztere, während eine neue Barbarei über den größten Theil von Europa sich zu verbreiten schien, gleichsam eine Zufluchtsstätte für christliche Bildung geworden. Irische Mönche bewahrten hinter ihren Klostermauern den Schatz christlicher Wissenschaft und Frömmigkeit, und waren bereit mit diesem Schatze, wo es nöthig schien, zu wuchern. Das ganze Land war mit Klöstern übersäet; einige derselben sollen an 3000 Mönche gehabt haben. Diese Mönche waren andern Geistes, als man sie sich gewöhnlich nach den traurigen Erfahrungen späterer Zeiten vorstellt. Sie wollten wirklich dem Herrn dienen, wo und wie sie nur konnten. Oefters zogen kleine Missionsgesellschaften von je zwölf Personen nach der Zahl der Apostel über das Meer mit der Kreuzesfahne in der Hand. Das berühmteste Kloster der Insel war das von Bangor unter seinem Stifter und Vorstand Komgall; und die berühmtesten Missionäre, welche von dort aus das Festland besuchten, waren Columban und Gallus.

Columban ist wahrscheinlich gegen 550 geboren. Schon vor seiner Geburt soll seine Mutter einen merkwürdigen Traum gehabt haben; nämlich den, daß sie eine helle Sonne unter ihrem Herzen trage, welche mit ihren herrlichen Strahlen die Erde er-

leuchte. Die Deutung war leicht: Es wurde der Mutter gesagt, sie werde einen Sohn bekommen, der viele Menschen zum Heile führen werde.

Columban erhielt bis in sein Jünglingsalter eine überaus sorgfältige Erziehung. Es kam ihm an Kenntnissen und Sitten kein Altersgenosse gleich. Auch körperlich war er durch eine nicht gewöhnliche Schönheit bevorzugt, so daß es leicht erklärlich ist, wie er manchen Versuchungen ausgesetzt war. Sein ernster Sinn ließ ihn solche glücklich bestehen. Er hatte schon im Stillen einen Plan gefaßt, welcher seinen Gedanken eine höhere Richtung gab, als auf die Genüsse dieser Welt. Eine gottgeweihte Frau, die er in ihrer Zelle besuchte, redete ihm ernstlich zu, er möge weiblichen Schmeicheleien nicht sein Ohr öffnen. Adam wäre, von Eva bethört, gefallen; ebenso sei Simson der stärkste, David der frömmste und Salomo der weiseste Mann, durch Weiberliebe auf falsche Wege gerathen. Er solle sich aufmachen und über das Meer ziehen, um den Gefahren zu entgehen und der Kirche des Herrn zu dienen.

Columban war auf der Stelle bereit, diesem Rufe zu folgen und sich zu einem Missionär zu bilden. Seine Mutter suchte ihn zurückzuhalten. Er aber erwiederte: Hast du nicht gehört: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth?" Sie stellte sich ihm in den Weg, umfaßte die Thürpfosten, warf sich auf den Boden und rief, sie werde es nicht dulden, daß er von dannen ziehe. Er aber blieb unerschütterlich, und begab sich zu einem gelehrten Manne Namens Senilis, um sich von diesem in der heiligen Schrift unterrichten zu lassen. Später ging er zu Komgall dem bekannten Abte, weil er unter dessen Leitung sich am Besten in der Entsagung und Selbstüberwindung üben zu können glaubte.

Gleichgesinnte junge Männer schlossen sich ihm in dem Kloster an; unter diesen war auch Gallus, sein späterer Reisegefährte.

Nachdem er das dreißigste Jahr erreicht und sich in jeder Beziehung tüchtig vorbereitet hatte, meinte er überall eine Stimme

Gottes zu hören, welche sprach: „Gehe aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft, in ein Land, das ich dir zeigen will!“

Er theilte seinem Abte diesen Ruf und seinen dadurch veranlaßten Entschluß mit und bat um dessen Erlaubniß zur Ausführung. Komgall verlor nicht gerne den Mann, welcher in jeder Beziehung der tüchtigste im Kloster war. Doch willigte er ein, weil er es für Unrecht hielt, mehr auf das Seine zu sehen, als für die Wohlfahrt der Kirche zu sorgen, und wählte selbst noch zwölf Mönche aus, welche bereit und tüchtig waren, den Columban zu begleiten. Unerwartet schnell fanden die Männer am Meere ein Schiff, welches sie nach Frankreich, in das Land ihrer nächsten Wirksamkeit, führte. Dieser Zufall trug nicht wenig dazu bei, ihren Muth zu beleben, da sie in demselben eine wunderbare Fügung Gottes erkannten.

In Frankreich lag die wahre Religion, d. h. die im Leben sich bewährende Gottesfurcht nur allzusehr darnieder. Um Christi willen das Fleisch zu kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden wollte nur Wenigen in den Sinn.

Bei Columban und seinen Gefährten war es anders. Bescheidenheit, Demuth und Selbstverleugnung leuchtete bei Allen hervor. Trägheit und Zwietracht wurde bei ihnen nicht gefunden, Hochmuth und Stolz gezüchtigt, Zorn und Neid vertrieben. So große Liebe umschlang sie Alle, daß es nur e i n Wollen und Nichtwollen gab. Wenn Einer von ihnen in einen Fehler verfiel, so strafte ihn Alle. Alles war Allen gemeinschaftlich.[57])

Der König der Franken, Sigebert, hörte von der Ankunft der Fremdlinge und forderte sie auf, in seinem Reiche zu bleiben, wo sie Arbeit genug finden würden.

Columban willigte ein, bat sich aber für sich und die Seinen eine Stätte in der Einsamkeit aus. Als er die Erlaubniß erhielt, nach seinen Grundsätzen ein Kloster zu gründen, wählte er hierzu das verfallene Schloß Anagrates, jetzt Anagray, im Vogesengebirge.

Hier führte er mit seinen Gefährten ein Leben voll Entbeh-

rungen, Arbeiten und Kämpfen. Bald hatte er es mit rohen Menschen und Räubern, bald mit wilden Thieren zu thun; bald machte ihm der unfruchtbare Boden Arbeit und Mühe. Doch der Herr war mit ihm; und es werden uns viele Wunder erzählt, welche er mit Gottes Hilfe verrichtet haben soll.

Einst wurde ein Bruder fieberkrank. Es fehlte an der nöthigsten Speise zu seiner Erquickung. Columban flehte um Hilfe zu Gott. Bald darauf hielt ein Mann mit einem reichen Vorrathe von Lebensmitteln an der Klosterpforte und sagte: Er habe sich plötzlich getrieben gefühlt, denen von seinem Ueberflusse mitzutheilen, welche um Christi willen so große Armuth in der Wüste erlitten.

Auch die Thiere mußten Columbans Befehlen gehorchen; Eichhörnchen sollen auf seinen Wink von den Gipfeln der Bäume zu ihm gekommen sein.

Einmal ging er in dem Dickicht des Waldes spazieren und dachte bei sich, es sei immer noch besser die Wuth wilder Thiere zu ertragen, als die Grausamkeit der Menschen. Plötzlich kam ein Dutzend gieriger Wölfe aus dem Gebüsche hervor und gerade auf ihn zu. Sie berochen seine Kleider und eilten alsbald wieder fort.

Wie Moses soll er mit seinem Stabe Wasser aus einem Felsen hervorgelockt haben. Wie der Herr, heilte er eine Frau in einem entfernt liegenden Hause, ohne sich ihr zu nähern. Auch soll er sechzig Brüder mit zwei Broden und ein wenig Bier gespeiset haben, daß sie alle satt wurden und der doppelte Vorrath übrig blieb.

Die Gerüchte von solchen und ähnlichen Wundern vermehrten das Ansehen des frommen Mannes, so daß der allzugroße Zudrang zu seinem Kloster ihn nöthigte, ein anderes zu Luxovium (Luxeuil) in der Franche-Comté und später noch ein drittes zu Fontaines zu errichten.

Wiewohl alle diese Orte einsam gelegen waren, zog sich doch Columban bisweilen noch mehr in die Einsamkeit, in Felsenhöhlen,

oder sonst ganz still gelegene Plätzchen zurück, um dort zu beten und zu fasten, ungehindert durch die Menge derer, welche täglich zu ihm kamen, um mit ihm zu sprechen, oder in seiner Gesellschaft zu bleiben. Die Klosterbrüder mußten fortwährend thätig sein, sie mußten mit unsäglicher Mühe die Wälder ausroden, Wüsteneien urbar machen u. s. w.

Die Ordensregeln waren äußerst strenge. Vor Allem wurde unbedingter und freudiger Gehorsam gegen die Oberen verlangt. Columban sagte: „Der Mensch lebe unter der Zucht eines Einzigen und in der Genossenschaft mit Mehreren, damit er von dem Einen Demuth, von dem Anderen Geduld lerne." Die Nahrung war dürftig und wurde nur des Abends gereicht. Der Mönch suchte sein Lager nur dann, wenn er vor Erschöpfung niedersinken wollte, und er erhob sich von demselben, bevor die Neigung zum Schlafe ihn verlassen. Niemals erlaubte sich der Mönch ein Urtheil über die Entscheidung Aelterer; seine Pflicht war zu gehorchen, nach den Worten Mosis: „Höre Israel und schweige!"

Dabei sorgte Columban, daß seine Ordensbrüder in den Wissenschaften, welche damals in Ansehen standen, wohl unterrichtet würden. Er huldigte dem Grundsatze: „Da wir stets fortschreiten müssen, so müssen wir auch stets beten, stets arbeiten, stets studieren."

Für jede Uebertretung der vorgeschriebenen Regeln war eine bestimmte Strafe festgesetzt. Dabei wurde der Grundsatz beobachtet, der Schwatzhafte müsse durch Schweigen bestraft werden, der Unruhige durch Ruhe, der Leckerhafte durch Fasten, der Schläfrige durch Wachen, der Uebermüthige durch Gefängniß. Jeder wurde nach seinem Fehler gezüchtigt. Das Strafmaß war verschieden, und stieg von fünf Stockschlägen bis zu hundert und darüber; von eintägigem Fasten bis zu einjährigem. Die Strafbestimmungen gingen oft in's Kleinliche, z. B. Wer am Tische beim Segenswunsche nicht Amen sagte, erhielt sechs Hiebe; ebenso wer das Angreifen des Kreuzes vergaß. Wer mit einem Weibe ohne Erlaubniß sprach, bekam zweihundert Hiebe in acht Abthei-

lungen. Wer mit einem Weltlichen ohne Erlaubniß eine Unterredung hatte, sollte fünfzig Psalmen singen, oder fünfzig Streiche leiden, deßgleichen wer ohne Gebet aß; u. s. w.

Bei dem Allen war Columban weit davon entfernt, das Wesen der Frömmigkeit in Aeußerlichkeiten zu suchen. Er betrachtete dieselben nur als Uebungen in der Gottseligkeit und schärfte es täglich seinen Mönchen ein, daß der Herr nicht auf das sehe, was vor Augen ist, sondern auf das Herz des Menschen.

Er selbst ging den Mönchen in jeder Beziehung mit seinem Beispiele voran, und wenn er sich in die Einsamkeit begab, war die Bibel sein treuer Begleiter. Es konnte ihm, bei seiner Entschiedenheit, an dem für wahr Erkannten festzuhalten und das Gegentheil zu bekämpfen, an Widerspruch und Widerstand nicht fehlen; sein Eifer für Sittenzucht mußte ihm bei dem Sittenverfall in der fränkischen Kirche viele Feinde zuziehen. Dazu kam noch, daß er die aus seinem Vaterlande mitgebrachten, eigenthümlichen Gebräuche nicht aufgeben wollte. Aus letzterem Grunde hatte er einen heftigen Kampf mit der fränkischen Geistlichkeit wegen der Osterfeier zu bestehen. In Irland pflegte man die Zeit des Festes anders zu bestimmen, als in der römischen Kirche, und er wollte sich der in Franken üblichen nicht unterordnen. Dieser Umstand ist schon darum zu bemerken, weil wir daraus erkennen: wie die irische Kirche sich eine gewisse Unabhängigkeit vom Papste bewahrt hatte.

Verhängnißvoll wurde für Columban sein entschiedenes Auftreten gegen das frevelhafte Treiben der ränkesüchtigen Königin Brunehilde. Diese führte über ihren Enkel Theoderich die Vormundschaft und zeigte sich dabei so ehr- und herrschsüchtig, daß sie denselben in fortwährender Abhängigkeit zu erhalten suchte, und um bei diesem Streben ihres Zieles desto gewisser zu sein, begünstigte sie den ausschweifenden Lebenswandel des jungen Königs. Sie fürchtete, wenn derselbe eine rechtmäßige Gemahlin erhalte, werde sie ihren Einfluß verlieren.

Theoderich kam öfters zu Columban und mußte von diesem

ernste Worte des Tadels und Ermahnungen zur Besserung hören. Als Brunehilde dieses erfuhr, wollte sie dem strengen Bußprediger eine Schlinge legen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie verlangte von demselben, daß er einige außerehelich geborene Söhne ihres Enkels im Namen Gottes segne und für erbfähig erkläre.

Columban ließ sich durch keine Drohung bewegen, wider Pflicht und Gewissen zu handeln. In Folge dessen ging vom Königshofe das Verbot aus: seine Klöster in irgend einer Weise zu unterstützen. Niemand sollte einen Klosterbruder aufnehmen, oder ihm auch nur die geringste Gabe reichen.

Columban reiste alsbald an den Königshof und bewirkte, daß der König und die vornehmsten Hofleute ihn um Verzeihung baten. Aber an wirkliche Besserung war nicht zu denken. Als hierauf der Gottesmann mit dem Banne drohte, wenn der König nicht umkehre und Buße thue, wurde seine Verbannung beschlossen. Solchen Bußprediger, der sich nicht scheute wie Elias und der Täufer, auch Königen die Wahrheit in's Angesicht zu sagen, wollte man nicht mehr in der Nähe dulden; doch scheute man sich, ihn um dieser Ursache willen in seine Heimat zurück zu schicken. Um daher einen besseren Grund zu haben, verlangte man einige Aenderungen in dem Klosterwesen, da man wußte, daß sich Columban bei seiner Beharrlichkeit, nimmer zu denselben verstehen würde. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihm und dem Könige, wobei er dem Letzteren seinen und seines Hauses Untergang verkündigte.

Jetzt wurde die Verbannung Columbans fest beschlossen und ein königlicher Diener mit einiger Mannschaft abgeschickt, den Beschluß zur Ausführung zu bringen. Der ohne rechtlichen Grund Verurtheilte erklärte Anfangs, daß nur die Gewalt ihn aus seinem Kloster vertreiben könne, und Niemand wagte, Hand an den frommen Mann zu legen; doch um dem königlichen Diener keine Verlegenheit zu bereiten, gab Columban nach und bestieg

ein Schiff, welches ihn auf der Loire nach dem Meere, und auf diesem in sein Geburtsland zurückbringen sollte.

Auf dieser Reise soll der Vertriebene aufs Neue seine Wunderkraft bewiesen haben. In Orleans wollte ihm Niemand, aus Furcht vor dem Könige, die nöthigen Lebensmittel verkaufen. Als die Noth am größten war, kam ein fremdes Weib und bot freiwillig an, was man bedurfte. Zur Belohnung heilte Columban ihren Mann, der schon Jahre lang erblindet war. In Nantes befahl er, einem Armen ein Almosen zu geben, wiewohl der Vorrath zur Neige ging. Am folgenden Tag brachte der Diener einer reichen Witwe zweihundert Scheffel Frucht und zweihundert Maaß Wein.

Als nach längerem Harren ein Schiff zur Ueberfahrt für Columban gefunden war, erhob sich ein heftiger Sturm, daß das Schiff nicht absegeln konnte. Allgemein erkannte man in dem Sturme eine Aeußerung des göttlichen Willens, daß Columban auf dem Festlande zurückbleiben solle; und nach dem Lautwerden dieses Glaubens beruhigte sich das erregte Meer.

Das Land Theoderichs durfte der Verbannte nicht wieder betreten, dagegen erhielt er von dessen Bruder Theodebert die Erlaubniß, in die Rheingegenden und besonders in das Alemannenland zu gehen, um dort für Verbreitung und Befestigung des Christenthums thätig zu sein.

Nach verschiedenen Wanderungen gelangte er mit seinen Gefährten, unter denen von nun an Gallus besondere Erwähnung verdient, bis an die Limmat und den Züricher See in der Schweiz. Hier waren sie zugegen, als bei dem Dorfe Tuggen dem Wodan eine große Kufe Bier als Opfer gebracht werden sollte.

Columban erzürnte sich über diesen heidnischen Greuel, und Gallus soll durch bloßes Anblasen das Opfergefäß so umgestoßen haben, daß es unter lautem Krachen zerplatzte. Hierdurch und durch das Anzünden des vorhandenen Götzentempels, rief Gallus eine solche Aufregung unter den Heiden hervor, daß es für ihn und seine Gefährten am gerathensten schien, die Gegend schleunigst

zu verlassen. Sie kamen nun nach Arbon am Bodensee, wo sie einen christlichen Priester Namens Willimer fanden, mit welchem sie in nähere Verbindung traten.

Das Christenthum war also in dieser Gegend nicht unbekannt, aber noch immer fanden die Missionäre ein großes Arbeitsfeld, sowohl unter denen, welche den Namen Christen trugen, als unter den wirklichen Heiden, und deßhalb entschlossen sich die fremden Glaubensprediger in der Gegend zu bleiben, zumal da sie hörten, in Bregenz sei früher eine christliche Kirche gewesen, die aber längst wieder zum Götzendienste benutzt wurde.

Diese Kirche wieder für die wahre Gottesverehrung zu gewinnen, war zunächst ihr sehnlichster Wunsch. Als sie nach Bregenz kamen, war gerade eine große Menge Volks zu einem heidnischen Feste versammelt. Gallus, welcher der Landessprache mächtig war, hielt eine gewaltige Predigt und warf vor aller Augen die Götzenbilder, nachdem er solche an einem Steine zerschmettert hatte, in den See.

Der Ort, wo dies geschehen sein soll, heißt noch jetzt „Gallenstein."

Drei Jahre verweilten die Missionäre an diesem Orte und erretteten manche Seele vom Verderben. Aber je erfolgreicher ihr Wirken war, desto mehr wurden die Heiden gegen sie erbittert. Dieselben wendeten sich an den Alemannen-Herzog Gunzo der zu Ueberlingen seinen Sitz hatte, und beschwerten sich, daß seit der Anwesenheit der christlichen Prediger — wahrscheinlich in Folge des erweiterten Bodenanbaues — die Jagd Noth leide. —

Der Herzog befahl darum den Fremdlingen, sie sollten alsbald diese Gegend verlassen.

Columban beschloß nun, im Jahre 612, über die Alpen nach Italien zu gehen. Gallus erkrankte vor der Abreise am Fieber und mußte um Erlaubniß bitten, zurückbleiben zu dürfen. Columban mag wohl argwöhnisch gewesen sein, daß die Krankheit eine erheuchelte wäre, wenigstens kein vollgültiges Hinderniß der Be-

gleitung. Er redete den Gallus hart an und sagte zu ihm: „So lange ich lebe, darfst du nie eine Messe lesen!"

Columban wurde vom Könige der Lombarden freundlich aufgenommen. Er legte das Kloster Bobbio an, welches noch heute besteht und starb wahrscheinlich um das Jahr 615 in einem Alter von 72 Jahren.

Wir haben dieses merkwürdigen Mannes ausführlicher gedacht, als es seine vorübergehende Wirksamkeit in Deutschland an und für sich verdiente, weil wir aus seiner Lebensgeschichte den Geist der irischen Kirche, welche uns mehrere Missionäre geliefert hat, am Besten erkennen. Diese nahmen, der römischen Kirche gegenüber, eine ziemlich freie Stellung ein; Columban z. B. scheute sich nicht dieselbe zu ermahnen, daß sie nicht durch ihre Verkehrtheit die ihr verliehene Würde verscherzen solle. Nur so lange werde ihr Gewalt bleiben, als sie auf dem rechten Wege wandele.[58])

4. Der heilige Gallus.

Nach der Abreise seiner Freunde fürchtete Gallus, auch er werde nicht lange mehr in Bregenz geduldet werden; deßhalb reiste er, obgleich noch krank, zu seinem Freunde Willimer in Arbon. Hier fand er willige Aufnahme und liebevolle Pflege. Dessen ungeachtet wollte er dem gastfreundlichen Priester nicht lange zur Last fallen; er erkundigte sich nach einem geeigneten Orte, wo er die Tage seines Alters in der Einsamkeit und in stillen Andachtsübungen zubringen könne. Ein Diaconus Willimers wußte einen solchen, bemerkte aber dabei: „Ich getraue mich nicht, Dich dahin zu führen, denn es giebt dort neben den zahmen und nützlichen Thieren auch unzählige wilde, wie Bären und grimmige Wölfe."

Gallus vertraute dem Herrn, der den Daniel in der Löwengrube errettet, und bestand darauf, daß er an den Ort geführt werden möge. Er wanderte mit seinem Führer über Berg und Thal in eine öde Gegend. Indem Gallus daselbst, während sein

Begleiter eine Mahlzeit bereitete, über eine Haselstaude fiel, sagte er: „Hier ist mein Ruheplatz für alle Zeit."

Er weihte sogleich diese Stelle, machte ein Kreuz aus der Haselstaude und hing eine Kapsel mit Reliquien daran.

An diesem Orte ist später das berühmte Kloster St. Gallen erbaut worden. Schlangen und Bären sollen auf das Geheiß des heiligen Mannes gehört und bald darauf die Gegend verlassen haben.

Von Zeit zu Zeit wiederholte Gallus seinen Besuch bei Willimer, und erhielt hier eine Einladung von dem Herzog Gunzo, dessen einzige Tochter Friedeburga, welche schwer erkrankt war und von einem bösen Geiste besessen zu sein schien, zu heilen.

Gallus war nicht geneigt, der Einladung Folge zu leisten. Er eilte vielmehr nach seiner Zelle zurück und verließ auch diese, um tiefer im Gebirge vor einer neuen Einladung sicher zu sein. Seine Gefährten sollten nicht sagen, wohin er gegangen wäre.

Gunzo setzte dem Willimer also zu, daß dieser ausging, den Gallus aufzusuchen. Er fand denselben und brachte ihn durch sein Bitten dahin, daß er zu dem Herzoge reiste, und die Prinzessin auf der Stelle durch sein Gebet von ihrem Uebel befreite. Der beglückte Vater gab dem Retter seiner Tochter reichliche Geschenke, welche dieser aber unter die Armen vertheilte. Ein kostbares Gefäß von Silber wollte einer seiner Begleiter für den Gottesdienst behalten. Gallus verwendete auch dieses zur Unterstützung der Bedürftigen, indem er sich auf die Worte Pauli berief: „Silber und Gold habe ich nicht."

Der Herzog schickte, als er dies erfuhr, um doch Gallus selbst seine Erkenntlichkeit zu beweisen, Arbeiter nach seiner Zelle, diese in eine angemessene Wohnung zu verwandeln. Auch wollte er dem allgemeinen Wunsche des Volkes gemäß, den Gallus auf den Bischofsstuhl von Constanz erheben. Anfangs verweigerte derselbe die Annahme aus dem Grunde, weil er, so lange Columban noch lebe, keine Messe lesen dürfe. Aber auch als dieser gestorben war, und er in feierlicher Versammlung vieler

Bischöfe erwählt wurde, beharrte er dennoch bei seiner Weigerung, und schlug statt seiner einen Presbyter Namens Johannes zu dieser hohen Würde vor.

Eben so wenig folgte er dem Rufe, Abt des Klosters Luxeuil zu werden; er scheint während seiner letzten Lebensjahre seine Zelle nicht mehr verlassen zu haben. Willimer suchte ihn zu bewegen, daß er noch einmal in Arbon das Wort Gottes verkündige. Nachdem er öfters eine abschlägige Antwort gegeben hatte, sagte er endlich zu. Zwei Tage hinter einander predigte er vor dem zahlreich versammelten Volke; am dritten Tage wurde er, ehe er heimkehren konnte, von einer Krankheit überfallen, welche nach 14 Tagen seinem Leben ein Ende machte.

Sein Todestag wird den 16. Oktober gefeiert; aber das Todesjahr ist nicht bekannt; es mag zwischen 630 bis 640 zu setzen sein.

Wichtiger noch als durch sein persönliches Wirken ist Gallus durch die Stiftung des bekannten Klosters, welches seinen Namen verewigt, geworden. Von diesem Kloster aus wurde die Bekehrung der Gegend vollendet. Es war lange Zeit der Sitz wissenschaftlicher Bestrebungen und guter Sitten. Als der Bischof Adalbert von Augsburg nach St. Gallen reiste, um an dem Grabe des Stifters seine Andacht zu verrichten, äußerte er: „Einen Heiligen, und zwar einen todten, habe ich gesucht, aber viele lebendige habe ich gefunden.[59])

Ein Schüler von Gallus, der heilige Magnus, stiftete das Kloster Füssen im Allgau und gilt überhaupt als der Apostel der dortigen Gegend.[60])

5. Pirmin.

Was die Missionäre Alemanniens im sechsten und Anfang des siebenten Jahrhunderts begonnen hatten, wurde von den durch sie gestifteten Klöstern bis Ende des letzteren ziemlich vollendet. Mögen auch noch hier und da Götzenverehrer gewesen sein, so

war doch die Mehrzahl für das Christenthum gewonnen; namentlich hatten die einflußreichen Personen, die Grundherren und Oberen des Volkes, die Taufe empfangen und den Herrn Christum als ihren Erlöser erkannt. Es fehlte nur noch am rechten, christlichen Leben, an jener Glaubenswärme und Glaubensfestigkeit, welche Paulus ausgesprochen hat in den Worten: „Ich achte Alles gering, auf daß ich Christum gewinne." Es war keineswegs alle Gefahr beseitigt, daß der Reiz des alten, tief im Volksleben eingewurzelten Götzendienstes, Diesen und Jenen zum Abfall verleite, und wenn auch das nicht, so mußte noch viel heidnisches Wesen, viel heidnischer Aberglaube ausgerottet, und das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, als die wichtigste Lebensaufgabe des Christen eingeprägt werden.

Darum müssen wir bei der Missionsgeschichte der Alemannen noch eines Zeugen der Wahrheit gedenken, welcher zwar weniger den Namen eines Missionärs im engeren Sinne, als den eines Eiferers für lebendiges Christenthum verdient; um so mehr müssen wir demselben unsere Aufmerksamkeit schenken, da wir bei näherer Betrachtung erkennen, daß vor Bonifacius die christliche Kirche auch in Deutschland eine freiere Stellung, dem Papste gegenüber, eingenommen hat.

Wir meinen den heiligen Pirminius, der noch theilweise ein Zeitgenosse des Bonifacius war. Wahrscheinlich war er ein Franke von Geburt; doch ist uns aus seiner Jugend nichts Näheres bekannt. Wir finden ihn zuerst an dem östlichen Abhange des Odenwaldes mit der Befestigung des Christenthums in der dortigen Gegend beschäftigt. Hier gründete er das nach einem seiner Schüler genannte Kloster Amorbach. Später lebte er als sogenannter Landbischof im Kastell Melcis, aller Wahrscheinlichkeit Medelsheim bei Zweibrücken in der baierischen Pfalz. Ein angesehener Alemanne, Namens Sintlaz oder Sinlaz, der in der Gegend des Bodensee's begütert war, und auf einer Reise Klöster und heilige Orte aufsuchte, hörte ihn predigen und zwar in lateinischer Sprache für die Geistlichen,

und in deutscher für das Volk. Er beklagte es vor seinen Begleitern, daß sie in ihrer Heimat keinen so gewaltigen Prediger hätten, welcher im Stande wäre, in so einfacher und doch so kräftiger Weise das Evangelium zu verkündigen. Deßhalb ging er in aller Stille zu Pirmin und stellte ihm vor, wie das christliche Leben in seiner Heimat erstorben sei, und wie besonders die Geistlichkeit ihren Beruf, ein Salz für ihre Umgebung zu sein, verkannt habe. Wenn nicht bald Hilfe komme, so sei Gefahr vorhanden, daß seine Landsleute wieder in's Heidenthum fielen.

Pirmin hätte wohl gerne diesem Rufe, der ihm ein Gottesruf dünkte, Folge geleistet, wenn er nicht Bedenken getragen hätte, in die Amtswirksamkeit anderer Geistlichen einzugreifen; wollte sich daher erst von dem Papste zu seinem Wirkungskreise ermächtigen lassen, oder sich wenigstens mit demselben über die Sache berathen. Darum wanderte er nach Rom und beschied den Sintlaz, der seiner begehrte, gleichfalls dorthin.

In Rom begab er sich an die heiligen Stätten, wo man die Leichname von Petrus und Paulus aufzubewahren glaubte. Hier fand ihn der Papst, der sich sogleich nach dem unbekannten Fremdling erkundigte; als er aber erfuhr, daß derselbe ein Deutscher sei, wollte er Nichts mit ihm zu thun haben; denn er wußte wohl, wie man gerade in Deutschland sich weniger um sein Oberhirtenamt bekümmerte. Pirminius soll nun durch ein Wunder seine Berufung beglaubigt haben. Man erzählt, er habe seinen Bischofsstab mitten in die Kirche auf die bloßen Steinplatten gestellt, ohne daß derselbe umgefallen wäre. Als nun Sintlaz dazu kam und der Papst sich mit Beiden besprochen hatte, erhielt Pirmin die erwünschte Ermächtigung und ein Empfehlungsschreiben an den fränkischen König Theoderich IV. Von diesem wurde Pirmin freundlich aufgenommen und den Hofgeistlichen als Muster eines christlichen Seelsorgers vorgestellt.

Nun begab er sich unter Sintlaz's Schutz und Begleitung an den Bodensee, wo er sich auf einer Insel niederließ und,

nachdem er Schlangen und giftige Würmer vertrieben hatte, eine Kirche und ein Kloster gründete. Letzteres wurde bald so reichlich beschenkt, daß es den Namen Reichenau erhielt.

In diesem Kloster wurde eine so vortreffliche Schule errichtet, daß noch vor Ende des Jahrhunderts die Zahl der Schüler 600 betrug. Ueberhaupt erlangte das Kloster ein solches Ansehen, daß sich bisweilen Bischöfe nach Niederlegung ihres Amtes in dasselbe zurückzogen.

Drei Jahre verweilte Pirmin auf der Insel, und in der Umgebung des Bodensee's; dann durchwanderte er noch andere Gegenden, um die Leute zur Buße zu ermahnen und Klöster zu gründen. Er hat deren auch mehr als irgend ein Anderer, da ihm nicht, wie Karl dem Großen, königliches Geld und Ansehen zu Gebot stand, ins Dasein gerufen. Wir nennen nur Altaich in Baiern, Schuttern und Gengenbach bei Offenburg, Schwarzach bei Rastatt, Murbach, Maurmünster und Neuweiler im Elsaß, Pfäffers in der Schweiz u. a. m.

Seine letzte Stiftung war Hornbach in der Pfalz, wohin ihn Werner, ein angesehener Franke, berufen hatte. Hier soll ihn Bonifacius aufgesucht haben, um sich mit ihm über die weiteren Bedürfnisse der christlichen Kirche zu besprechen.

Gegen das Ende seines Lebens zog er sich weiter in die Vogesen zurück, um ganz ungestört frommen Andachtsübungen leben zu können. Während Pirmin noch in Hornbach verweilte, hatte er öfters mit dem Abte von Weißenburg geistliche Besprechungen, an einem Platze, der etwa in der Mitte zwischen beiden Orten lag. Diese Stelle wurde Pirminshus genannt und ist die Veranlassung zur Gründung von Pirmasens geworden.

In seinen Schriften zeigt sich Pirmin als ein warmer Verehrer der heiligen Schrift, doch nur der kanonischen, nicht der apokryphischen Bücher. Er ist frei von der Wundersucht seiner Zeitgenossen und spricht sich, mit Berufung auf Gottes Wort, gegen die Bilder- und Heiligenverehrung aus. Er weiß Nichts von dem Verdienste guter Werke, kennt aber keine Herzensbekeh-

rung ohne einen entsprechenden christlichen Wandel. Mit allem Nachdruck eifert er gegen die Sünden und Laster, welche in jenen Tagen herrschend waren. Wer getauft sei, müsse sich vom Bösen abwenden und Gutes thun. Die acht Fehler, welche die Menschen ins Verderben stürzten, wären; Habsucht, Eßgier, Hurerei, Zorn, Trauer, Unmäßigkeit, Eitelkeit und Stolz. Aus diesen Fehlern entstünden alle vorkommenden bösen Eigenschaften und Verirrungen. Niemand möge wegen seiner Sünden an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln, vielmehr seine Uebelthat beweinen, sich bessern und hüten, daß er ferner sündige. Die Mönche im Reichenauer Kloster setzten sich nie zu Tische, ohne den Spruch zu beten:

„Damit uns Speis' und Trank gedeih;
Sankt Pirmins Hand sie benedei." [61])

Fünftes Kapitel.

Bekehrung der Baiern.

1. Emmeran.

Aus der Lebensgeschichte Severins wird sich der Leser wohl noch erinnern, daß die Landschaften des mittlen Donaugebietes, da wo sich jetzt Baiern und Oesterreich berühren, namentlich am südlichen Ufer des Flusses von Christen bewohnt waren. Und doch war es schon damals anders geworden als früher, wo unter der Herrschaft der Römer zahlreiche und prächtige christliche Kirchen erbaut worden waren, und christliche Gemeinden eines geordneten kirchlichen Wesens sich erfreut hatten. Heidnische Germanen waren eingedrungen, die christlichen Römer allenthalben drückend und verdrängend.

Im sechsten Jahrhundert finden wir diese Gegenden, namentlich die, welche jetzt zu Baiern gehören, von einem Volke, das dem Lande und dessen Bewohnern, die von ihm abstammen, den Namen gegeben hat, besetzt. Es waren dies die Bojoarier, über deren Ursprung die Gelehrten noch verschiedener Ansicht sind [62]), die aber jedenfalls als Zweig zu dem Stamme der Deutschen gehören. Sie waren noch Heiden, mußten aber, da sie in einem christlichen Lande ihre Wohnsitze nahmen, mindestens auf die Lehren und Gebräuche der Christen aufmerksam werden. Ohne Zweifel waren von den bisherigen christlichen Bewohnern größere oder kleinere Ueberreste zurückgeblieben. Und doch gingen noch Jahrhunderte darüber hin, bis man wiederum sagen konnte, daß die Länder des mittlen Donaugebietes christliche wären.

Die Franken, von denen die Bojoarier, oder wie wir nun mit dem, uns geläufigeren Namen, sagen wollen, die Baiern, seit wann und wie ist nicht genau bekannt, abhängig waren, gewährten denselben, ebenso wie den Alemannen, in Beziehung auf Religion die größte Freiheit. Hierbei ist noch zu bemerken, daß die Baiern auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen unter ihren eigenen, angestammten Herzogen eine ziemlich ausgedehnte Freiheit und Unabhängigkeit genossen.

Diese Herzoge zeigten sich früher als die ursprünglichen Bewohner des Landes und ihr eigenes Volk als Freunde des Christenthums. Sie begünstigten die Missionäre, welche nach Baiern kamen, und riefen sie wohl selber herbei. Ob sie dieses gethan haben, den Königen der Franken, ihren Oberherren, zu Gefallen, oder aus Liebe zur Sache selbst, mag Der entscheiden, der die Gedanken von Ferne versteht. Wir sind übrigens geneigt, von den Meisten das Letzte zu glauben.

Der erste Missionär von welchem wir Nachricht haben, war Eustasius, der Nachfolger Columbans, als Vorsteher des Klosters Luxeuil. Dieser fromme Mann machte, von dem Könige Chlotar II. dazu aufgefordert, mehrere Reisen in solche Theile des Frankenlandes, wo noch Heidenthum vorhanden war. So

kam er denn auch zu den Baiern; er führte dieselben, welche, wie sein Lebensbeschreiber[63]) bemerkt, an so manchen Gebrechen litten und die Grundlehren des Christenthums nicht mehr inne hatten, wieder zum Glauben. Nach einiger Zeit kehrte er in sein Kloster zurück, und ließ nur wenige Begleiter unter den Neubekehrten. Einen bleibenden Erfolg scheint er nicht erzielt zu haben; die kleinen Ueberreste von Christengemeinden in den Städten, namentlich in Lorch, Passau, Regensburg u. s. w. rührten ohne Zweifel noch von den Römern her.

Größere Berühmtheit, weil auch nachhaltiger wirkend, hat Emmeran, Bischof von Poitiers in Frankreich, sich als baierischer Missionär erworben. Es war ihm die Kunde zu Ohren gekommen, wie wünschenswerth es sei, daß in den Donauländern, besonders unter den wilden Avaren, christliche Sitte durch die Predigt vom Kreuze angebahnt werde. Deßhalb entschloß er sich seinen Bischofssitz zu verlassen, um im fernen Osten die verlorenen Schafe zu suchen.

Er gelangte auf seiner Wanderung nach Regensburg, der Residenz des Herzogs Theodo I. von Baiern. Dieser hörte von der Ankunft des Fremden und beschied denselben in sein Schloß, um ihn kennen zu lernen, auch wohl um ihn in seiner Nähe fest zu halten, denn es war sein sehnlichster Wunsch, daß alle seine Unterthanen Christum als ihren Herrn und Heiland bekennen möchten.

Der fromme Bischof gefiel ihm gar wohl, und er ließ es sich angelegen sein, denselben zu bereden, daß er bleiben möge, wo er wäre. Unter den kriegerischen Avaren würde er keine günstige Aufnahme finden; das Land, welches er durchwandern müsse, sei durch so viele blutige Kämpfe, welche daselbst geführt worden, wüste und leer. In und um Regensburg finde er Arbeit genug, da die Ernte groß sei, der Arbeiter aber wenige.

Emmeran wollte Anfangs den einmal gefaßten Plan nicht verändern, gab aber nach, da der Herzog drohte, ihn mit Gewalt zurückzuhalten. Drei Jahre lang predigte er nun in der Stadt und der Umgegend vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Das Heidenthum nahm zusehends ab, und ein besserer Geist zeigte sich unter den Bewohnern des Landes. Der Bischof war überall zu finden, wo seine Gegenwart nothwendig war; er predigte in den Kirchen, ermahnte und tröstete in den Häusern; er besuchte die Hütten der Aermsten und stand am Lager der Kranken. Auch war er ein Wohlthäter der Hilfsbedürftigen, wobei ihn der Herzog reichlich unterstützte.

Nach dreijährigem Aufenthalte wünschte er eine Reise nach Rom zu unternehmen, um an den Gräbern Petri und Pauli zu beten, und sich mit dem Papste über wichtige kirchliche Angelegenheiten zu besprechen.

Kaum war er drei Tage von München entfernt, als er in Helfendorf, einem Orte sechs Stunden von München, grausam ermordet wurde und zwar von einem Sohne des Herzogs selbst.

Die Veranlassung zu diesem Morde hatte Utah, des Herzogs Tochter, gegeben. Diese hatte verbotenen Umgang mit einem Ritter gehabt, und da sie das Geständniß ihrer Schuld vor ihrem Vater ablegen mußte, den Emmeran als ihren Mitschuldigen angegeben, um so desto leichter Verzeihung zu erhalten.

Nach der ersten Lebensbeschreibung hatte Emmeran sie ausdrücklich dazu ermächtigt, und nur einem Priester erklärt, daß er um der Prinzessin willen die fremde Schuld auf sich genommen habe. Erst nach seinem Tode sollte der Priester die Sache an das Licht bringen.

Lambert, Utah's Bruder, eilte dem Reisenden sogleich mit Bewaffneten nach und fand ihn, wie bemerkt, in Helfendorf. Ohne weiter über Schuld oder Unschuld nachzuforschen, und ohne auf die Versicherung Emmerans, daß er unschuldig sterbe, zu hören, befahl er, denselben auf eine Leiter zu binden und ihm ein Glied nach dem andern abzusägen.

Den also Verstümmelten ließ er in seinem Blute liegen. Landleute aus der Nähe und die eigene Begleitung des Unglücklichen brachten ihn auf einem Wagen nach Aschheim in Ober-

baiern, wo er vorerst in der Peterskirche beigesetzt wurde. (Im Jahre 652.)

In Helfendorf sind noch verschiedene Gegenstände, welche an Emmerans Ermordung erinnern z. B. ein Emmeransbrunnen in der dortigen Kapelle. Das Denkmal an der Stelle, wo der Frevel geschehen, rührt aus neuerer Zeit.

Anhaltende Stürme und Regenschauer suchten nach Emmerans Ermordung das Land heim. Allgemein erkannte man darin ein Strafgericht Gottes für den verübten Frevel; dieses abzuwenden wurde beschlossen, die Gebeine des Ermordeten von Aschheim nach Regensburg zu bringen.

Theodo selbst ließ sie feierlich abholen, und die ganze Stadt zog denselben in Prozession entgegen. Später erbaute man zu Ehren des Heiligen das nach ihm genannte Kloster zu Regensburg. Der Abt desselben erfreute sich besonderer Vorrechte und war längere Zeit hindurch das Haupt der baierischen Kirche.

Dieses Kloster war auch der Mittelpunkt weiterer Missionsthätigkeit in Baiern. Gegenwärtig bewohnt der Fürst von Thurn und Taxis die Prachtgebäude desselben.

2. Rupert von Worms.

Von den Kindern Theodo's I. bestieg keiner den herzoglichen Thron. Utah wurde nach Italien verbannt; sie sah ihren Vater und ihre Heimat nicht wieder.

Lambert floh, von den Vorwürfen des Gewissens gequält, aus seinem Vaterlande, vielleicht zu den Avaren, den Todfeinden seines Volkes, und endete daselbst sein Leben. Nach Theodo's Tode ging die Herrschaft auf einen anderen Zweig seiner Familie über; und später finden wir einen Heiden gleiches Namens, Theodo II., als einen seiner Nachfolger.

Doch auch dieser Herzog wünschte die Verbreitung des Christenthums in seinem Lande, und sah sich nach einem Manne um, welcher für das Bekehrungsgeschäft geeignet wäre. Als ein sol-

cher wurde ihm der Bischof Rupert von Worms geschildert; von dem es hieß: „Er zeichne sich durch lebendigen Glauben, ernste Frömmigkeit und innigen Eifer, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu fördern, aus."

Er war ein Muster der Selbstbeherrschung, der Sittsamkeit, der Mäßigkeit, der Sanftmuth und der Geduld, der Arbeitsamkeit und Liebe zu den armen verlassenen Menschen. Von Jugend auf hatte er sich durch Entbehrungen, fromme Uebungen und Strenge gegen sich selbst zu großen und schweren Unternehmungen vorbereitet.

Er soll aus königlichem Blute entsproßen, nach andern, aber minder wahrscheinlichen Nachrichten, ein geborener Schotte gewesen sein.

Mit Freuden nahm er die Einladung des Herzogs Theodo's II. an, nachdem er sich durch angestellte Kundschaft in der Hoffnung gestärkt hatte, daß seine Arbeit nicht vergeblich sein werde.

Der Herzog gab seine Bereitwilligkeit, sich selbst und seine Hausgenossen taufen zu lassen, ziemlich bestimmt zu erkennen. Dagegen wollten die Landstände Anfangs noch nicht dem Beispiele ihres Herzogs Folge leisten; sie erklärten vielmehr: „Sie könnten von ihrer vorigen Religion, welche ihnen so viele Siege, gegen ihre Feinde verliehen habe, nicht abweichen. Die christliche Religion schicke sich nicht für Soldaten und tapfere Kriegshelden. Ein Fürst könne, wenn er seinem Amte und Stande genügen wolle, kein Christ sein, und es sei eben daher gekommen, daß die Römer ihren Feinden hätten unterliegen müssen, weil sie von dem Dienste der alten Götter abgefallen wären." [64])

Der Herzog ließ sich hierdurch nicht abhalten, für sich und seine drei Söhne die Taufe zu begehren und zu empfangen; sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung. In kurzer Zeit gab es in und bei Regensburg keine Heiden mehr. Auch an anderen Orten lehrte und taufte der Bischof, welcher im Lande umherzog, dem Volke das rechte Heil zu bringen. Er soll auf

der Donau bis nach Ungarn gefahren sein und an vielen Orten gepredigt haben.

Auf seiner Rückreise kam er an den Wallersee, wo er in dem heutigen Seekirchen eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbaute.

Dabei erfuhr er, daß in der Nähe die Ueberreste der zur Zeit Severins zerstörten Römerstadt Juvavium (jetzt Salzburg) zu finden wären. Hier hatten bei dem Ueberfalle durch die Heruler viele Christen den Märtyrertod erduldet. Er ging hin, sich diesen Platz zu besehen, auf dem er einen festen Bischofssitz und zugleich eine Schule für künftige Missionäre und Geistliche gründen wollte.

Der Ort sagte ihm zu, und der Herzog schenkte ihm eine Geviertmeile Landes zur Errichtung der erforderlichen Gebäulichkeiten.

Zur Ausführung seines Planes bedurfte Rupert treuer Gehilfen. Er begab sich daher nach Worms, und holte von dort zwölf glaubensmuthige Missionäre nach seiner neuen Niederlassung ab. Zugleich brachte er einige christliche Jungfrauen und unter diesen seine Nichte Erintrud mit. Er hoffte durch dieselben besser auf das weibliche Geschlecht wirken zu können. Für sie wurde auf einem Berge bei Salzburg ein Nonnenkloster erbaut. Den Abend seines Lebens verlebte Rupert wieder in Worms, wo er am Tage der Auferstehung, am 27. März, starb, wie Viele behaupten, im Jahre 718. Wahrscheinlich indeß ist sein Todesjahr etwas später zu setzen.

Mit Recht führt Rupert den Ehrennamen, Apostel von Salzburg, oder, weil Salzburg damals zu Baiern gehörte, auch Apostel von Baiern.

Die Herzoge von Baiern erwiesen sich außerordentlich freigebig, wie gegen die christliche Kirche überhaupt, so besonders gegen die Stiftung von Salzburg. Gegen Ende des achten Jahrhunderts wurde dieselbe zu einem Erzbisthum erhoben, welches seine

Missionsthätigkeit bis Mähren, Ungarn, Kärnthen u. s. w. ausdehnte.

3. Corbinian.

Theodo hatte selbst eine Reise nach Rom gemacht, und von dem Papste Rathschläge und Weisungen in Betreff der kirchlichen Verhältnisse Baierns erhalten. Aber es fehlte ihm nach Ruperts Weggang der rechte Mann, die Christianisirung Baierns zu vollenden. Es wohnten noch immer Heiden zerstreut unter den Christen und die Christen selbst verdienten in Wirklichkeit oft kaum diesen Namen. Von Frankreich berief der Herr seiner Kirche den Missionär, welcher in der Ueberschrift genannt worden ist.

Corbinian war zu Chartres, zwischen Orleans und Paris, von angesehenen Eltern geboren. Seinen Vater hatte er schon vor seiner Geburt, seine Mutter, die ihn im christlichen Glauben unterwiesen hatte, in seinem Jünglingsalter verloren. Die Eigenthümlichkeit seines Wesens zeigte er schon in der ersten Zeit seines Lebens. Statt an den Spielen und Vergnügungen seiner Altersgenossen Theil zu nehmen, las er in der heiligen Schrift, oder betete in der Kirche oder in seinem Kämmerlein. Was er von seiner Mutter empfing, oder sonst an Eigenthum besaß, schenkte er den Armen. Nach dem Tode seiner Mutter wollte er als Einsiedler leben, und erbaute sich deßhalb eine kleine Wohnung in der Nähe einer, dem heiligen Germain, ehemaligem Erzbischof von Paris gewidmeten Kapelle. Es lebten wohl noch einige gleichgesinnte Personen in seiner Umgebung, aber sie durften nicht zu ihm kommen, außer wenn er ihrer besonders begehrte. Er wollte in seinen Andachtsübungen ungestört sein. Bald gesellten sich immer mehr heilsbegierige Personen zu ihm, und so bildete sich ein klösterliches Zusammenleben. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich immer weiter, und je mehr dies geschah, desto mehr Leute, vornehme und geringe, gesellten sich zu ihm, Rath und Trost bei ihm zu suchen. So viel Gutes er auch dabei stif-

ten konnte, so waren ihm die damit verbundenen Sorgen und Zerstreuungen überaus unangenehm. Er beschloß deßhalb nach Rom zu pilgern, um zu sehen, ob er vielleicht in der Nähe der Peterskirche eine Zelle für ein stilles und ruhiges Leben finden könne. Er wurde dem Papste Gregor II. bekannt und dieser meinte, ein solches Licht dürfe nicht unter dem Scheffel verborgen bleiben. Deßhalb weihte er denselben zu einem Bischof für solche Gegenden, wo noch kein Bischof wäre. Er sollte als Glaubensprediger in die Welt hinausgehen, welcher er entflohen war und noch mehr entfliehen wollte. Zunächst kehrte er nach seiner ehemaligen Zelle zurück, und predigte in der Gegend, wo sich ihm Gelegenheit und Veranlassung dazu bot. Daran fehlte es nicht. Ueberall war man begierig, den frommen Mann zu hören, der schon im Rufe der Heiligkeit stand.

Er wurde an den königlichen Hof berufen, weil man hier das Verlangen hatte, ihn kennen zu lernen. Auf dem Wege dahin begegnete er einem Manne, der wegen Diebstahls hingerichtet werden sollte. Corbinian unterredete sich mit demselben und überzeugte sich von seiner aufrichtigen Reue und Buße. Er wendete sich daher an die Gerichtsdiener und bat, man möge mit der Vollstreckung des Urtheils noch ein Wenig verziehen, er wolle versuchen, ob er nicht Begnadigung für den Verurtheilten auswirken könne. Nach einiger Zeit kehrte er zurück, den Gnadenbrief in der Hand. Aber es war zu spät; die Gerichtsdiener hatten das Versprechen nicht gehalten, und den Unglücklichen schon an den Galgen gehängt. Corbinian ließ denselben herabnehmen, und es gelang ihm, das Leben in die schon erkalteten Glieder zurück zu führen. Allgemein wurde diese That als ein Wunder betrachtet, so daß das Ansehen des Mannes sich noch steigerte. Doch gerade dies war Corbinian zuwider; deßhalb beschloß er abermals nach Rom zu pilgern.

Dieses Mal reiste er durch Deutschland, und zwar durch Baiern, wo er auf Begehr des Volkes mehrmals predigte. Theodo II. hörte von ihm, ließ ihn zu sich bitten und redete ihm

eindringlich zu, daß er in seiner Nähe bleiben und für das Wohl der Kirche wirken solle. Alles Zureden war indeß umsonst; nur dazu verstand sich Corbinian, daß er über Freysing reisen und daselbst bei dem Sohne des Herzogs, Grimoald, zusprechen wolle. Auch dieser machte den Versuch, den frommen Mann zurück zu halten. „Du sollst," sprach er, „wie ein Sohn des Hauses gehalten und wie ein Vater geehrt werden."

Corbinian widerstand der Versuchung, und setzte, vom Herzog reichlich unterstützt, seine Wanderung fort.

In Rom angelangt berichtete er dem Papste über sein bisheriges Wirken und bat denselben, ihn seines Amtes zu entheben, dessen er unwürdig sei. Als Antwort erhielt er eine Hinweisung auf das Wort des Apostels: „Wer ein Amt hat, der warte des Amtes." Dabei wurde er aufgefordert, die Einladung des Baiernherzogs anzunehmen. Corbinian glaubte nun, der Entscheidung des Papstes gehorchen zu müssen. Bei seiner Rückkehr wurde er an der bairischen Grenze, zu Mays in Tyrol, angehalten. Also hatte es der Herzog befohlen, damit er desto sicherer wäre, daß Corbinian nicht vorüberziehe.

Unterwegs hörte dieser, der Herzog lebe mit der Witwe seines verstorbenen Bruders in kirchlich verbotener Ehe. Er weigerte sich nun, am Hofe zu erscheinen, wenn nicht zuvor dieses Aergerniß beseitigt wäre. Wirklich verstanden sich Grimoald und seine Gemahlin Plektrude dazu, Reue auszusprechen und Trennung zu geloben. Es war nämlich dem Herzog viel daran gelegen, den Corbinian in Freysing zu behalten, da er daselbst ein Bisthum zu errichten im Sinne hatte, und keinen geeigneteren Mann zu finden wußte. Auch zeigte es sich bald, daß er sich in der Wahl nicht getäuscht hatte. Der neue Bischof reiste in seinem Sprengel umher, die Gemeinden zu kräftigen; viele Kirchen verdanken ihm ihren Ursprung, und nebenbei nützte er dadurch, daß er die ihm gehörigen Ländereien besser, als sonst in der Gegend gewöhnlich war, bewirthschaften ließ und Andere dadurch zur Nachahmung reizte

In Freysing verrichtete er täglich in der Stephanskapelle, welche nicht allzuweit von seiner Wohnung lag, seine Andacht. Eines Tages konnte er wegen Unwohlseins nicht unter den Betenden erscheinen; als diese sich der Kapelle näherten, sahen sie dieselbe hell erleuchtet, auch hörten sie aus dem Heiligthume eine himmlische Musik erschallen. Durch diese wunderbare Begebenheit wurde der Bischof veranlaßt, das so berühmt gewordene Kloster „Weihenstephan," zu gründen.

Plektrude konnte es dem frommen Eiferer nicht vergessen, daß derselbe die Auflösung ihrer Ehe mit solcher Entschiedenheit verlangt hatte. Sie wartete auf eine passende Gelegenheit, ihre Hand an denselben legen zu können; es konnte ihr an einer solchen nicht lange fehlen, da Corbinian kein Höfling war und er seine Worte nicht nach menschlicher Klugheit zu bemessen pflegte.

Eines Tages war er ein Gast an des Herzogs Tafel, und weihete die Speisen mit dem Zeichen des Kreuzes. Grimoald warf während des Essens seinen Lieblingshunden einige Stücke von dem geweiheten Brode vor. Darüber erzürnte der Bischof; er stieß den Tisch, welcher mit silbernen Gefäßen besetzt war, in seinem Eifer um, und verließ den Saal, indem er sprach: „Derjenige ist des göttlichen Segens nicht würdig, welcher ihn also den Hunden vorwirft." Die Herzogin stellte diesen Freimuth als eine absichtliche Verachtung der fürstlichen Person dar und meinte; wer also spräche, verdiene den Tod.

Grimoald dagegen eilte dem Heiligen nach, gelobte ihm Genugthuung und besänftigte seinen Zorn durch Worte der Liebe und reiche Geschenke. Leider war die Aussöhnung nicht von langer Dauer!

Einige Zeit darauf begegnete dem Bischof eine Bauernfrau, welche ihm schon früher wegen Ausübung von Zauberkünsten verdächtig war; Männer mit Fleisch beladen, begleiteten dieselbe Auf die Frage „Woher?" gab sie die Antwort: Sie komme

vom Hofe, wo sie des Herzogs krankes Kind gesund gemacht habe.

Corbinian erzürnte über solchen Aberglauben, schlug das Weib in seiner Aufregung mit Fäusten, und vertheilte die herzoglichen Geschenke unter die Armen.

Klagend und zürnend eilte die Frau zur Herzogin, welche nun den längst gehegten Plan, den Bischof ermorden zu lassen, in Ausführung zu bringen beschloß. Ein Geheimschreiber übernahm es, ihr diesen Teufelsdienst zu erweisen.

Des Herrn Auge wachte über dem Bedrohten. Ein Bruder desselben, welcher vor Kurzem nach Freysing gekommen war, hatte den Mordplan entdeckt, und dem Bischof Nachricht gegeben. Beide flüchteten nach Mays in Tyrol, wo der Letztere Besitzungen hatte.

Die Herzogin lebte nun wieder mit ihrem Gemahle zusammen, konnte sich aber nicht lange dieser Verbindung erfreuen. Unvermuthet fielen die Franken in das Land, tödteten den Herzog und vertrieben Plektrude, daß sie in Armuth ihr Leben beschließen mußte.

Corbinian wurde vom folgenden Herzoge, Hucbert, wieder zurückgerufen und vom Volke feierlich abgeholt. Er lebte und wirkte noch einige Jahre zum Heile der Kirche und starb am achten September 730. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam nach Mays gebracht. Ein Nachfolger desselben, Aribo ließ denselben nach Freysing zurückbringen. Man sagt, er wäre damals, von der Verwesung noch nicht berührt gewesen.

4. Kilian.

Gegenwärtig gehört zu dem Königreiche Baiern auch die Landschaft, in welcher Würzburg liegt, und welche ehemals den Namen Franken führte. In den Zeiten, von denen wir bisher gesprochen haben, wurde dieselbe noch zu Thüringen gerechnet. Der deutsche Volksstamm, welcher den Namen Thüringer führte, und

der von den alten Hermundaren abstammte, wohnte auch südlich des Thüringer Waldes bis zum Main, ja bis in die Gegenden der Donau. Er war von der Römer-Herrschaft unberührt geblieben und in Folge davon hatte sich in seiner Mitte noch keine christliche Gemeinde gebildet. Auch dieser Stamm mußte die Oberherrschaft der Franken anerkennen, genoß aber in religiöser Beziehung dieselbe Freiheit, wie wir sie bei den Alemannen und Baiern gefunden haben. Er blieb dem Heidenthume ergeben, wobei das Vorhandensein einzelner Christen unter demselben nicht geleugnet werden soll. War ja doch Amalaberga, die Gemahlin des Herzogs Hermannfried, eine ostgothische Königstochter, und demnach im christlichen Glauben, wenn auch im arianischen Bekenntnisse, erzogen. Haben wir ja doch in der Radegunde, der Gemahlin des fränkischen Königs Chlotar, eine thüringische Prinzessin und eifrige Christin gefunden, obgleich es allerdings noch zweifelhaft bleibt, ob sie solche unter den Franken geworden oder schon früher gewesen sei. Von dem nördlichen Thüringen wird noch später die Rede sein. Wir betrachten zunächst das südliche, das nachherige Frankenland. Dieses wurde im siebenten und achten Jahrhundert von eigenen Herzögen regiert, welche in Würzburg residierten. Ein solcher, Hedan, mit Namen, soll schon in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts eine Christin, Bilihild, aus Hochheim am Main, (wobei Manche an Hochheim bei Mainz, Andere an Veitshöchheim bei Würzburg denken), zur Gemahlin gehabt haben. Doch sind die näheren Umstände so wenig geschichtlich erwiesen, daß wir kein Gewicht auf dieselben legen können.[65])

Wir wenden uns darum gleich zu dem eigentlichen Apostel der Franken, Kilian. Derselbe war ein Irländer von Geburt und zwar aus vornehmem Geschlechte. Er wurde, wie es damals auch bei jungen Leuten, welche nicht im Kloster zu bleiben gedachten, häufig geschah, in einem Kloster erzogen, und gefiel sich so gut in der Zurückgezogenheit, daß er der Welt zu entsagen beschloß.

Er betrachtete oft das Bild des Gekreuzigten und glaubte dabei die Stimme des Herrn zu hören: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" Das war ihm ein Gottesruf, Denen die noch saßen in Finsterniß und Schatten des Todes, das Licht des Evangeliums zu bringen. Eilf wackere Genossen wanderten im Jahre 686 mit ihm über Frankreich nach Deutschland. Zuerst soll er sich im Rhöngebirge, in der Nähe des Kreuzberges aufgehalten haben, und noch heute erinnern die Namen „Kilianshof, oder „Kailings (Kails) Hof", „Kailsruh", „Kailsberg" an den Heiligen. Man zeigt noch den Platz, wo seine Hütte gestanden, die Quelle, woraus er getrunken haben soll. Noch versammelt sich am achten Juli alljährlich eine große Menge am sogenannten Kilbigkopf, unter dem hohen Kreuzberg, das Gedächtniß Kilians zu feiern. Der Herzog Gozbert von Würzburg hörte von dem frommen Manne, welcher durch seine Predigt so großes Aufsehen erregte, und ersuchte denselben in seine Residenz nach Würzburg zu kommen, damit er hier sein frommes Werk treibe. Kilian kam und taufte bald darauf den Herzog und seine Gemahlin. Auch in der Umgegend soll er gepredigt haben. Eine Eiche in dem Walde bei Kitzingen die „Kilianseiche" genannt, wird als eine Stätte seiner Predigten bezeichnet.

Das gute Vernehmen zwischen dem Missionär und dem Herzoge oder vielmehr dessen Gemahlin dauerte nicht lange. Gozbert hatte nämlich die Witwe seines Bruders geheirathet, und Kilian verlangte die Auflösung dieser Ehe. Nach einiger Weigerung gab der Herzog nach, aber Geilana, sein Weib, benutzte seine Abwesenheit, um den fremden Prediger mit zwei Gefährten — die anderen hatten sich schon früher zerstreut, heimlich ermorden zu lassen.

Zunächst blieb die Schandthat verborgen. Wohl hatte eine fromme Frau, welche in der Nähe wohnte, in der verhängnißvollen Nacht gemerkt, daß etwas Besonderes geschehen sei; sie hatte auch später die vorhandenen Blutspuren betrachtet und sich

so von der Wahrheit ihrer Ahnung überzeugt; aber aus Furcht vor der einflußreichen Herzogin verschwieg sie ihre Wahrnehmung.

Nach seiner Rückkehr erkundigte sich der Herzog nach den Missionären, und man sagte ihm, sie wären auf einmal verschwunden, und müßten in andere Länder gezogen sein, das Evangelium zu predigen. Wiewohl Gozbert diesen Nachrichten nicht traute, wußte ihn doch sein schlaues Weib unter Thränen zu beruhigen.

Die Strafe Gottes sollte aber nicht ausbleiben. Einer der Mörder wurde geistesverwirrt, und schrie beständig „Kilian, du verfolgst mich.“ Er nahm bald unter furchtbaren Qualen ein Ende mit Schrecken.

Als der andere Mörder erfuhr, daß die Frevelthat kund geworden sei, stürzte er sich in das Schwert, mit dem er unschuldiges Blut vergossen hatte. Auch die Herzogin soll wahnsinnig geworden sein, und durch ihr fortwährendes Klagegeschrei ein Zeugniß gegen sich selber abgelegt haben. Gozbert wurde von seinen Unterthanen unter der Anführung seines Sohnes Hedan II. verjagt.

Als nach fünfzig Jahren ein eigenes Bisthum in Würzburg errichtet und eine Domkirche erbaut wurde, suchte man die Leichname der Ermordeten auf. Man erkannte sie an der geistlichen Kleidung und den heiligen Gefäßen, welche man bei ihnen vorfand. 66)

Sechstes Kapitel.

Bonifacius und seine Vorläufer aus England.

1. Frühere Bekehrungsversuche unter den Friesen.

Die nächsten Missionäre, welche wir hier zu betrachten haben, kamen aus England auf deutschen Boden. Sie waren

von gleichem Eifer durchdrungen wie ihre Vorgänger aus Irland; doch zeigten sie unverkennbar einen andern Geist bei ihrem Wirken. Die Irländer hatten eine tief gewurzelte Vorliebe für Klöster aus ihrer Heimat mit gebracht und fingen fast allenthalben ihre Thätigkeit mit Gründung von solchen an. Die Aebte derselben übten bischöfliche Rechte aus, ohne doch eigentlich Bischöfe zu sein. Die errichteten Klöster wurden alsdann die Missionsstationen für die Gegend. Dem Papste gegenüber nahmen die Irländer eine freiere Stellung ein, wenn sie demselben auch einen gewissen Vorrang vor den übrigen Bischöfen zuerkannten. Den nun folgenden englischen Missionären merkte man an, daß in ihrer Heimat seit einiger Zeit der Einfluß des Papstes gegen früher zugenommen hatte.

Ihre Thätigkeit wandten sie zuerst demjenigen deutschen Volksstamme zu, welcher die ihnen zunächst liegende Küste bewohnte, nämlich den Friesen. Wie heute noch der Name beweist, hatten dieselben ihre Sitze zwischen dem Zuyder-See und der Ems.

Eine Zeit lang waren sie den Römern unterworfen, doch hatten diese, weil die Bodenbeschaffenheit wenig Lockendes darbot, keine bleibende Niederlassung unter ihnen.

An den väterlichen Sitten und somit auch an der väterlichen Religion hingen die Friesen mit fast eigensinniger Hartnäckigkeit. Ihre Opfer bestanden in Thieren und Menschen. Letzere, besonders Kinder, wurden zu Ehren der Götter an einen Galgen gehängt oder im Wasser ersäuft.

Als die Franken ihre Herrschaft immer weiter auszudehnen suchten, mußten sie bald mit den Friesen, welche ihre Freiheit und Selbstständigkeit nicht aufgeben wollten, in feindliche Berührung kommen. So lange die Franken noch unter verschiedenen Fürsten lebten und sich untereinander bekämpften, konnten sie weniger gegen das die Freiheit liebende Volk ausrichten. Aber auch später, als sie unter einem Könige standen, hatten sie noch Mühe, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. Mit beson-

derem Glücke kämpften die beiden Minister, (Hausmeier) Pipin von Heristall und dessen Sohn, Karl Martell, gegen die Friesen. Erst im Jahre 734 konnten diese als überwunden betrachtet werden; wiederholte Aufstände auch in späterer Zeit bewiesen aber, wie ungern sie die Herrschaft der Franken ertrugen.

Gerade dieser Umstand macht uns ihre Abneigung gegen das Christenthum noch erklärlicher, als uns solche schon durch ihre Volkseigenthümlichkeit erscheinen müßte. Die Franken gingen darauf aus, durch Verbreitung des Christenthums ihre Herrschaft unter den Friesen zu befestigen; darum hielten die Letzteren den Kampf gegen das Christenthum und gegen ihre feindlichen Nachbaren für ein und dasselbe.

Von Köln aus mögen die ersten Missionsversuche unter ihnen gemacht worden sein. Doch war der Missionseifer der Kölner Bischöfe nicht bedeutend. Eine errichtete Kapelle zerfiel wieder.

Mit etwas besserem, aber immer noch mit geringem Erfolge wurde von Lüttich und Mastricht aus gewirkt. Amandus, Bischof von Mastricht, der Apostel Belgiens genannt, zog predigend umher und gewann dadurch, daß er Gefangene loskaufte, ein nicht unbedeutendes Häuflein für den Glauben an Christum. Ebenso ist der früher erwähnte Bischof Eligius von Noyon wahrscheinlich bis nach Friesland vorgedrungen. Doch waren trotz aller dieser Bemühungen um die Mitte des siebenten Jahrhunderts höchstens, im südlichen Theile des Landes, einzelne nur zerstreut wohnende Bekenner des Evangeliums zu finden. Um diese Zeit 677—78 fand Wilfried, Erzbischof von York in England, als er nach Rom reisen wollte und durch einen Sturm an die friesische Küste getrieben wurde, bei dem Könige eine gastfreundliche Aufnahme.

Er soll einen Winter in dem Lande verweilt und mehre tausend Heiden getauft haben.

Schon der nächste König Radbod, (679—719), bewies sich aber wieder als ein eifriger Feind der Christen.

Doch auch unter ihm kamen neue Missionäre sowohl von

England als von Frankreich aus in das Land. Man erzählt sogar, ein französischer Bischof, Wulfram mit Namen, habe den Radbod dahin gebracht, einen Sohn taufen zu lassen und selbst an den Taufstein zu treten.

Dabei wäre dieser auf den Einfall gekommen, zu fragen: wohin denn seine heidnischen Vorfahren versetzt worden wären, in den christlichen Himmel, oder in die Hölle? Auf die Antwort des Bischofs, daß dieselben ohne Zweifel als ungetauft der Hölle anheimgefallen wären, habe Radbod mit der Erklärung, daß er die Gesellschaft seiner Vorfahren nicht entbehren könne, auf den christlichen Himmel verzichtet.

Soviel möchte gewiß sein, daß Wulframs Arbeit keine vergebliche war. Namentlich soll er viele Unglückliche, welche zu Götzenopfern bestimmt waren, von diesem Tode errettet, und für den Heiland gewonnen haben.

Einige Beispiele mögen zur Veranschaulichung friesischer Sitte hier eine Stelle finden.

Eines Tages, als Wulfram vor einer großen Menge predigte, wurde Ovo, ein Jüngling, durch das Loos zum Opfer bestimmt. Wulfram bat den König, man möge ihm doch den Jüngling schenken, damit er solchen dem wahren Gotte opfern könne. Der König wollte eben so wenig von der väterlichen Sitte weichen, wie das Volk selbst, und dieses schrie: wenn Christus den Bedrohten retten könne, solle ihm derselbe angehören. Wulfram soll nun durch sein Gebet auf eine wundervolle Weise die Rettung herbeigeführt haben. Ein anderes Mal waren zwei zarte Knäbchen dazu bestimmt worden, daß sie vom Meere verschlungen werden sollten. Beide wurden zur Zeit der Ebbe auf eine Erdzunge gebracht. Bald kehrte das Wasser zurück, und drohte den Kindern ein nasses und kühles Grab zu bereiten. Vergeblich flehte Wulfram um die Errettung derselben. Endlich wurde ihm seine Bitte gewährt, wenn Christus seine Wundermacht beweise. Wulfram erhob die Hände betend zum Him-

mel, und holte die Kinder aus den immer heftiger andrängenden Fluthen, als ob er über festes Land dahin geschritten wäre.

Aehnliche Beispiele werden noch viele erzählt.

2. Willebrord.

Als eigentlicher Apostel der Friesen ist Willebrord zu betrachten. Er war im Jahre 658 im Königreich Northumberland in England geboren. Auch er verlebte seine Jugendjahre in einem Kloster, wo er sich bald durch seine Fortschritte im Lernen vor seinen Mitschülern auszeichnete. Zu seiner weiteren Ausbildung begab er sich in ein irisches Kloster, wo der Missionseifer noch nicht erkaltet war. Ein junger Mann wie Willebrord mußte daselbst angefeuert werden, als ein Glaubensbote unter die Heiden zu gehen. In seinem dreißigsten Jahre wanderte er mit elf gleichgesinnten Genossen, von dem Segen frommer Landsleute begleitet, zu den Friesen, fand aber zunächst den Boden zur weiteren Bearbeitung für den Christenglauben noch nicht geeignet. Selbst in den Landestheilen, welche den Franken unterworfen waren, war die Stimmung des Volkes der christlichen Predigt nicht günstig. Er reiste, von dem damaligen Minister der Franken, Pipin von Heristall, dazu aufgefordert, sowie durch die, aus seiner Heimat mitgebrachten, religiösen Ansichten getrieben, nach Rom, um sich vom Papste bevollmächtigen und zum Bischof ernennen zu lassen.

Nach seiner Rückkehr gründete Willebrord das Kloster Echternach bei Trier, wohin er sich später, bei der mißlichen Lage der Dinge in Friesland, zurückzog.

Bald darauf gerieth er auf der Insel Walchern in große Lebensgefahr. Er stürzte nämlich daselbst ein Götzenbild um, wurde aber dafür von dem heidnischen Wächter mit dem Schwerte geschlagen; wunderbarer Weise trug er keinen Schaden davon, während der Thäter vom Tode ereilt wurde.

Die Zeit schien günstig zu sein; Pipin hatte mit dem Könige

Radbod Frieden gemacht, und denselben durch eine Heirath zwischen seinem Sohne und der Tochter Radbods bekräftigt.

Willebrord suchte die Zeit zu benutzen, und begab sich an den königlichen Hof, wo er, um Pipins willen, freundlich aufgenommen wurde. Doch die Bekehrung der königlichen Familie konnte er nicht bewerkstelligen; deßhalb faßte er den Plan, nach Dänemark zu schiffen, um dort sein Heil zu versuchen. Allein auch von hier mußte er fast unverrichteter Sache zurückkehren. Auf der Rückreise wurde er vom Sturme auf eine, dem Götzen Fosit geweihte und nach ihm benannte Insel, welche dem Könige Radbod unterworfen war, getrieben. Die Thiere der Insel, (jetzt Helgoland), waren alle dem Götzen geheiligt und Niemand durfte es wagen, dieselben anzutasten, oder gar zu tödten. Eine Quelle, welche daselbst entsprang, wurde für so heilig gehalten, daß man nur stillschweigend, ohne ein Wort zu reden, aus derselben Wasser schöpfen durfte.

Willebrord hatte einige junge Dänen, welche er aus der Sclaverei losgekauft hatte, mitgebracht; drei von ihnen wurden, zum Aergerniß der vom Lande zusehenden Heiden, an der Quelle getauft.

Bald kam noch etwas Anderes hinzu, wodurch die Heiden noch mehr gegen Willebrord und dessen Gefährten erbittert wurden. Dieselben mußten wegen des anhaltenden, ungünstigen Windes längere Zeit auf der Insel verweilen. Als die Lebensmittel zu Ende gingen, befahl Willebrord, einige der herumlaufenden Thiere zu schlachten. Die Heiden warteten vergebens, daß der Götze Fosit die Frevler im nächsten Augenblicke tödten oder wahnsinnig machen werde. Sie eilten in ihrer Aufregung zu Radbod, das Geschehene zu erzählen, und Bestrafung der Frevler zu verlangen.

Auf des Königs Befehl wurde nun das Todesloos über dieselben geworfen. Aber wiewohl solches drei Tage lang wiederholt wurde, fiel es immer nicht nach dem Wunsche der Heiden aus, und Willebrord mit seinen Gefährten mußten freigelassen

werden. Nur Einer der Letzteren wurde von den Heiden ergriffen und hingerichtet, um den erzürnten Götzen zu versöhnen.

In der nächsten Zeit war für die Predigt des Evangeliums unter den Friesen wenig zu hoffen. Pipins Sohn, welcher die Tochter Radbods geheirathet hatte, wurde ermordet und ein neuer Krieg zwischen den Franken und Friesen war die Folge davon. Willebrord mußte seine Wirksamkeit auf das fränkische Gebiet beschränken, wo er das Kirchenwesen ordnete. Das Kloster Echternach war der Mittelpunkt seiner Thätigkeit.

Bei der ersten Anwesenheit des Bonifacius in Friesland, im Jahre 716, war aller Wahrscheinlichkeit nach Willebrord nicht anwesend. Erst nach dem Tode Radbods fanden sich beide zusammen. Der damalige Minister der Franken, Karl Martell, welcher mehre Siege über die Friesen erkämpfte, war Willebrord ebenso geneigt als sein Vater Pipin. Er that noch mehr für denselben, und war ihm durch Schutz und Unterstützung zur Gründung des Bisthums Utrecht behilflich. Hier nahm Willebrord fortan seinen Sitz, verlor aber bis in sein spätestes Alter seinen Missionsberuf niemals aus den Augen. Bei Karl Martell stand er in einem solchen Ansehen, daß er von demselben zur Taufe dessen Sohnes berufen wurde.

Er starb in einem Alter von 81 Jahren am siebenten November 740. Sein Lebensbeschreiber Alcuin, zur Zeit Karls d. Gr., sprach in einer, zu seinem Andenken gehaltenen Lobrede den Wunsch aus: „Möchte das Beispiel dieses heiligen Lehrers uns aus der Schläfrigkeit und Trägheit aufwecken. Laßt uns das, was wir an ihm bewundern, auch bei uns in Erfüllung bringen. Wir rühmen seine Arbeit und seine Kämpfe. Laßt uns in seine Fußtapfen treten, damit wir auf dem rechten Wege gehen."

3. Bonifacius in seiner Kindheit und seinem ersten Auftreten.

Der berühmteste von allen Missionären, welche in Deutschland aufgetreten sind, und welcher daher den Ehrennamen: „Apo-

stel der Deutschen," erhalten hat, hieß ursprünglich Winfried, d. h. ein solcher, der Friede gewinnt durch Kampf. Bonifacius, welches verdollmetschet „Wohlthäter" bedeutet, wurde er beim Eintritt ins Kloster oder etwas später vom Papste genannt. Seine Lebensbeschreiber sagen uns nichts Bestimmtes über den Ort seiner Geburt; doch ist die allgemeine Annahme, daß er zu Kirton, (Krötenburg), einem Städtchen in der englischen Grafschaft Devonshire geboren sei, wohl mehr als eine bloße Vermuthung. Wie seine Eltern geheißen haben, wissen wir nicht, nur das ist bekannt, daß sie reich und vornehmen Standes gewesen sind, so wie, daß sie den Wunsch hegten, ihr Sohn möchte einstens in königlichen Diensten eine wichtige und einflußreiche Stellung erhalten. Schon der Knabe bewies aber, daß er etwas Anderes im Auge habe. Er fand nirgends größeres Vergnügen als da, wo über religiöse Gegenstände gesprochen wurde, und die liebste Unterhaltung gewährte ihm die Gesellschaft der Geistlichen, welche bisweilen auf dem Landgute seines Vaters verweilten. Schon in seinem 4. oder 5. Lebensjahre legte er eine große Vorliebe für das Klosterleben an den Tag. Sein Vater suchte ihn bald durch Drohungen, bald durch Liebkosungen auf andere Gedanken zu bringen. Er stellte ihm vor, wie ein thätiges Leben in der Welt ihm eine schönere Aussicht auf Ruhm und Ehre eröffne, als die Zurückgezogenheit hinter klösterlichen Mauern, und wie er, der Erbe großer Güter, sich als Mönch den schwersten Mühen und Entbehrungen unterziehen müsse. Winfried blieb aber seinem Vorsatze treu, so daß der Vater nicht wußte, was er thun solle.

In dieser Zeit des Schwankens lernte dieser den Werth der himmlischen Güter mehr als in früheren Tagen schätzen. Er verfiel in eine gefährliche Krankheit und glaubte in derselben eine Züchtigung des Himmels zu erkennen, so daß er seinen Sohn in das Kloster Exeter (Eidechsenburg) gehen ließ. In wenigen Jahren brachte es Winfried in der Kenntniß der heiligen Schrift, in welcher er Tag und Nacht studierte, so weit, daß ihm der Abt

den Rath ertheilte, ein anderes Kloster aufzusuchen, wo er für seine Wißbegierde besser Befriedigung finden werde. Er begab sich in das Kloster Nutscelle (Nußschale) in welchem unter dem Abt Winbert eine vortreffliche Schule blühte. Bonifacius erwarb sich durch seine außerordentlichen Fortschritte und sein strenges Mönchsleben eine große Berühmtheit. Sein Ruf zog viele Mönche aus anderen Klöstern herbei, welche begierig waren, seinen Unterricht zu genießen.

Er war ein Mann, dessen Persönlichkeit auf Jeden den tiefsten Eindruck machen mußte.

„Dem Ernste seines Tadels fehlte es nicht an Milde, noch seiner Milde an Ernst. Sein feuriger Eifer wurde durch freundliche Liebe gemäßigt." So lautete das Urtheil seines ersten Lebensbeschreibers. Er lebte ganz und gar dem Wohlthun und dem Unterrichte der Jugend.

In seinem 30 Jahre wurde er zum Priester geweiht. Sein Ansehen war damals schon außerordentlich groß, so daß er vom Könige den ehrenvollen Auftrag erhielt, in einer kirchlichen Streitfrage den Erzbischof von Canterbury für die Beschlüsse einer Synode zu gewinnen. Er vollführte das Geschäft zu allgemeiner Zufriedenheit und wurde immer mehr von Geistlichen und Weltlichen geachtet. Somit war ihm eine ehrenvolle Laufbahn in seiner Heimat geöffnet, und der König wünschte selbst, ihn an seinem Hofe zu behalten. Aber er widerstand allen Lockungen des Weltsinnes, indem der in ihm immer lebendiger werdende Missionseifer nicht unterdrückt werden konnte. Nach langem Prüfen und Ueberlegen offenbarte er seinen Entschluß dem Abte seines Klosters, und bat um dessen Segen und Einwilligung. Da der Abt erkannte, daß der Geist nicht gedämpft werden konnte, und daß der Mönch wohl ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn sein müsse, gewährte er nach einigem Zögern und Widerstreben die Bitte, und empfahl seinen Liebling dem Schutze des Allmächtigen. Mit 2 oder 3 Gefährten bestieg Bonifacius zu Lundenwich, dem

heutigen London, ein Schiff, welches ihn im Jahre 716 an die Küste von Friesland brachte.

Er hätte zu keiner ungünstigeren Zeit hier ankommen können. Der König Radbod, welcher gerade in einen neuen Krieg mit den Franken verwickelt war, betrachtete alle Christen als Verbündete der Franken und darum als seine Feinde. Auch Willebrord hatte weichen müssen.

Doch Bonifacius fürchtete sich nicht, dem Könige selbst die Bitte auszusprechen, daß er von der Verfolgung der Christen ablassen möge. Zwar erlangte er nicht die Gewährung seiner Bitte, blieb aber für seine Person wenigstens unangefochten.

Den Winter des Jahres 717—18 verweilte er in seinem früheren Kloster. Während dieser Zeit wurde die Abtswürde erledigt, und alle Mönche begehrten ihn als den Würdigsten zu ihrem Vorsteher.

Wer erwägt, wie angesehen und mächtig damals ein Abt war, und wie bequem sich ein solcher einrichten konnte, wird gestehen, daß dies Alles für jeden Andern eine starke Versuchung gewesen wäre, diesen Ruf anzunehmen. Bonifacius dagegen hatte seinen alten Plan noch keineswegs vergessen oder aufgegeben; es zog ihn nach dem Lande der Deutschen, wo ein Missionär noch ein ansehnliches Arbeitsfeld vor sich hatte. Der Bischof Daniel von Winchester bestärkte den glaubensfreudigen Mönch in der Ausführung seines Entschlusses, und gab ihm mehre Empfehlungsschreiben mit, worunter auch eines an den Papst, dessen Unterstützung Bonifacius für nothwendig hielt.

Im Sommer des Jahres 718 verließ er abermals seine heimatliche Insel, auf welche er nicht mehr zurückkehren sollte. Durch den Besuch der heiligen Orte in Frankreich verzögerte er seine Reise so sehr, daß er erst bei Anbruch des Winters die Alpen passierte. Der Papst erkannte mit Freude und Wohlgefallen den Sinn des Bonifacius und dessen Plan. Er säumte nicht, ermunternde Worte hinzuzufügen, und den Missionär mit Reliquien und Empfehlungsbriefen zu versehen.

Zu Anfang des kommenden Sommers gelangte derselbe nach einer beschwerlichen Reise, an die Grenzen von Deutschland. Wohin aber sollte er sich wenden, da noch mehrere Stämme für den christlichen Glauben zu gewinnen waren? Am liebsten wäre er zu den Sachsen gegangen, mit denen er stammverwandt war. Bonifacius konnte sich aber nicht im Geringsten mit der Hoffnung schmeicheln, daß er unter diesem Volksstamme etwas ausrichten werde, so lange noch die Nachbarn, namentlich die Thüringer und Friesen dem Götzendienste ergeben waren. Darum begab er sich zuerst nach Thüringen, wohin ihn auch der Papst zunächst gewiesen hatte.

Gänzlich unbekannt war hier das Christenthum nicht. Ueber Kilians Wirksamkeit im südlichen Theile des Landes ist im vorigen Kapitel das Nöthige mitgetheilt worden. Auch Gozberts Sohn, Hethan, muß ein Christ gewesen sein, wie wir aus Schenkungsurkunden an Willebrord aus dem Jahr 716 erkennen. Bei der Ankunft des Bonifacius war Unordnung im Lande verbreitet. Die christlichen Geistlichen, welchen derselbe hie und da begegnete, sollen ein unreines Leben geführt haben. Dabei bleibt es allerdings unentschieden, ob Bonifacius nicht überhaupt die verheiratheten Geistlichen, weil solchen nach seinen Grundsätzen die Ehe verboten war, als ausschweifend bezeichnet hat.

Diesmal verweilte Bonifacius nur kurze Zeit in dem Lande. Als er im Jahre 719 von Radbods Tod Nachricht erhielt, schöpfte er Hoffnung, in Verbindung mit dem alten, erfahrenen Willebrord unter den Friesen mit Erfolg wirken zu können. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht.

Willebrord, der wegen seines Alters darauf denken mußte, einstweilen einen würdigen Mann, als seinen Nachfolger in dem Bisthum Utrecht zu bezeichnen, glaubte in seinem Landsmanne den Rechten gefunden zu haben.

Bonifacius betheuerte, daß er eines solchen Amtes unwürdig und der schweren Bürde nicht gewachsen sei; auch habe er das, im Kirchenrecht vorgeschriebene Alter von funfzig Jahren

noch nicht erreicht. Da Willebrord diese Weigerungsgründe nicht als triftig erkannte und andere Ausreden nicht annehmen wollte, so berief sich Bonifacius auf den Auftrag des Papstes und fügte hinzu: „Wie dürfte ich wagen, der päpstlichen Anordnung zuwider, den Hirtenstab eines Landes zu ergreifen und die Verkündigung des göttlichen Wortes in andern Ländern aufzugeben!" Willebrord konnte auf solche Worte Nichts erwiedern, und gab dem Freunde seinen Segenswunsch mit auf den Weg.

4. Bonifacius als Missionär in Hessen und Thüringen.

Der englische Missionär wandte sich jetzt nach dem Lande der alten Chatten, nach den noch unwirthlichen Gegenden an den Ufern der Lahn. Dieses Land befand sich in einem wenig lokkenden geistigem Zustande; doch waren vereinzelte Spuren des Christenthums vorhanden. In der Nähe von Marburg wurde Bonifacius mit zwei Brüdern, Dettic und Dierulf bekannt, bei denen er jene Mischung von Heidenthum und Christenthum, von welcher damals so viele Beispiele vorkamen, vorfand. Beiden gehörte eine, auf einem steilen Berge am Flüßchen Ohm gelegene Burg, jetzt Amöneburg genannt. Hier und in der Nähe predigte Bonifacius das Wort vom Kreuze, er taufte eine Anzahl Bekehrter und legte den Grund zu einem Kloster.

Bis nach Niederhessen und an die Grenzen der Sachsen dehnte Bonifacius seine Wirksamkeit aus. Er hatte auch die Freude, viele Tausende in die christliche Kirche aufnehmen zu können.

Um jene Zeit schrieb er einen Brief an einen jungen Landsmann Namens Nidhard, und äußerte in demselben so gesunde Ansichten, daß wir nicht umhin können, zur Characterisirung des Mannes einige Stellen aus dem Schreiben mitzutheilen.

Bonifacius warnt zunächst den Jüngling vor eitler Geld- und Ruhmsucht und ermahnt ihn zur fleißigen Beschäftigung mit der heiligen Schrift, um daraus die Anmuth glorreicher und ächter Schönheit zu erlangen, nämlich die göttliche Weisheit, welche

glänzender ist als Gold, schimmernder als Silber, weißer als Krystall, und der nichts Kostbares gleichkommt; nach dem Ausspruche des Predigers: „Oder was mag von den Jünglingen Ziemenderes gesucht, von den Greisen Vernünftigeres besessen werden, als Kenntniß der heiligen Schrift, welche ohne Schiffbruch das Fahrzeug unserer Seele lenkt an die Gestade des herrlichen Paradieses und zu den ewigen Himmelsfreuden der Engel führt?" Am Schlusse heißt es weiter: „Sollte es der Wille des allmächtigen Gottes sein, daß ich einst wie ich wünsche, nach England wieder zurückkehre, so gelobe ich: dir ein treuer Lebensfreund in diesem Allem zu sein und ein ergebener Führer, soweit ich vermag, im Studium der göttlichen Schriften."

Im Sommer des Jahres 723 machte Bonifacius seine zweite Reise nach Rom. Er berichtete über den Erfolg seiner bisherigen Missionsthätigkeit und wurde zur Belohnung für dieselbe und zur Befestigung seines Eifers vom Papste Gregor zum Bischof der neuen deutschen Kirche geweiht. Dabei legte er auf Verlangen des Papstes, weil ihm die römische Mundart des Lateinischen nicht geläufig war, schriftlich ein Glaubensbekenntniß ab. Weiter leistete er den Huldigungseid, wie solchen die zum Patriarchensprengel von Rom gehörigen Bischöfe zu leisten verpflichtet waren. Er gelobte in demselben, in der Einheit des katholischen Glaubens mit Gottes Hilfe zu verharren, auf keine Weise in irgend Etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider sei, einzustimmen. Er wolle zum Besten dieser Kirche dem Apostel Petrus und dessen Nachfolger, dem Papste, seine Mitwirkung nicht versagen. Wenn er sähe, daß das Verfahren der Kirchenvorsteher alten Anordnungen der Väter widerstreite, so wolle er keine Gemeinschaft mit denselben haben, sondern, sofern er es nicht zu hindern vermöge, dasselbe dem Papste zur Anzeige bringen.

Durch diesen Eid war Bonifacius in ein ganz anderes Verhältniß zum Papste getreten als die bisherigen Bischöfe in Deutschland. Die unabhängigere Stellung der deutschen Kirche war

hiermit geopfert. Wir haben alle Ursache zu bedauern, daß die freiere Richtung, welche bisher die schottischen Missionäre eingeschlagen hatten, geändert wurde. Auf der andern Seite dürfen wir aber auch nicht verkennen, daß die Unterstützung des Papstes die schnellere Verbreitung des Christenthums in Deutschland gefördert hat, und daß die Kirche noch länger eines solchen Haltes bedurfte, um sich vor dem verderblichen Einflusse der weltlichen Großen zu schützen und denselben, wo es nöthig war, mit Macht entgegen treten zu können.

Der Papst gab dem neuen Bischof bei seiner Rückkehr einige Empfehlungsbriefe mit; unter anderen auch einen an den mächtigen Hausmeier der Franken, Karl Martell, in welchem es heißt: Der Bischof sei zur Predigt unter den heidnischen Deutschen, welche auf der Ostseite des Rheines wohnten, bestimmt; Karl möge ihn mit allem Nöthigen unterstützen, und ihn gegen alle Feinde nachdrücklich vertheidigen.

Einer besonderen Unterstützung desselben hatte sich jedoch Bonifacius bei seiner im Jahre 724 erfolgten Rückkehr nach Frankreich nicht zu erfreuen, da die fränkischen Geistlichen mit neidischen Augen das wachsende Ansehen des Fremdlings betrachteten. Auch mochte Manchem von ihnen die Stellung desselben, dem Papste gegenüber, nicht gefallen. Er erhielt jedoch einen Schutzbrief von Karl Martell, welcher ihm bei dem Ansehen dieses mächtigen Mannes, ohne Zweifel von Nutzen war.

Seine neue Lage war indessen keineswegs zu beneiden. Ein Brief von ihm an den Bischof von Winchester, aus dieser Zeit, ist von Anfang bis zu Ende mit Klagen erfüllt. „Er habe nicht blos von Außen Kampf und von Innen Furcht, sondern auch die heftigsten Anfechtungen durch falsche Priester, welche Gott widerstrebten und das Volk durch Irrthümer verführten, zu erdulden. Einige Geistliche enthielten sich der Speisen, die Gott erschaffen habe und wollten nur von Milch und Honig leben;" Andere schildert er als Mörder und Ehebrecher.

Wir geben bereitwillig zu, daß Bonifacius als ein treuer-

gebener Anhänger des Papstes und der römischen Sitten, manche Ueberbleibsel der früher herrschend gewesenen freieren Richtung in allzu ungünstigem Lichte gesehen hat. Doch hatte er ohne Zweifel Ursache genug zur Klage; wir brauchen dabei nur an das Leben der Franken, wie wir es früher geschildert haben, zu erinnern.

Am Ende des Briefes bittet Bonifacius um das Evangelienbuch, welches sein Lehrer, der Abt Winbert, hinterlassen habe; dieses sei schön und deutlich geschrieben, wie er es bei seinen immer dunkeler werdenden Augen bedürfe.

In ähnlicher Weise schrieb er an die Aebtissin Eadburge: Sie möge zu dem einzigen Horte aller Beladenen, zu dem Lamme Gottes beten, daß er ihn mit seiner Rechten zwischen den Höhlen solcher Wölfe schirmen wolle; damit nicht, wo das Licht des evangelischen Friedens leuchten solle, die finsteren Spuren irrender Abtrünniger sich zeigten.

Auch in Hessen fand es Bonifacius nicht, wie er es erwartet hatte. Es waren nicht Wenige von den Getauften wieder vom christlichen Glauben abgefallen; Andere schwankten, und das Heidenthum hatte noch bei weitem die Oberhand.

Um durch eine entschiedene That dem Götzendienste ein Ende zu machen, beschloß der Mann Gottes, die dem Wodan geweihte Eiche bei dem Dorfe Geismar, unweit Fritzlar, umzuhauen. Er that dies zu einer Zeit, wo eine große Menge um dieselbe versammelt war. Keiner der Anwesenden legte die Hand an den Frevler, welcher sich nicht scheute, Hand an das Heiligthum der Götter zu legen. Es kam anders, als die Heiden gedacht hatten. Wider Vermuthen schnell stürzte der gewaltige Baum in Stücke zu Boden; kein Blitzstrahl legte für die heidnische Gottheit Zeugniß ab. Das Volk wurde darum irre in seinem väterlichen Glauben, und hatte nun offene Ohren für die christliche Predigt. Bonifacius hielt gleich auf der Stelle eine so gewaltige Rede, daß Viele bekehrt wurden. Aus dem Holze der gefällten Eiche wurde eine Kapelle erbaut, und man hörte nun das Wort des

dreieinigen Gottes, wo man früher das Geschöpf statt des Schöpfers angebetet hatte.

Ein eben so gesegnetes Erntefeld fand Bonifacius jetzt in Thüringen; wohin er kam, versammelten sich Unzählige, um Worte des ewigen Lebens aus seinem Munde zu hören. Um nicht ganz unter freiem Himmel zu übernachten, hatte er ein tragbares Zelt bei sich; auch die nöthigsten Nahrungsmittel mußte er mit sich führen, da in dem, von den Sachsen verwüsteten Lande, oft nicht das Unentbehrlichste aufzutreiben war.

Eines Tages trat er, als die Mittagszeit längst vorüber war, vor das Zelt, und befahl seinem Diener, nun endlich den Tisch zu bereiten. Der Diener antwortete mit betrübtem Herzen, er habe keinen Bissen, seinen Herrn zu erquicken. Bonifacius bemerkte darauf: „Sollte denn Derjenige, welcher die Israeliten vierzig Jahre lang wunderbar in der Wüste mit dem Manna ernährte, mir, seinem unwürdigen Diener, kaum für einen einzigen Tag Speise zu schaffen vermögen?" Kaum hatte er dies gesagt, als von dem nahen Flusse plötzlich ein Wasseradler in die Höhe flog. Er hatte einen großen Fisch mit seinen Klauen gefaßt und ließ denselben in der Nähe des Tisches fallen.

Solche Erzählungen sind um so mehr zu beachten, da sonst auffallender Weise, fast kein Wunder in der Lebensgeschichte des Bonifacius mitgetheilt wird.

Der erste Sammelplatz für die Gläubigen aus der Nähe und Ferne in Thüringen war die Kirche zu Altenberge. Ihre Zahl vermehrte sich mit jedem Tage, also, daß das Gotteshaus die Menge der Gläubigen nicht mehr zu fassen vermochte. Bonifacius freute sich dessen, und predigte nun wieder wie früher unter dem freien Himmel. Oft störten ihn die Vögel, welche in Schaaren aus den benachbarten Wäldern herbeikamen. Auf das Gebot des Bonifacius sollen sie sich ruhiger verhalten haben.

Je größer die Ernte wurde, desto mehr mußte Bonifacius wünschen, daß der Herr der Ernte die nöthigen Arbeiter sende. Auf seinen Ruf kamen aus England Männer und Frauen herbei, welche

bereit waren, ihn nach seinem Wunsch und Auftrag zu unterstützen. Als solche werden unter Anderen genannt: Burghard und Lullus, Willibald und sein Bruder Wunnibald; sodann die Frauen Kunihild, eine Verwandte des Lullus; Thekla, Vorsteherin des Klosters Kissingen am Main; Lioba in Bischofsheim; Walpurgis, die Schwester des Willibald im Kloster Heidenheim. Andere Nonnen erklärten sich bereit, zu kommen, so bald sie gerufen würden.

Bis zum Jahre 739 soll Bonifacius über 100,000 Personen getauft haben. Es findet sich keine Spur, daß der eifrige Prediger den weltlichen Arm in Anspruch genommen habe, eine Taufe zu erzwingen.

5. Bonifacius und der Papst.

Von allen diesen Fortschritten machte Bonifacius dem Papste Meldung, dabei legte er demselben Fragen vor, welche bewiesen, wie sehr es ihm darum zu thun war, auch in Kleinigkeiten in Uebereinstimmung mit dem Kirchenobersten zu handeln. Zwar ist uns das betreffende Schreiben des Bonifacius nicht erhalten worden, aber aus der Antwort des Papstes können wir den Inhalt der Fragen ersehen. Der Papst erklärte z. B.: Ehen dürften eigentlich nicht geschlossen werden, so weit die Verwandtschaft reiche, also bis zum siebenten Grade; bei einem so rohen Volke wie die Deutschen wären, müßte man aber Nachsicht üben und darum die Ehen nach dem vierten Grade gestatten. Gläubige dürften kein Opferfleisch essen, selbst, wenn sie meinten, dasselbe durch das Zeichen des Kreuzes gereinigt zu haben. Kinder, welche in den Jahren der Kindheit in ein Kloster gegeben, oder für das klösterliche Leben bestimmt worden wären, dürften später nicht aus dem Kloster treten, oder beirathen. Die Taufe im Namen der Dreieinigkeit sei gültig und nicht zu wiederholen, selbst wenn sie von einem ketzerischen Priester ohne Hersagung des apostolischen Glaubensbekenntnisses vollzogen worden sei. Bei Aus-

bruch einer Pest, oder sonstigen Krankheit, in einer Gemeinde oder einem Kloster, sollten die Unangesteckten nicht fliehen, weil es unmöglich sei, der Hand Gottes zu entrinnen. Gläubige Aussätzige seien zur Kommunion zuzulassen; nur müßten sie von den Gesunden getrennt werden. In Betreff der Irrlehrer gibt der Papst dem Bonifacius den Rath, er möge sich nicht weigern, Unterredungen und gemeinsames Mahl mit denselben zu halten, da sie vielleicht gerade durch heitere und freundliche Unterhaltungen am Besten auf den rechten Weg gebracht werden könnten. Auch sei, wie der Herr sage, in der Kirche hienieden noch eine Mischung von Weizen und Unkraut; daher er, unbeschadet der Wahrheit, in Geduld tragen solle, was er nicht zu ändern vermöge.

Im Jahre 731 folgte Gregor III. auf den zweiten Papst dieses Namens. Er bestätigte dem Bonifacius alle Vollmachten seines Vorgängers und ernannte denselben zum Erzbischof ohne bestimmten Sitz, damit er für die bekehrten Bezirke, wo es nöthig wäre, Bischöfe weihen könne. Die Weisungen, welche der neue Papst seinem Stellvertreter in Deutschland ertheilte, lauten ähnlich wie die seines Vorgängers, nur sind sie theilweise noch strenger. So verbietet er die Ehe bis zum siebenten Grade. Ebenso will er, daß ein Witwer sich nicht wieder verheirathe, wenigstens nicht mehr als das zweite Weib nehme, während Gregor II. Scheidung aus genügenden Gründen noch bei Lebzeiten gestattet hatte. Fürbitten für Verstorbene sollten nur bei Leichen gläubiger Katholiken stattfinden, die Taufe von einem Priester, der auch den Göttern opfere, solle ungültig sein. Verwandtenmörder sollten zeitlebens vom heiligen Abendmahle entfernt werden und dasselbe nur bei ihrem Sterben empfangen. Außerdem sollten sie weder Fleisch noch Wein genießen und am zweiten, vierten und sechsten Wochentage fasten. Gläubige, welche ihre Sclaven an Heiden verkauften, sollten, wenn diese den Göttern geopfert würden, wie Mörder behandelt werden. Strenge wurde, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die bei den Heiden gewöhnlichen Pferdeopfer, der Genuß des Pferdefleisches verboten, als unrein und abscheulich.

Im Sommer des Jahres 738 machte Bonifacius seine dritte Reise nach Rom „um,“ wie sein Lebensbeschreiber sagt, „der heilsamen Unterredung mit dem Papste zu genießen und sich der Fürbitte der Heiligen zu empfehlen.“ Besonders mag es ihm darum zu thun gewesen sein, die persönliche Bekanntschaft Gregors III. zu machen. Eine große Anzahl seiner Schüler begleitete ihn. Seine Aufnahme in Rom war von der Art, daß man sah, der Papst wisse, was er an Bonifacius habe. Fast ein Jahr behielt er denselben als Gast.

Im Frühjahr des Jahres 739 kehrte der fromme Mann nach Deutschland zurück, mehre Schreiben des Papstes mit sich führend. Eins von diesen ist an die Bischöfe von Augsburg, Speier, Passau, Straßburg und wahrscheinlich auch an den Bischof von Constanz gerichtet. Der Papst erinnert dieselben, wie nach den Vorschriften der Kirche jährlich zweimal Synoden gehalten werden sollten; sie möchten sich bei den von Bonifacius zu haltenden einfinden und sich den kirchlichen Anordnungen desselben unterwerfen.

6. Bonifacius ordnet die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands.

Von nun an tritt die Missionsthätigkeit des Bonifacius mehr in den Hintergrund. Derselbe war päpstlicher Commissär in Deutschland geworden, und hatte als solcher andere Geschäfte zu besorgen. Die vorhandenen Bischöfe sollten mehr als bisher dem Papste unterworfen und neue Bisthümer errichtet werden um das päpstliche Netz über ganz Deutschland auszuspannen. Den Sommer des Jahres 739 verwendete Bonifacius auf die kirchliche Organisation Baierns. Mit Genehmigung des Herzogs wurde das Land in vier Bisthümer getheilt; nämlich: Salzburg, Freysing, Passau und Regensburg. Die bisherigen Bischöfe verloren ihre Stellen, sowie der Abt von Emmeran zu Regensburg die bischöfliche Gewalt. Nur der Bischof von Passau, welcher

von Gregor III. geweiht worden war, wurde in seiner Würde bestätigt.

Um diese Zeit stifteten die Herzöge von Baiern eine Menge theilweise berühmt gewordener Klöster, z. B. Benediktbeuern, Kochelsee, Staffelsee, Wessobrunn, Tegernsee u. s. w.

Andere Bisthümer errichtete Bonifacius zu Erfurt, für das eigentliche Thüringen, nördlich des Waldes; zu Buraburg, in der Nähe von Fritzlar für Hessen; zu Würzburg für Ostfranken, und zu Eichstädt für den sogenannten Nordgau.

Das Bisthum zu Erfurt scheint nicht zu Stande gekommen zu sein; das zu Buraburg wurde später nach Fritzlar verlegt und bald darauf mit Mainz vereinigt.

Nicht minder wichtig als die hier genannten Bisthümer ist eine andere Stiftung des Bonifacius für die Christianisirung Deutschlands geworden; nämlich die Stiftung des Klosters Fulda. Allerdings hatte Bonifacius dabei ursprünglich weniger die Gründung einer Missionsstation im Auge, als die Befriedigung seines Verlangens nach einem stillen, abgelegenen Plätzchen, wohin er sich von Zeit zu Zeit aus dem vielbewegten Leben zurückziehen könnte, um in stiller Betrachtung Gott zu leben, und wo er ausruhen wollte im späteren Alter, wenn er nicht mehr zu arbeiten vermöge im Weinberge des Herrn. Auch sollten hier seine Gebeine aufbewahrt werden.

Der Mann, welcher den Auftrag erhielt, einen passenden Ort für das zu erbauende Kloster aufzusuchen, war ein junger Baier, Sturm mit Namen. Von zwei Gefährten begleitet, wanderte er in den großen Buchonischen Wald hinein, der sich an den beiden Ufern der Fulda weithin erstreckte. Am dritten Tage fanden diese Drei einen Ort, welcher ihnen passend erschien; Bonifacius aber erklärte, nachdem er auf ihren Bericht die Lage näher erwogen hatte, denselben für ungeeignet, da er den Einfällen der benachbarten Sachsen allzusehr ausgesetzt sei. Es war die Gegend von Hersfeld, wo bald darauf gleichfalls

ein Kloster entstand, aber nicht dasjenige, welches Bonifacius im Auge hatte.

Abermals mußte Sturm auf die Wanderung, immer tiefer in den dichten, noch wenig von Menschen betretenen Urwald. Er fuhr zu Schiff auf der Fulda und sah sich nach beiden Seiten um, glaubte aber nirgends einen besseren Ort gefunden zu haben als den früher erwählten. Bonifacius war und blieb aber anderer Meinung. Zum dritten Male erhielt Sturm die Weisung, in die Wildniß zu gehen. Diesmal zog er ohne menschliche Begleitung auf einem Esel von dannen. Er hatte keine leichte Aufgabe zu lösen; wilde Thiere und wilde Menschen waren zu fürchten. Nur lebendiges Gottesvertrauen und daraus hervorgehendes tägliches Gebet, konnten ihm den nöthigen Muth und die erforderliche Ausdauer verleihen. Ein Geflecht von Baumzweigen schützte ihn während der Nacht gegen den Ueberfall wilder Thiere. Menschen begegneten ihm fast gar nicht und einmal fand er einen Haufen heidnischer Slaven, welche sich in der Fulda badeten. Sie neckten den einsamen Wanderer und trieben allerlei Muthwillen mit ihm; doch schadeten sie ihm nicht an Leib und Leben.

Nicht lange nachher fand er eines Abends einen ortskundigen Mann aus der Wetterau, der ihm die Namen der Ortschaften, Flüsse und Bäche, welche in der Nähe waren, sagen konnte. Ein deutlicher Beweis, daß die Gegend nicht so unbebaut war, als sie mitunter dargestellt wird.

Schon war er über die Stelle hinaus gezogen, wo später das Kloster gegründet wurde und erst, da er abermals unverrichteter Sache zurückkehren wollte, bemerkte er dieselbe als eine passende.

Bonifacius billigte nun die Wahl des Ortes und erlangte von dem Grundbesitzer, dem damaligen Hausmeier Karlmann, die Abtretung von Grund und Boden. Im Jahre 744 begab er sich selbst an Ort und Stelle, den Grundstein zu legen und die ersten Arbeiten zu leiten. Schon im folgenden Jahre konnten Mönche in dem neuen Kloster aufgenommen werden.

Die Ordensregeln waren außerordentlich strenge. Es war den Mönchen der Genuß von Wein oder anderen berauschenden Getränken, sowie der von Fleischspeisen untersagt; nur für die Kranken wurde nach einiger Zeit eine Ausnahme gestattet. Kein Weib durfte das Kloster betreten; nur eine Verwandte des Bonifacius, Lioba, Aebtissin von Bischofsheim, war allein von diesem Gebote ausgenommen.

Das Kloster erhielt in kurzer Zeit einen weit verbreiteten Ruf, und wurde durch zahlreiche und ansehnliche Geschenke in kurzer Zeit ungemein reich. Bald waren seine Besitzungen in allen Gauen Deutschlands zu finden, von Graubündten bis zur Nordsee und von der Elbe bis zu dem Fuße der Vogesen. Ebenso kamen aus ganz Deutschland, ja aus anderen Ländern Männer, Jünglinge und Knaben herbei, für kürzere oder längere Zeit ihren Aufenthalt im Kloster Fulda zu nehmen. Schon unter Sturm zählte dasselbe 400 Brüder außer den Novizen und dienenden Personen.

Was Bonifacius ursprünglich beabsichtigt hatte, sich ein stilles Plätzchen zu bereiten, um sich dahin zurückziehen zu können aus dem Geräusche des Lebens, erreichte er nicht; dagegen ist das Kloster Fulda von unberechenbarer Wichtigkeit für die Befestigung des Christenthums in der Umgegend, und für den Anbau derselben geworden. Fuldaische Mönche gründeten in der Nähe und in einiger Entfernung Niederlassungen, aus denen mitunter bedeutende Ortschaften entstanden sind. Wohin diese Mönche kamen, brachten sie den christlichen Glauben mit, so daß man sagen kann, es gibt kaum eine Provinz im südlichen und mittleren Deutschland, welche nicht die Verdienste der Klosterbrüder aus Fulda um die Verbreitung der christlichen Lehre und geistigen Bildung, sowie um den Anbau des Bodens anerkennen müßte.

Fulda war längere Zeit hindurch die beste Schule für ganz Deutschland und ein blühender Sitz der Wissenschaft.

Aus der eben mitgetheilten Erzählung haben wir gesehen,

daß eine Veränderung in der Regierung der Franken vorgegangen war; denn nicht Karl Martell, dessen wir früher öfters gedachten, sondern dessen Sohn Karlmann hatte Bonifacius den nöthigen Boden zur Abtei Fulda geschenkt. Dieser Regierungswechsel war überhaupt für Bonifacius von den wichtigsten Folgen. Karl Martell hatte wenig religiösen Sinn und schon deßwegen, und noch mehr, weil er durch seine vielen Kämpfe und Kriege fast ohne Unterbrechung anderwärts in Anspruch genommen wurde, dem Bonifacius keine nennenswerthe Unterstützung geleistet, so daß dieser oft in dürftigen Umständen lebte und noch mehr gedarbt haben würde, wenn er nicht bisweilen reichliche Gaben aus England erhalten hätte.

Nachdem im Jahre 741 erfolgten Tode Karl Martells, theilten sich seine beiden Söhne Pipin und Karlmann in die Herrschaft des fränkischen Reiches.

Letzterer hatte eine so große Vorliebe für das Klosterleben, daß er nach sechsjähriger Regierung sich in das Kloster Monte-Cassino in Italien zurückzog. Darum läßt sich erwarten, daß Bonifacius sicherer als bisher auf den Schutz des Hausshofmeisters oder regierenden Ministers rechnen konnte. Dieses ermuthigte auch denselben, die vom Papste selbst gewünschten Synoden zu halten. Die Beschlüsse derselben sind für die Kenntniß der damaligen Verhältnisse von der größten Wichtigkeit, darum wollen wir einige von diesen kennen lernen.

Einer der Ersten lautete: „Wir haben beschlossen und bekannt, bis an unser Ende in dem katholischen Glauben fest zu halten, wie an der Einheit und dem Gehorsam gegen die römische Kirche; dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein.“

Den Geistlichen wurde die Theilnahme an der Jagd, oder am Kriege, das Tragen der Waffen, die Beschäftigung mit Hunden, Habichten und Falken untersagt. Ausschweifungen jeglicher Art sollten strenge bestraft werden. Ebenso ernste Gesetze wurden gegen die Ueberbleibsel des heidnischen Aberglaubens ver-

kündigt. Verboten wurde 1) das Verbrennen der Leichname, welches noch im achten Jahrhundert üblich war. 2) Die Gottlosigkeit an den Gräbern. Es wurden nämlich bei der nächtlichen Bewachung der Todten Lieder gesungen, um die bösen Geister von denselben abzuhalten und dabei Gaben als Wegzehrung für die Todten hingestellt. Aber auch lärmende Lustbarkeiten und unmäßige Schmausereien fanden an den Gräbern der Verstorbenen statt. 3) die Unfläthereien im Februar, nämlich das übermäßige Trinken in diesem Monat, welcher gerade deßwegen auch Hornung hieß. Die Trinkgeschirre der alten Deutschen waren nämlich Hörner. 4) die Entweihung der Kirchen. Dahin gehört der Gesang üppiger Lieder; Zanken und Streiten im Gotteshause, wobei Schimpfworte und Schlägereien nicht selten waren; die Feier der Heiligenfeste durch Essen und Trinken und lärmenden Gesang. 5) der Waldkultus, d. h. die Götzenverehrung in heiligen Hainen. 6) die Opfer, welche Heiligen gebracht wurden. Man leerte z. B. dem heiligen Martin, Nicolaus und Stephan zu Ehren, vor deren Bilder einen Becher Wein. 7) Amulette oder Zaubermittel von Blech, Glas, Knochen u. s. w. — — 8) Weissagen aus dem Wiehern der Pferde, dem Fluge der Störche, Schwalben u. s. w. 9) die sogenannten Nothfeuer. Man suchte durch Reiben von Holz Feuer anzufachen, und trieb dann die Viehheerden durch dieselbe, um sie vor Seuchen zu bewahren. Mit der Asche dieses Feuers bestreute man die Felder gegen Ungeziefer. 10) die aus dem Heidenthume stammende Beobachtung der Flamme des Heerdes beim Beginne eines Geschäftes. Prasselndes Feuer zeigte Verdruß und Streit an — u. s. w. u. s. w.

Es war des Heidnischen noch so Viel vorhanden, daß wir darauf verzichten müssen, alle deßfallsigen Gesetze zu erwähnen.

Weiter wurde verordnet: Es solle Niemand ein Kind aus der Taufe heben, wenn er nicht das Glaubensbekenntniß und

das Gebet des Herrn auswendig wisse. Niemand solle als Geistlicher angestellt werden, der nicht im Stande sei, das Glaubensbekenntniß, und die bei der Taufe gebräuchlichen und befohlenen Abschwörungsformeln in angemessener Weise abzufragen und zu erklären; denn die Leute sollten auch verstehen, was sie abschworen oder bekannten.

7. Einige Irrlehrer zur Zeit Bonifacius.

Auf einer dieser Synoden wurden zwei Männer, deren Irrlehren wir leider nur durch die einseitigen Anklagen des Bonifacius erfahren, als fluchwürdige Ketzer verdammt. Wir würden die kirchlichen Verhältnisse damaliger Zeit überhaupt, und die Wirksamkeit des Bonifacius insbesondere viel besser zu würdigen im Stande sein, wenn wir auf Rede und Gegenrede unser Urtheil begründen könnten.

Der eine der beiden sogenannten Irrlehrer war ein Franke von niedriger Geburt, Namens Adalbert. Er hatte sich wahrscheinlich durch strenge Enthaltsamkeit Ansehen bei dem Volke zu verschaffen gewußt, so daß er von demselben als ein Heiliger und Wunderthäter verehrt wurde. Unwürdige Bischöfe hatten denselben zu einem Bischof ohne bestimmten Sitz geweiht. Bonifacius beschuldigt ihn, er wäre in seinem Stolze so weit gegangen, daß er sich den Aposteln Christi gleich gestellt habe. „Er verweigere es, zu Ehren eines Apostels oder Heiligen eine Kirche zu weihen; dagegen weihe er Bethäuser auf seinen Namen. Er mache den Leuten aus ihren Wallfahrten nach Rom einen Vorwurf und eifere wider die Beichte. Wenn das Volk zu ihm komme und vor ihm niederknie, sage er: „Ich weiß alle eure Sünden, weil mir alles Verborgene bekannt ist; ihr habt nicht nöthig zu bekennen; beruhigt euch, ihr seid losgesprochen; gehet hin in Frieden zu euern Wohnungen." Auch errichte er Kreuze oder Bethäuschen auf den Feldern, wo es ihm beliebe, so daß das Volk mit Verachtung der anderen Bischöfe

und Hintenansetzung seiner bisherigen Kirchen, an solchen Orten Versammlungen halte mit den Worten: „die Verdienste des heiligen Adalbert werden uns helfen!“ Selbst seine Nägel und Haare theile er zur Verehrung aus, wie andere Reliquien. —

Man könnte nun auch entgegnen, und hat entgegnet: Bonifacius betrachte die Ansichten und das Verhalten seines Widersachers, welcher bei Karl Martell in besonderem Ansehen gestanden und ihm vielleicht bei demselben geschadet habe, in einem falschen Lichte. Adalbert wäre kein Freund der päpstlichen Lehren und Grundsätze gewesen. Er habe z. B. die Ansicht gehabt, daß keine Kirche u. s w. auf irgend eines Menschen, also auch nicht auf eines Apostels Namen geweiht werden dürfe. Die von ihm errichteten Bethäuser habe das Volk in Ermangelung einer anderen, besseren Bezeichnung nach seinem Namen genannt. Er habe die Beichte vor Menschen, keineswegs aber die Beichte vor Gott verworfen, u. s. w.

Die Zahl seiner Anhänger war groß, so daß vielfach Unwillen laut wurde, als Bonifacius ihm das Predigen verboten hatte.

Er wurde später im Kloster Fulda in Gewahrsam gehalten, soll aber von da entsprungen und von Ochsenhirten erschlagen worden sein.

Der andere Irrlehrer, welcher auf Bonifacius Antrieb verurtheilt wurde, hieß Klemens, ein Schotte oder Irländer von Geburt. Er wird beschuldigt, daß er die katholischen Gesetze leugne und bestreite. Er behaupte, daß er, nachdem ihm zwei Söhne im Ehebruch geboren waren, dennoch ein christlicher Bischof sei. Er erkläre, den kirchlichen Gesetzen zuwider, daß es einem Christen gestattet sei, die Witwe seines verstorbenen Bruders zu heirathen. Er spreche die Ueberzeugung aus, Christus habe, als er in die Unterwelt gestiegen, alle Bewohner der Hölle, Gläubige und Ungläubige, auch die Götzenverehrer daraus befreit.

Unverkennbar huldigte Klemens den freieren Ansichten,

welche wir bei seinen Landsleuten, den irischen Missionären gefunden haben, wobei es ungewiß bleibt, ob einige Uebertreibungen auf Rechnung des Bonifacius oder des Klemens geschrieben werden müssen.

Wie viel dem Ersteren daran gelegen war, die Beiden aus dem Wege zu räumen, ersieht man aus einem Schreiben desselben an den Papst Zacharias, in welchem es heißt: „Ich bitte Euch, Ihr möget dem Herzoge Karlmann schriftlich die Gefangennehmung dieses Ketzers (des Klemens) anempfehlen, damit das Unkraut des Satans nicht um sich greife und vielleicht ein räudig Schaf die ganze Heerde anstecke." Ein dritter Gegner des Bonifacius war Virgilius, gleichfalls ein Irländer, welcher bei dem Herzoge von Baiern in Ansehen stand und später, trotz der Anklage beim Papste, Bischof von Salzburg wurde. Er war seinen Zeitgenossen in der Kenntniß der Natur bei Weitem vorausgeeilt, wie schon der eine Umstand beweist, daß er behauptete, auf der anderen Seite der Erde, wohnten Leute, welche unsere Gegenfüßler wären.

8. Bonifacius als Erzbischof von Mainz; sein Märtyrertod.

Bonifacius war schon lange Bischof und Erzbischof gewesen, ohne einen bestimmten Sitz zu haben. Wenn in ihm der Wunsch nach einem solchen rege wurde, so dachte er an Köln, von wo aus er leicht die benachbarten Friesen, deren völlige Bekehrung ihm noch immer am Herzen lag, erreichen konnte. Auch der Papst hatte ihm in einem Briefe bemerkt, er nehme es mit freudigem Gemüthe an, daß Köln sein und seiner Nachfolger Sitz werden solle.

Und doch ist es anders gekommen; was war die Ursache davon? In Mainz lebte der Bischof Gewilieb keineswegs nach den Satzungen des Papstes und der von Bonifacius gehaltenen Synoden. Sein Vater Gerold, welcher gleichfalls Bischof von Mainz gewesen war, hatte im Jahre 743 einen

Feldzug gegen die Sachsen mitgemacht und war in einem Treffen gefallen. Um den Schmerz des Sohnes über den Tod seines Vaters zu mildern, wurde dieser zum Bischof von Mainz ernannt.

Gewilieb folgte im Jahre 744, dem Beispiele seines Vaters und Vorgängers gemäß, dem Heere bei einem neuen Kriegszuge gegen die Sachsen. Beide Heere, das fränkische und das sächsische, standen an den beiden Ufern der Weser. Der Bischof erfuhr nach genauerer Erkundigung den Mörder seines Vaters und beschied diesen zu einer Unterredung mitten im Flusse. Als der Sachse, nichts Arges vermuthend, sich eingefunden hatte, tödtete ihn Gewilieb mit den Worten: „Erhalte den Stahl, womit ich den theueren Vater räche."

Auch sonst hatte Gewilieb, mit der Annahme der Bischofsmütze, keineswegs den weltlichen Sinn abgelegt, von welchem er bisher als ein ächter Ritter durchdrungen war. Er war noch immer ein Jäger mit Leib und Seele.

Bonifacius konnte bei seinen, öfters ausgesprochenen und bethätigten Grundsätzen nicht ruhig zusehen, daß ein solcher Mann in der wichtigsten Stadt Deutschlands den Hirtenstab führe, und auf seine Anklage wurde Gewilieb seines Amtes entsetzt.

Als dies geschehen war, gaben die Glieder der Synode den Wunsch zu erkennen, daß Bonifacius statt zu Köln, zu Mainz den Bischofsstuhl besteigen möge. Er that es im Jahre 747.

Sieben Jahre wirkte er als Erzbischof von Mainz in dem Geiste, welcher ihn bisher geleitet hatte. Auch der frühere Missionseifer hatte ihn noch nicht verlassen, also das er bereit war, das sichere und bequeme Leben, welches er als geistliches Oberhaupt der deutschen Kirche hätte führen können, aufzugeben, um abermals das mühevolle, mit Gefahren und Beschwerden verbundene Amt eines Missionärs zu übernehmen. Mehrmals schon hatte er beim Papste um die Erlaubniß, sein Bischofsamt niederzulegen und sich einen Nachfolger zu erwählen, gebeten,

welche ihm endlich nur ungern und nach längerem Zögern von Seiten des Papstes ertheilt wurde.

Bonifacius machte sogleich von der Erlaubniß Gebrauch; er ernannte seinen Landsmann Lullus zum Erzbischof von Mainz und bestieg mit 52 Gefährten ein Schiff, welches ihn bis nach Friesland brachte. Hier zog er wie früher, predigend und taufend umher. Bei Dockum schlug er einige Zelte auf, um einen einigermaßen festen Sitz zu haben. Der Anfang seiner Wirksamkeit war ein gesegneter; es schien Hoffnung vorhanden zu sein, daß auch der Fortgang mit dem gewünschten Erfolge gekrönt werden würde.

An dem Pfingstfeste des Jahres 755 hatte Bonifacius die Getauften zur Firmelung beschieden. Statt ihrer erschien ein Haufen bewaffneter Heiden [67]), vielleicht auf Anstiften des dem Heidenthume ergebenen Königs Radbod II.

Die Begleiter des Bonifacius wollten zu den Waffen greifen, sich selbst und den geliebten Lehrer zu vertheidigen; sie wurden aber durch diesen abgehalten, von dem Schwerte Gebrauch zu machen: „Kinder," rief er, „vergießt nicht das Blut eurer Feinde und bedenkt, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten sollen. Heute ist der Tag, nach dem ich mich lange gesehnt habe, vertrauet auf den Herrn, der uns jetzt auf einmal von allen Gefahren des Lebens befreien will." Kaum hatte er diese Worte geendet, so sank er unter den Mörderstichen seiner Feinde. Seine Begleiter hatten ein gleiches Schicksal.

Die Mörder soll jedoch die Strafe Gottes auf der Stelle ereilt haben. Sie fielen nach dem Morde über die Zelte her, dieselben zu plündern, wobei sie einige Lebensmittel und ein Fäßchen Wein fanden. Nachdem sie sich mit dem Inhalte des Letzteren berauscht hatten, geriethen sie über die Vertheilung der Beute in Streit, und fingen an sich einander zu tödten. Endlich ergriff ein Theil die Flucht, während der andere eine Kiste öffnete, in der er Gold und Schätze zu finden hoffte. Allein es waren nur Bibeln und sonstige religiöse Schriften in derselben

welche die Getäuschten in ihrem Aerger umher warfen. Nicht lange darauf sammelten sich die Christen und richteten unter den Mördern des Heiligen ein großes Blutbad an. [68])

Der Leichnam des Märtyrers wurde nach Utrecht gebracht, wo man sich freute, eine so kostbare Reliquie zu besitzen. Nach längerer Weigerung gehorchte man dem klar ausgesprochenen Willen des Verstorbenen, daß sein Leichnam in Fulda bestattet werden solle, und zwar sollen die Bewohner von Utrecht durch ein Wunder zur Nachgiebigkeit bestimmt worden sein. Die Glocken sollen von selbst geläutet, und so auf diese Weise den Wunsch des Heiligen verkündiget haben.

Auch Lullus hätte gerne den Leichnam in Mainz behalten, aber das Traumgesicht eines Priesters bestimmte ihn, der Versetzung desselben nach Fulda nicht länger entgegen zu sein. Mainz behielt nur das Blut, welches bei dem Waschen der Leiche aufs Neue zu strömen begann. Gerade um Bonifacius willen hatte der Abt von Fulda den Vorrang vor den deutschen Reichsfürsten, zunächst nach den geistlichen Kurfürsten. In unseren Tagen hat man dem „Apostel der Deutschen" in Fulda ein Denkmal errichtet.

9. Verdienste des Bonifacius. Sein Charakter.

Schwerlich hat ein anderer Missionär eine so verschiedene, ganz entgegengesetzte Beurtheilung erfahren als der mit Ehren gekrönte „Apostel der Deutschen." Nach der Ansicht Vieler, besonders in der katholischen Kirche, ist er der größte Glaubensheld nächst den Aposteln gewesen. Dagegen haben sich auch Stimmen erhoben, welche ihm diesen Ruhm nicht zuerkennen, indem sie sagen, seine Leistungen wären keineswegs so bedeutend gewesen, als man gewöhnlich behaupte, da schon vor ihm das Christenthum ziemlich allgemeine Verbreitung gefunden habe, so daß weniger von der Einführung, als von der Befestigung desselben durch Bonifacius die Rede sein könne. Auch habe dieser dadurch sehr geschadet, daß

er die deutsche Kirche, welche früher eine freiere Stellung gehabt, dem Papste unterworfen habe.

Wir müssen darum noch einige Augenblicke bei diesem Herold des christlichen Glaubens verweilen, um Gründe und Gegengründe zu erwägen, und so unser Urtheil bestimmen zu können.

Zunächst können wir nicht umhin, dem sittlichen Ernste des Mannes, wie er sich in Reden und Thaten offenbart, unsere Anerkennung auszusprechen. Allenthalben tritt er Sünden und Lastern, wo er sie auch finden mag, muthig entgegen. Er schreibt z. B. an den König Ethelbald von Mercia in einem Tone und mit einem Freimuth, der ihm nur durch die Begeisterung für das Reich Gottes eingeflößt worden sein kann. Zu Anfang des Briefes lobt er den König wegen der reichlichen Spenden, welche derselbe den Kirchen und Armen zukommen lasse, und weil er durch strenge Handhabung der Gesetze dem Diebstahl, Raub und anderen Verbrechen gewehrt habe, Witwen und Waisen beschütze und guten Landfrieden halte. Nachdem er nun weiter frei und offen die üblen Gerüchte über des Königs Ausschweifungen ausgesprochen hatte, schreibt er wie folgt: „Deßhalb bitten und beschwören wir Euch, geliebtester Sohn! das Ihr Euer Leben durch Reue bessert und reiniget. Wie möget Ihr, den nicht eigenes Verdienst, sondern Gottes reiche Güte zum Fürsten gestellet hat, Euch selbst durch Ausschweifungen zum Sclaven des bösen Geistes machen; sintemal nach dem Worte des Apostels: „Wer Sünde thut, der Sünde Knecht ist!““ [69])

Mit gleichem sittlichen Unwillen und frei von aller Menschenfurcht, klagte er in einem Schreiben an den Papst über die heidnischen Unsittlichkeiten, welche in Rom geduldet würden. Er habe es von Leuten gehört, welche es selbst gesehen hätten, wie die Römer, besonders am Neujahrstage jeden Jahres Tänze durch die Straßen aufführten, ein heidnisches Geschrei erhöben, gottlose Gesänge anstimmten, die Tische mit Speisen und Getränken überlüden, dabei aber aus abergläubischer Meinung sich scheuten, den Nachbarn nur Feuer, Geschirr, oder etwas der

Art zu leihen. Eben so sollten Weiber nach heidnischer Art Zaubermittel an Armen und Beinen tragen und dieselben öffentlich feilbieten. Das Alles gereiche den Christen, weil es von fleischlich gesinnten Menschen gesehen werde, zum Vorwurfe und hindere die Verkündigung des Evangeliums. Auch wären Bischöfe und andere Geistliche des fränkischen Volkes, welche der Wollust fröhnten, von Rom gekommen und hätten gesagt, es sei ihnen erlaubt worden, ihr Amt fort zu bekleiden.[70])

Aber gerade von den Geistlichen verlangte Bonifacius mit Recht, daß sie unbescholtenen Wandels seien und nicht ihre Worte durch widersprechende Thaten entkräfteten. Er hielt es für die wichtigste Aufgabe der christlichen Religionslehrer, die Sitten zu beaufsichtigen und die Zucht zu handhaben. Besonders schwebte ihm Ezechiel 3 vor, und er liebte es, den Geistlichen einen Wächter und Hirten zu nennen. Wie es nun Pflicht des Wächters sei, vom erhabenen Standpunkte aus mehr zu schauen als die Anderen, so solle der Geistliche einen höheren sittlichen Standpunkt einnehmen, und die Gabe höherer Wissenschaft haben, um die Anderen unterweisen zu können. Aber nicht Eigenes und Beliebiges solle er geben, sondern was er aus Gottes Wort gelernt habe. Er ruft „Wehe!“ aus über die Bischöfe, welche nicht des Volkes Heil, sondern ihr eigenes Gelüste im Auge hätten, und welche es unterließen, die Verirrten auf den Weg des Heils zu rufen, die Sünder zu strafen u. s. w.[71])

Wie sollten wir zweifeln, daß ein Mann, der also zu den höchsten Personen zu reden wagt, und der die Aufgabe des Geistlichen so klar und richtig aufgefaßt hat, auch das Eine erkannt habe, was Noth ist? In gleichem Geiste schrieb er an Freunde und Bekannte. So lesen wir z. B. in dem früher erwähnten Briefe an einen reichen Jüngling: „Alle Schätze der Welt gleichen nur einem Schatten, der vorüber geht, dem Rauche der verschwindet, dem Schaume, der zerfällt. — — Bedenke, was der heilige Sänger der Psalmen sagt: „ „Glückselig der Mann, der

seine Lust am Gesetze des Herrn hat und es betrachtet Tag und Nacht.““ [72])

In einer Predigt, in welcher er zur Sittenreinheit, als Bedingung eines würdigen Abendmahlsgenusses ermahnt, heißt es: „Wir sind Menschen voll Schmutzes der Sünden und doch wollen wir unsere Glieder nicht von beschmutzten Menschen berühren lassen; wie können wir glauben, daß der eingeborene Sohn Gottes den Schmutz unserer Sünden gern auf seinen Leib nehmen wird?“

Zu den Neubekehrten sprach er bei der Taufe: „Ich ermahne euch, daß ihr allezeit daran gedenket, was ihr Gott, dem Allmächtigen, versprochen habt.“ Er erinnerte sie nun an den Hauptinhalt des christlichen Glaubensbekenntnisses und an die Gebote Gottes. Dann fügte er hinzu: „Seid geduldig, barmherzig, gütig, keusch und unbefleckt. Lehret eure Kinder und eure Familie Gott fürchten. Die Entzweiten versöhnt. Wer ein Richter ist, soll recht richten, nicht Geschenke nehmen. Haltet den Tag des Herrn. Gehet zur Kirche, betet daselbst und plaudert nicht. Gebt Almosen nach eurem Vermögen, weil dieselben wie Wasser das Feuer, die Sünden auslöschen (?!) Seid gastfrei unter einander beherberget die Fremdlinge, besuchet die Kranken, stehet Witwen und Waisen bei. Gott allein fürchtet aller Orten. Ihr Knechte sollt unterthan sein euren Herren, und ihr Herren handelt gerecht mit den Knechten! u. s. w.“ [73])

Sollte eine solche Sprache nicht aus dem Herzen gekommen sein?

Wohl haben die Gegner des Bonifacius demselben Vorwürfe gemacht, seinen Character zu verdächtigen, aber gewiß ohne Grund, wie wir glauben nachweisen zu können. Dabei wollen wir bereitwillig gestehen, daß auch dieser Gottesmann seine Fehler und Schwachheiten gehabt habe, wie jeder andere Mensch.

Ueber sein Verhalten gegen den Bischof Gewilieb haben wir schon im Vorhergehenden unsere Ansichten ausgesprochen, und dünket uns kein Grund vorhanden zu sein, den Bonifacius zu be-

schuldigen, als habe er aus eigennützigen Absichten dessen Absetzung betrieben.

Man hat weiter gesagt: Bonifacius habe zum Sturze der merowingischen Königsfamilie, welche die Franken beherrschte, beigetragen, indem er dazu geholfen, daß der letzte König derselben, Childerich, abgesetzt und der bisherige Reichsverweser Pipin an dessen Stelle erhoben wurde. Hier sei zum Verständniß bemerkt, daß die Nachkommen Chlodwigs geistig und leiblich ganz gesunken waren, und die Herrschaft längst schon an ihre obersten Minister, Reichsverweser, majores domus, genannt, abgegeben hatten. Diese Würde war in der Familie des Pipin von Heristall, aus welcher Karl Martell und Pipin der Kleine entsprossen waren, erblich geworden. Pipin schickte eine Gesandtschaft an den Papst und legte ihm die Frage vor: „Ob es nicht besser sei, daß derjenige, welcher die königliche Herrschaft ausübe, auch deren Würden und Namen habe.“ Der Papst wollte sich den mächtigen Pipin zum Freunde machen, und bewirkte durch seine Entscheidung, daß Childerich in ein Kloster gesteckt wurde, und Pipin den Königstitel erhielt.

Bonifacius soll nun durch sein Ansehen bei dem Papste diese Entscheidung herbeigeführt haben; jedoch führte Bonifacius dem neuen Könige gegenüber eine so demüthige und bescheidene Sprache, daß man sieht, er könne demselben keinen besonderen Freundschaftsdienst beim Papste geleistet haben. Wenn Bonifacius etwas von dem Könige begehrte, so wendete er sich nicht unmittelbar an denselben, sondern an einen Abt, Namens Fulrad, welcher bei Pipin in besonderer Gnade stand.[74])

Weiter hat man behauptet: Bonifacius wäre bei seinem Thun und Lassen vom Ehrgeize geleitet worden und hätte deßhalb absichtlich die Märtyrerkrone gesucht. Wir wollen nicht behaupten, daß er ganz frei von diesem Fehler gewesen sei; aber wenn ihn derselbe hauptsächlich bei seinem Handeln bestimmt hätte, warum nahm er dann die Berufung an den Hof des Königs von Wessex nicht an? Warum weigerte er sich, Nachfolger des berühmten

Abt's Winbert zu werden? Wie konnte er im Voraus wissen, daß er als Missionär einen größeren Ruhm davon tragen werde? Hätte er nun aber den Märtyrertod mit Absicht gesucht, und so seine 52 Gefährten seiner Ehrsucht geopfert, so wäre er ein ruchloser Bösewicht gewesen, welche Ansicht sich mit seinem sonstigen Charakter nicht vereinigen läßt.

Nur darin müssen wir den Anklagen Anderer beistimmen: es habe für Deutschland gefährliche Folgen gehabt, daß Bonifacius die deutsche Kirche der Herrschaft des Papstes unterworfen. Aber selbst hierüber dürfen wir der Persönlichkeit des Mannes nicht zu nahe treten. Bonifacius war überzeugt, daß nur das größere Ansehen des Papstes der Unordnung, welche er in Deutschland gefunden, zu steuern vermöge, und daß die Kirche ohne diesen Halt gar zu leicht der weltlichen Herrschaft zur Beute werden würde. Wir müssen selbst zugeben, daß etwas Wahres in diesen Betrachtungen liegt, und daß, wenn Bonifacius geirrt hat, sein Irrthum ein verzeihlicher gewesen ist. Die einzelnen, uns kleinlich scheinenden Fragen, welche er dem Papste zur Entscheidung vorgelegt hat, z. B.: Was mit Menschen und Pferden zu thun sei, welche am Aussatze litten, oder mit Thieren, welche von tollen Hunden gebissen wären? Ob man das Fleisch von Raben, Dohlen u. s. w. essen dürfe? u. s. w., müssen wir im Geiste jener Zeit beurtheilen. Bonifacius legte dabei eine, wenn auch all zu ängstliche, doch immer anerkennenswerthe Gewissenhaftigkeit an den Tag. Auch das gewöhnliche, alltägliche Verhalten sollte unter dem Einflusse des Christenthums, oder, was dem Bonifacius gleich bedeutend war, unter dem Einflusse der Kirche stehen.

Fragen wir uns noch, was Bonifacius als Missionär geleistet habe, und ob er den Namen „Apostel der Deutschen" verdiene; so müssen wir das Letzte verneinen. Wie Rupert von Worms der Apostel Baierns heißt, und Kilian der von Franken, so mögen wir den Bonifacius als Apostel von Hessen und Thüringen bezeichnen. In andern Gegenden hat er sich

um die Einführung des Christenthums keine oder doch nur geringe Verdienste erworben. Bei seinem Auftreten war unter den Franken, Alemannen und Baiern das Christenthum allgemein verbreitet, und so war nur ein Begießen, nicht ein Säen und Pflanzen nöthig. Selbst in Hessen und Thüringen war die Lehre des Herrn nicht gänzlich unbekannt; was wir aber Christliches hier und da zerstreut antreffen, war mit Heidnischem vermischt und von solchem überwuchert, daß es so gut wie nicht vorhanden war. Dem Bonifacius gebührt die Ehre, hier die ersten Christengemeinden gesammelt zu haben, während er anderwärts die Ueberreste des Heidenthums zu vertilgen gesucht hat.

Siebentes Kapitel.

Karl der Grosse.

1. Krieg mit den Sachsen.

Noch immer lebte in Deutschlands Grenzen ein deutscher Volksstamm, welcher eben so feindlich gegen das Christenthum, wie gegen die mächtig gewordenen Franken gesinnt war, nämlich die Sachsen. Sie hatten ihre Wohnsitze im nordwestlichen Theile unseres Vaterlandes, etwa von der Elbe bis in der Nähe des Niederrheines, von der Mündung der Ems und Weser, bis zu den Grenzen von Hessen und Thüringen. Wahrscheinlich sind sie, etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, aus dem nördlichen Europa in die Gegenden der unteren Elbe gewandert. Ihr Name rührt, allem Vermuthen nach, von den langen Messern her, welche sie trugen und welche „Sahs" genannt wurden. Sie waren zu Eroberungszügen geneigt, und darum mußte ihr immer weiteres Vordringen nach Süden den Nachbarn bedenklich erscheinen. Einmal sollen sie in Verbindung mit den Thüringern,

vierzig Rheinstädte geplündert haben. Doch waren sie frei von den Fehlern einer verfeinerten Lebensart; Trug und Falschheit waren ihnen fremd, und wenn es einmal geschah, daß eine sächsische Jungfrau den väterlichen Heerd entehrte, oder wenn die Gattin die eheliche Treue brach, so sammelten sich die Frauen in großer Zahl, um die Schuldige mit Ruthenstreichen und gegen sie gezückten Messern zu vertreiben. Die freien Sachsen lebten als unabhängige Herren auf ihren zerstreut liegenden Höfen, die altdeutschen Gewohnheiten und bürgerlichen Einrichtungen länger als ein anderer Volksstamm bewahrend, auch standen sie ihren und unseren Vorfahren in der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande keineswegs nach.

Daß sie mit den Franken in feindliche Berührung und blutige Kämpfe kommen mußten, lag in der Natur der Sache, und war am Ende für Deutschlands Einheit erforderlich. Einer dieser Völkerstämme mußte in dem Kampfe unterliegen.

Schon um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, während Chlotar I. über die Franken herrschte, begann dieser Kampf, und zog sich mit mehrfacher, bald kürzerer, bald längerer Unterbrechung bis in die Zeiten Karls des Großen. Bald drangen die Franken bis an die Weser vor, bald zogen die Sachsen verheerend in das Gebiet der Franken. Das Kriegsglück bewies sich hier mehr denn je als ein launiges Weib. Erst Karl Martell gelang es, wiederholt siegreich und verwüstend tiefer in das Sachsenland einzudringen, und die Bewohner zu einer bestimmten Abgabe an Vieh zu nöthigen.

Ebenso zeigten auch seine Söhne, Karlmann und Pipin öfters und für längere Zeit die Ueberlegenheit der fränkischen Waffen. Mehrmals finden wir als Friedensbedingung auch die Freiheit der christlichen Predigt unter den Sachsen erwähnt.

Karl der Große fühlte sich schon, bald nach dem Beginne seiner Regierung, durch die Verhältnisse berufen, die Bezwingung der feindlichen Nachbaren zu seiner wichtigsten Lebensaufgabe zu machen. Es

schien ihm dies nothwendig zu sein, um sein Reich gegen die wiederholten Angriffe dieses wilden Volkes zu schützen, um alle deutschen Stämme unter einem Scepter zu vereinigen und um dem immer weiteren Vordringen der Slaven im Osten mit Nachdruck widerstehen zu können. Es war also der Krieg, welchen er zu führen beschloß, in seinem Ursprung kein Religionskrieg; aber er mußte ein solcher werden, da an eine dauernde Unterwerfung der Sachsen ohne Bekehrung derselben nicht zu denken war. Darum bemerkte der erste Lebensbeschreiber Karls des Großen:[75]) „Der Krieg sei deßhalb von ihm unternommen worden, weil die Sachsen, von Natur wild und der Anbetung der Teufel ergeben, mithin Feinde des Christenthums, es nicht für unanständig hielten, göttliche und menschliche Rechte zu verletzen."

Im Jahre 772 wurde auf einer Reichsversammlung zu Worms der Krieg einmüthig beschlossen. Alle Franken erkannten, daß derselbe eine Nationalsache sei und als solche betrieben werden müsse. Dasselbe Bewußtsein war in den Sachsen lebendig, da sie die Waffen ergriffen, um ihre Freiheit und ihre väterliche Religion zu vertheidigen. Wir müssen das Volk bewundern, welches, wiewohl schwächer an Zahl und Kriegesmacht, dennoch, nach so vielen blutigen Niederlagen, sich immer wieder ermannte, und den Feind aus seinen Grenzen zu treiben suchte. Freuen wir uns auch des Ausgangs, weil uns dieser, vom deutschnationalen und christlichen Standpunkte aus betrachtet, heilsam erscheint, so müssen wir doch dem Heldenmuth der Sachsen die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die Einzelheiten des blutigen Krieges zu erzählen; wir wollen nur an die Ereignisse erinnern, welche auf die Bekehrung der Sachsen hindernd oder fördernd eingewirkt haben.

Gleich bei dem ersten Feldzug im Jahre 772 sollte es sich zeigen, daß es Karl auf die Vernichtung des Heidenthumes abgesehen hatte; deßwegen war der Mönch Lebuin voraus geschickt worden, mit der Predigt des Evangeliums Eroberungen zu ma-

chen; deßwegen legten die Franken die zerstörende Hand an das Nationalheiligthum der Sachsen, die sogenannte Irmensäule. Weiter eroberten sie die Feste Eresburg an der Diemel in der Gegend, wo gegenwärtig Stadtberge liegt.

Kaum aber hatte sich Karl mit seinen Bewaffneten wieder entfernt, als sich die Sachsen, man darf sagen: „Alle für Einen und Einer für Alle," ermannten, das drückende Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln.

Es standen zwei Männer an ihrer Spitze, welche sich durch muthige Vertheidigung ihres Vaterlandes unsterblichen Ruhm erworben haben. Alboin, der Edelste des Stammes, welcher Ostfalen hieß, und Wittekind der Edelste der Westfalen.

Im Jahre 774 drangen die Sachsen, während Karl in Italien abwesend war, bis Fritzlar in Hessen vor, um die Anlagen des Bonifacius daselbst zu zerstören; sie eroberten Eresburg wieder und bedrängten Siegburg, des Königs Feste, mit Macht. Was von christlichen Geistlichen unter ihnen war, wurde entweder getödtet, oder vertrieben.

Das konnten sich die Franken nicht gefallen lassen und namentlich war Karl nicht der Mann, welcher sich das Eroberte so leichten Kaufes wieder entreißen ließ. Sobald seine anderweitigen Kämpfe es gestatteten, zog er das Schwert gegen die Sachsen abermals aus der Scheide, und wo er es drohend schwang, geschah es nicht ohne Erfolg. Er ließ den Sachsen die Wahl, ob sie die Wasser- oder Bluttaufe annehmen wollten, und brachte es dahin, daß sich viele Tausende zu der ersteren verstanden. Im Jahre 777 hielt er eine glänzende Versammlung zu Paderborn, um die Huldigungen der unterworfenen Sachsen entgegen zu nehmen.

Wittekind fehlte. Ein übles Zeichen für die Dauer des Friedens. Als der Frankenkönig im darauf folgenden Jahre 778 einen Feldzug nach Spanien unternahm, und dabei die Tapfersten seines Reiches in seinem Gefolge hatte, ging auf's Neue der Ruf: „Zu den Waffen!" durch die sächsischen Gauen. Ein gro-

ßer Heerhaufe zog verheerend bis Deutz und Köln, von da den Rhein aufwärts bis Koblenz, und sodann durch die Wetterau nach dem Kloster Fulda zu; so daß der Abt, der uns bekannte Sturm, mit den Gebeinen des Bonifacius nach Fritzlar flüchtete.

Bei Battenfeld an der Eder, einige Stunden von Marburg, wurden die Sachsen bald darauf geschlagen.

Karl versuchte nun durch Milde und gute Anordnungen die Herzen der Sachsen zu gewinnen. Es wurde den eingesetzten Grafen die Handhabung der Rechtspflege aufs Entschiedenste eingeschärft, und gegen Verbrecher mit aller Strenge verfahren; so sollte z. B. der Meineidige seine rechte Hand verlieren; der Straßenräuber aber mit dem Verluste des einen Auges oder der Nase bestraft werden.

Karl ging in seinem Vertrauen zu den Sachsen so weit, daß er dieselben als Kampfgenossen gegen die östlich wohnenden Slaven zu verwenden beschloß. Zahlreich kamen die Krieger herbei und machten eine freundliche Miene, während sie mit arglistiger Tücke umgingen. Sie überfielen die Franken unversehens am Berge Süntel, und richteten eine furchtbare Niederlage unter denselben an.

Solche Frevelthat verdiente eine Züchtigung; aber die Strenge, mit welcher Karl verfuhr, war eher geeignet zu erbittern, als eine Versöhnung herbeizuführen. Er ließ 4500 Sachsen bei Verden an der Aller enthaupten.

Bei der Beurtheilung dieses Blutbades dürfen wir nicht vergessen, daß jeder Einzelne, weil er die gelobte Treue gebrochen und Verrath geübt, den Tod verdient hatte. Nur die Zahl der Getödteten macht die That zu einem unaustilgbaren Flecken in Karls Charakter.

Der Kampf war hiermit keineswegs beendigt. Bei der ersten passenden Gelegenheit lehnten sich die Sachsen abermals auf, wurden aber im Jahre 783 an der Hase geschlagen. Strenge Gesetze sollten nun dazu beitragen, die Unterworfenen im Zaume zu halten. Die Todesstrafe wurde auf Vergehungen gesetzt, welche

bisher nicht mit derselben bedroht waren, und später schwerlich wieder mit derselben geahndet worden sind; z. B. auf den Genuß von Fleischspeisen während der Fastenzeit, wenn nicht die Noth dazu getrieben hatte; auf das Verbrennen der Leichname nach heidnischer Weise, sowie solcher Personen, die man für Hexen hielt; auf die Verweigerung der Taufe u. s. w. Weniger kann es befremden, daß die Todesstrafe gegen Diejenigen ausgesprochen war, welche Kirchen beraubten oder verbrannten, Bischöfe oder andere Geistliche umbrachten, oder sich mit den Heiden gegen die Christen, besonders gegen den König verschworen. Mit einer Geldbuße wurde bedroht, wer ein neugeborenes Kind nicht binnen Jahresfrist taufen ließ. Konnte er das Geld nicht bezahlen, so sollte er der Kirche dienstbar sein.

Andere Verordnungen sollten dazu dienen, Ehrerbietung und Liebe gegen die Kirche einzuflößen. Wenn ein Verbrecher in eine Kirche flüchtete, blieb er bis zum nächsten Gerichtstage ungestraft. Schon eine freiwillige Beichte schützte gegen die Todesstrafe. Die strengeren Gesetze hob Karl wieder auf, als die Sachsen ruhiger geworden waren.

Nach dem was bisher geschehen, war es nicht schwer zu erkennen, daß ein längerer Widerstand von Seiten der Sachsen nur weiteres Blutvergießen veranlassen würde, ohne sie zum gewünschten Ziele zu führen. Die beiden Führer, Alboin und Wittekind, mögen solches wohl erkannt haben, darum folgten sie im Jahre 785 der Einladung Karls, und empfingen zu Attigny in Frankreich die Taufe.

Die Sage hat diese Thatsache durch eine Wundererzählung ausgemalt. Wittekind soll zu Wollmirstädt einem christlichen Gottesdienste beigewohnt, und in der Hostie ein weißes Kind erblickt haben. Hierdurch wäre er von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und veranlaßt worden, die Taufe zu begehren.

Nachdem er einmal getauft war, bewies er sich als einen treuen Bekenner Jesu; er soll mehre fromme Stiftungen ge-

gründet haben, so daß er später unter die Heiligen versetzt worden ist.

Auch nach dem Uebertritte der Führer war die Ruhe der Sachsen noch keine dauernde. Im Jahre 793 wurde ein fränkisches Heer, während Karl die Ungarn bekriegte, an der unteren Weser überfallen. Dafür versetzte der heimkehrende Sieger zur Strafe und der eigenen Sicherheit wegen, einen großen Theil der Sachsen mit Weib und Kind an den Rhein und selbst nach Frankreich. Doch gerade diese Strenge steigerte die Erbitterung, daß sich noch mehrmals das Trauerspiel: Empörung von Seiten der Sachsen und Züchtigung durch Karl und dessen siegreiches Heer, wenn auch weniger blutig, wiederholte. Im Jahre 808 wurde endlich auf billige Bedingungen hin ein dauernder Friede geschlossen. Die Sachsen sollten als gleichberechtigt mit den Franken behandelt werden. Sie bekannten sich jetzt Alle zum Christenthume und bewiesen sich bald als lebendige Glieder der Kirche.

2. Was noch besonders über die Bekehrung der Sachsen zu bemerken ist.

Es ist aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten schwer zu bestimmen, in wie weit die Kunde vom christlichen Glauben vor Karl dem Großen bei den Sachsen Eingang gefunden hatte. Wir müssen uns hier mit wenig verbürgten Sagen begnügen. So wird uns erzählt, daß im Jahre 622 sächsische Gesandte an den Hof des fränkischen Königs Chlotar gekommen seien, um demselben den bisherigen Gehorsam aufzukündigen. Chlotar erzürnte über die hochmüthige Sprache derselben, und befahl ihre augenblickliche Hinrichtung. Nur mit Mühe erlangte ein anwesender Bischof eine Gnadenfrist bis zum andern Tage. Er benutzte dieselbe zur Bekehrung der Heiden, und hatte die Freude, am kommenden Morgen solche im Taufgewande dem Könige vorstellen zu können. Sie wurden begnadigt, und brachten als Christen die fröhliche Botschaft von Christo in ihre Heimat zurück.

Später litten, aus Willebrords Begleitung, zwei englische Mönche, welche beide Ewald hießen, und nach der Farbe ihres Haares die unterscheidenden Namen „schwarzer“ und „weißer“ erhalten hatten, unter den Sachsen den Märtyrertod. Die näheren Umstände desselben werden also erzählt: Sie sollen in ein Dorf gekommen sein, und das Verlangen an den Tag gelegt haben, mit dem Vorsteher zu sprechen. Da man sie als Christen erkannte, wurden sie ermordet, damit sie den Vorsteher nicht zum Abfall von der alten Religion verführen könnten. Ihre Leichname wurden in den Rhein geworfen, und schwammen 40,000 Schritte gegen den Strom, bis zu dem Punkte, wo ihre Gefährten waren.

Dem Bonifacius wird die Erbauung mehrer Kirchen, z. B. der unterirdischen Kapelle zu Hameln, zugeschrieben; auch soll er in der Stephanskirche zu Soest gepredigt haben.

Gleichzeitige Schriftsteller wissen aber nichts davon; vielmehr ergibt sich aus der Betrachtung geschichtlich erwiesener Thatsachen, daß Bonifacius höchstens die Grenzen des Landes berührt hat. Im Inneren waren schwerlich auch nur schwache Spuren des Christenthums vorhanden. Karl dem Großen gebührt das Verdienst, die Christianisirung der Sachsen begonnen und vollendet zu haben.

Er selbst predigte zunächst freilich nur mit eiserner Zunge, wie ein Geschichtschreiber richtig bemerkt. Oft begnügte er sich, und mußte sich damit begnügen, daß die Besiegten in Masse, ohne vorhergehenden Unterricht, die Taufe empfingen. Dabei dachte er wohl, wenn auch die Getauften vorerst nur dem Namen nach Christen wären, so wäre doch der christlichen Predigt der Weg geöffnet; die Belehrung könne nachfolgen. Er war dafür besorgt, daß diese durch Geistliche, welche theilweise das Land bereisten, gegeben wurde. Freilich mag auch diese Belehrung oft sehr unvollkommen gewesen sein. Einmal sprachen bei einer Friedensverhandlung die Sachsen selbst das Verlangen aus, solche Religionslehrer zu erhalten, deren Sprache sie verständen; sie wollten sich alsdann gerne belehren lassen. [76])

Schon vor dem Beginne des Krieges tritt, wahrscheinlich durch Karl gesendet, ein angelsächsischer Mönch, Lebuin oder Liafwin, bei der großen Versammlung der Sachsen zu Marklo predigend auf. Er hatte bei einem angesehenen Manne, Namens Folkbert, eine gastliche Aufnahme gefunden, war aber zugleich von demselben gebeten worden, von seinem Vorhaben, bei der Versammlung den Christenglauben zu empfehlen, abzustehen. Lebuin ließ sich nicht warnen, und gerieth in die größte Lebensgefahr, als er die Sachsen zur Annahme des Christenthums aufforderte, und dabei drohend auf den mächtigen Frankenkönig verwies, wenn sie nicht hören wollten. Nur mit Mühe gelang es Folkbert, seine Landsleute zu beschwichtigen, indem er denselben zurief: sie wären gewohnt, die Gesandten fremder Könige unverletzt zu entlassen, darum sollten sie sich auch nicht an dem Boten des höchsten Gottes vergreifen.

So bald die Franken in das Innere des Landes gedrungen waren, übertrug Karl die Bekehrung einzelner Bezirke fränkischen Klöstern oder Bischöfen, z. B. dem Abte zu Fulda einen Theil an der Diemel, wo später das Bisthum Paderborn errichtet wurde. Hier predigte der uns bekannte Sturm unter dem Schutze der fränkischen Waffen. Wie oft er auch durch die Empörung der Sachsen in seinem Wirken unterbrochen, ja, obgleich er selbst in seinem eigenen Kloster bedroht wurde, ermüdete er nicht, immer von Neuem zu beginnen, und zwar mit solchem Erfolg, daß er bisweilen „Apostel der Sachsen" genannt wird. Im Jahre 789 kehrte er erkrankt nach Fulda zurück, daselbst sein thatenreiches Leben zu beschließen.

Viel leichter würde die Einführung des Christenthums unter den Sachsen von Statten gegangen sein, wenn man nicht zugleich mit demselben allerlei, für ein freies Volk unerträgliche, Lasten gebracht hätte. Besonders dünkte es den Sachsen ein schweres Joch zu sein, daß sie den Zehnten nicht nur von ihrem Felde, sondern auch von ihrem Verdienste entrichten sollten. Auch waren die Geistlichen bei Erhebung desselben nicht immer so unei-

gennützig und nachsichtig, als es, namentlich unter den damaligen Verhältnissen, nothwendig gewesen wäre. Selbst Alcuin, ein gelehrter Mönch aus Karls Umgebung, spricht sich darüber freimüthig aus. Wenn man die fränkischen Glaubensprediger mit den Aposteln vergleiche, so falle die Vergleichung allzusehr zu Ungunsten der Ersteren aus. Die Taufe lasse sich wohl erzwingen, aber nicht der Glaube, zu welchem die Menschen nur angeleitet werden könnten. Auch die Anforderungen an die Neubekehrten dürften nicht zu strenge sein. Man solle nach apostolischer Weise Lehrer des Glaubens zu den Sachsen senden, aber nicht Räuber. — Schade, daß man solche Worte nur theilweise beachtete!

Ein anderes, ohne Zweifel wirksameres Mittel, die Sachsen mit dem christlichen Glauben bekannt zu machen, war das, daß Karl die jungen Sachsen, welche ihm, so oft er Frieden schloß, als Geiseln übergeben wurden, bei den fränkischen Bischöfen unterbrachte, um sie im Worte Gottes unterrichten zu lassen.

Nach der Beendigung der Kriege muß die völlige Bekehrung des Volkes einen raschen Verlauf genommen haben. Die Gesetze wurden milder und verschiedene Thatsachen beweisen, daß der christliche Glaube veredelnd in das Volksleben eingedrungen ist.

Auch in den übrigen Theilen seines Reiches suchte Karl christliche Erkenntniß zu verbreiten und zu befestigen. Er legte allenthalben Schulen, sowohl für die Ausbildung künftiger Geistlichen, als auch für die Kinder anderer Leute an. Er gab den Befehl, daß jedes Gemeindeglied das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß auswendig lernen müsse, und wer sich darüber nicht ausweisen könne, durch Strafen, selbst durch Schläge, dazu gezwungen werden solle; Pathenstelle dürfe ein solcher niemals vertreten.

3. Liudger.

Unter den Missionären in Sachsen verdient Liudger eine besondere Erwähnung. Er war ein geborener Friese. Sein

Großvater Wursing hatte aus seiner Heimat weichen müssen, weil er die Rechte seines Volkes gegen den König Radbod vertheidigt hatte. Unter den Franken fand derselbe eine gastliche Aufnahme, und lernte das Christenthum kennen und lieb gewinnen. Als er nach Radbods Tode in sein Vaterland zurückkehrte, blieb er dem angenommenen Glauben treu und wirkte für Verbreitung desselben.

Der junge Liudger, geboren um das Jahr 746, zeigte schon frühe, daß er sich zu etwas Anderem berufen fühle, als zum Kriegeshandwerk, auf welches er durch seine Geburt hingewiesen zu sein schien. Er heftete Baumrinden nach Art damaliger Bücher zusammen und malte Buchstaben auf dieselben. Er wurde zum geistlichen Stande bestimmt, und im Jahre 758 nach Utrecht gebracht. Zweimal ging er von hier nach England, um in York den Unterricht des gelehrten Alcuin zu genießen.

Nach seiner Rückkehr verwendete ihn der Bischof von Utrecht zum Missionsdienst unter seinen Landsleuten, den Friesen. Namentlich sollte er eine von Lebuin erbaute und von den Sachsen zerstörte Kirche zu Deventer wieder herstellen. Ein Traumgesicht soll ihm behilflich gewesen sein, den Leichnam Lebuins aufzufinden und den Auftrag auszuführen. Nun wurde ihm in der Umgegend von Dokkum, in der Nähe seiner Heimat, ein ausgedehnter Wirkungskreis angewiesen; wobei er jährlich drei Monate an der Schule zu Utrecht Unterricht ertheilen mußte. Ein Einfall der Sachsen nöthigte ihn, wahrscheinlich um das Jahr 784, die Gegend zu verlassen, und die von ihm gegründeten Kapellen und Kirchen der Wuth der Feinde preis zu geben. Er begab sich nach Italien und verweilte einige Zeit in Rom, sowie in dem berühmten Kloster Monte-Cassino, ohne, wie Viele behaupten, selbst Mönch geworden zu sein.

Unterdessen hatte Karl die Sachsen wieder zum Gehorsam gebracht; er sah sich nun nach tauglichen Lehrern um, welche auch die Sprache des Volkes verständen. Alcuin, der seit einiger Zeit in fränkische Dienste getreten war, empfahl seinen

Schüler zu diesem ehren- aber auch gefahrvollen Berufe. Liudger wurde bereitwilliger als andere Missionäre angehört. In den fünf Gauen, welche ihm als Missionsbezirk angewiesen waren, erhoben sich fast allenthalben Bethäuser und Kirchen. Er dehnte seine Wirksamkeit bis auf die Insel Fositesland, wo Willebrord in Lebensgefahr gerathen war, aus, und befestigte den Christenglauben in solcher Weise, daß die Insel von nun an „heilig Land, Helgoland" hieß. Der Häuptling derselben übergab Liudger seinen eigenen Sohn zur Erziehung, und dieser bildete den Knaben so aus, daß er später ein ausgezeichneter christlicher Lehrer unter den Friesen wurde.

Liudger wollte selbst nach Dänemark gehen, allein er konnte dazu die Genehmigung seines Landesherrn, Karls des Großen nicht erlangen; deßhalb kehrte er in seinen Amtsbezirk zurück.

Ein neuer Ueberfall der Sachsen nöthigte ihn, sich in ein Kloster in Brabant, (Lotusa oder Leuse bei Tournay), welches ihm zu seinem Unterhalte und zu einer Zufluchtsstätte für Fälle der Noth überlassen war, zu flüchten. Während seiner Abwesenheit ermahnte ein blinder Sänger, dem Liudger das Augenlicht wieder gegeben hatte, die Leute zur Standhaftigkeit im Glauben.

Im Jahre 791 wurde Liudger zum geistlichen Hirten zu Mimigernefort oder Mimigard und zugleich zum Verweser des dort eingerichteten Bisthums ernannt. Er gründete bei der Hauptkirche eine klosterartige Wohnung für seine Gehilfen, die Chorgeistlichen. Nach dieser Wohnung (monasterium) erhielt die sich immer weiter ausdehnende Stadt „Münster" den Namen. So ist Liudger der Gründer von der jetzigen Hauptstadt Westfalens.

Mit unermüdlichem Fleiße besorgte er die Arbeiten seiner weitläufigen Diöcese, wozu auch noch die früher von ihm verwalteten fünf friesischen Gaue gehörten. Er reiste fast beständig umher, die kirchlichen Zustände zu untersuchen und zu verbessern. Seinen Predigten hörten die Leute gerne zu, und da seine Worte von Herzen kamen, gingen sie auch wieder zu Herzen. Im Jahre 798 taufte er an der nach ihm benannten Quelle bei Helmstädt eine

Anzahl Neubekehrter. Ihm zu Ehren wurde das Liudger-Kloster daselbst gegründet.

Im Jahre 801 legte er den Grund zum Kloster Werden. Rings umher war dichter, fast unzugänglicher Wald, so daß seine Begleiter meinten, hier könne niemals vom Anbau die Rede sein; Liudger antwortete: Was den Menschen unmöglich erscheine, sei bei Gott möglich. Bald darauf warf ein Sturmwind ringsum alle Bäume zu Boden; nur der, unter welchem Liudger gebetet hatte, soll stehen geblieben sein.

Einfach war seine tägliche Nahrung; nur bisweilen erlaubte er sich den Genuß von Fleischspeisen. Meistens verließ er nicht ganz gesättigt die Tafel, an welcher er Arme und Reiche vereinte. Bis an das Ende seines Lebens trug er ein härenes Hemd auf dem bloßen Leibe. Was er durch seine Einfachheit ersparte, verwendete er für die Armen oder an kirchliche Stiftungen.

Noch am Tage vor seinem, im Jahre 809 am 26. März erfolgten Tode, predigte er zu Coesfeld, und zwei Stunden davon zu Billerbeck.

Nach seinem Wunsche wurde er im Kloster Werden beerdigt. 77)

Achtes Kapitel.

Anschar, der Apostel des Nordens.

Jenseits der Sachsen, nach Norden zu, wohnte noch ein germanischer Völkerstamm, ein Zweig der Normannen, welche Norwegen, Schweden und das heutige Dänemark, bis in die Gegend von Hamburg inne hatten. So lange diese Normannen, na-

mentlich die benachbarten Dänen, noch dem Odin, und den andern Göttern ihre Verehrung bewiesen, schwebte auch das Christenthum unter den Sachsen mehr oder minder in Gefahr. Es war ja bekannt, daß die Normannen sich kein Gewissen daraus machten, ihre Nachbarn zu überfallen, wie sie auch gewohnt waren, auf dem Meere Raubzüge zu unternehmen. So gelangten sie als Seeräuber nach Frankreich, ja bis nach Sicilien im Mittelmeere. Selbst nach Amerika sollen sie gekommen sein.

Karl der Große erkannte es wohl, wie wichtig die Bekehrung dieser, von vielen Seiten gefürchteten Nachbarn wäre. Seine anderweitigen Kämpfe und sein, im Jahre 814 erfolgter Tod, verhinderten ihn, die von ihm ins Auge gefaßte Missionirung des Nordens in Ausführung zu bringen.

Sein Sohn, Ludwig der Fromme, wollte in dieser Beziehung in des Vaters Fußtapfen treten. Es schien sich ihm eine passende Gelegenheit dazu darzubieten, als zwei dänische Fürsten, von denen der eine Harald hieß, sich um die Unterstützung des Kaisers gegen einen Mitbewerber um die Krone bemühten. Der Erzbischof Ebbo von Rheims begab sich im kaiserlichen Auftrage, so wie mit Vollmachten des Papstes versehen, als Missionär nach Dänemark, kehrte aber bald, im Jahre 823 ohne namhaften Erfolg nach seinem Bischofssitze zurück.

Nicht ihm, sondern dem in der Ueberschrift genannten Anschar oder Ansgar gebührt der Ehrentitel „Apostel des Nordens.“

Anschar war im Jahre 801 am 8. September im nördlichen Frankreich, wie Einige vermuthen, von angesehenen Eltern geboren. Näheres ist weder über seine Familie, noch über seinen Geburtsort bekannt. Als er fünf Jahre alt war, verlor er seine Mutter durch den Tod, welche schon frühe den Keim der Gottesfurcht in dem kindlichen Herzen genährt und gepflegt haben muß. Diese Aussaat mütterlicher Liebe wurde weiter entwickelt, als der Knabe den Mönchen des berühmten Klosters Corbie, (Altkorvey), unfern Amiens in der Picardie, zum Un-

terrichte und zur Erziehung übergeben wurde. Aus weiter Ferne, selbst aus Sachsen, befanden sich damals Zöglinge, behufs ihrer wissenschaftlichen, namentlich religiösen Bildung, in diesem Kloster. Der junge Anschar hatte von seiner verstorbenen Mutter einen schwachen, zärtlichen Körper, eine rege Einbildungskraft und ein lebendiges religiöses Gefühl als Erbschaft erhalten, so daß er sich hierdurch vor allen seinen Kameraden auszeichnete. Hatte er auch bisweilen an ihren kindlichen Spielen Theil genommen, so machte er sich bald wieder die ernstlichsten Vorwürfe darüber, seine unbefangene Munterkeit als Sünde anklagend. Ein Traumgesicht bestärkte ihn in dieser übertrieben ernsten Gemüthsstimmung. Einst kam es ihm nämlich im Schlafe vor, als befände er sich in einer sumpfigen, schlüpfrigen Gegend, aus welcher er sich trotz aller Anstrengung nicht herausarbeiten könne. Nicht weit davon schien ihm ein anmuthiger Weg zu sein, auf welchem eine Frau, offenbar die Herrin ihrer Begleitung, wanderte. In der Nähe derselben erblickte er seine unvergeßliche Mutter und wollte zu dieser eilen; aber seine Anstrengungen, aus dem kothigen Orte heraus zu kommen, waren vergebens. Da winkte ihm die Gebieterin und sagte zu ihm: „Wenn du zu uns und deiner Mutter kommen willst, so mußt du alle Eitelkeit fliehen, den kindlichen Spielen entsagen und dir den Ernst des Lebens bewahren."

Nach diesem Traume mied Anschar noch mehr als bisher den Verkehr mit seinen Jugendgenossen, um sich ganz und gar dem Gebete, der Andacht, sowie der Beschäftigung mit religiösen Schriften zu widmen. Er legte das Mönchsgelübde ab, als er noch nicht zwölf Jahre alt geworden war.

Noch mehrmals hatte er ähnliche Traumgesichte wie das vorhin erzählte. So sah er sich einst zu der Quelle alles Lichtes erhoben, aus deren Mitte eine Stimme zu ihm sprach: „Gehe hin und kehre, gekrönt mit der Märtyrerkrone, wieder zurück."

Zwei Jahre später forderte ihn der Heiland in einer nächtlichen Erscheinung auf, er möge seine Sünden bekennen, daß er

gerechtfertigt werde. Anschar antwortete: „er habe Nichts zu bekennen, da der Herr alle seine Vergehungen wisse." Christus erwiederte: „Ich weiß zwar Alles, aber dessen ungeachtet will ich, daß mir die Menschen ihre Sünden bekennen, damit sie Vergebung empfangen." Anschar bekannte und wurde losgesprochen.

Obgleich noch in den Jünglingsjahren stehend, hatte Anschar doch schon großes Ansehen unter den Mönchen erlangt, namentlich auch als Lehrer der Klosterschule.

Um diese Zeit, da er 16 Jahre in Corbie zugebracht und das 21. Jahr seines Lebens erreicht hatte, wurde ihm ein anderer Wirkungskreis eröffnet. Die in Sachsen vorhandenen, geistlichen Kräfte reichten noch nicht hin, dem Bedürfnisse zu genügen; deßhalb beschloß der Abt von Corbie, auf einem, ihm von einem Schüler angebotenen Grund und Boden, ein neues Kloster zu errichten. Dieser lag im Solling-Walde, an der Südgrenze von Hannover. Wegen Unfruchtbarkeit der Gegend wurde jedoch das Kloster nach kurzer Zeit nach dem kaiserlichen Gute Huxori, später Höxter genannt, verlegt, wo es unter dem Namen Neucorvey als eine Missions- und Bildungsanstalt, besonders für künftige Geistliche, eine große Berühmtheit erlangte.

Anschar wurde Rektor der Klosterschule und Gründer der Bibliothek; auch berief ihn das Vertrauen seiner Brüder zum Pfarrer an der Klosterkirche.

Doch war er vom Herrn zu einem noch wichtigeren Berufe erkoren.

Harald war abermals durch seinen Gegner der Herrschaft beraubt worden und sah sich genöthigt, in Deutschland Hilfe zu suchen. Mit einem glänzenden Gefolge erschien er zu Ingelheim am Rhein bei Ludwig dem Frommen. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, bemerkte ihm aber, ihr Verhältniß würde vertrauensvoller und inniger sein, wenn sie ein gemeinschaftlicher Glaube vereine.

Harald erklärte sich bereit, mit seiner Gemahlin die Taufe

anzunehmen, und der Kaiser wie die Kaiserin waren Zeugen bei dieser feierlichen Handlung.

Wo aber war der rechte Mann zu finden, der nun auch die Dänen zum christlichen Glauben zu führen im Stande wäre? Der Abt von Corvey brachte Anschar in Vorschlag und dieser nahm den Ruf, trotz mehrfacher Vorstellungen über die Gefährlichkeit desselben, als einen göttlichen an. Auch ein Klosterbruder Namens Audbert, rieth ihm ernstlich von dem Unternehmen ab, das nur Beschwerden und Sorgen mit sich bringen werde; doch da Anschar nicht wankend gemacht werden konnte, bot sich ihm Audbert selbst als Gehilfe an.

Beide reisten mit Harald den Rhein hinab nach der Nordsee, um dann in Dänemark ihr Heil zu versuchen. Anfangs wurden sie von der rohen, zügellosen Begleitung des Dänenkönigs übel behandelt, bald aber erwarben sie sich durch ihre menschenfreundliche Handlungsweise allgemeine Liebe und Achtung. Gegen den Herbst des Jahres 826 kamen sie im südlichen Theile von Jütland an, wo Harald begütert war. Sie begannen sogleich ihre Missionsthätigkeit, und ihr Wort fiel nicht auf unfruchtbaren Boden. Anschar legte eine Schule an, da ihm eine solche für seine fernere Wirksamkeit nothwendig dünkte, und Harald selbst schickte einige Kinder seiner Leibeigenen in dieselbe; außerdem kaufte Anschar einige Sclavenkinder dazu, so daß der Unterricht mit einem Dutzend Schüler beginnen konnte.

Bald aber traten dem, mit günstigen Aussichten begonnenen Werke, Hindernisse in den Weg. Harald erkaltete in seinem Eifer auch mußte er vor seinem Gegner aufs Neue flüchten. Audbert erkrankte, so daß er sich genöthigt sah, nach Corvey zurückzukehren, wo er im Jahre 829 dem Herrn entschlief.

Es kam Anschar gewiß nicht unerwünscht, daß ihn ein kaiserliches Schreiben aus seinem bisherigen Wirkungskreise abberief, und an den kaiserlichen Hof beschied. Eine schwedische Gesandtschaft hatte dem Kaiser die Nachricht gebracht: es befänden sich

Viele unter den Schweden, welche das Christenthum anzunehmen geneigt wären; auch habe ihr König Nichts dagegen.

Wahrscheinlich hatten die Schweden bei ihren Raubzügen, sowie durch christliche Gefangene, das Christenthum kennen gelernt.

Anschar gedachte noch des Auftrags, welchen ihm der Herr in einem Gesicht gegeben hatte, und leistete darum auch diesmal der erhaltenen Weisung willige Folge. In der dänischen Missionsstation vertrat Gislemer, ein Mönch aus Corvey, von erprobter Frömmigkeit, seine Stelle. Im Jahre 829 trat er die schwedische Missionsreise an. Die Reisegesellschaft war eine ansehnliche, wie damals nöthig war, um einige Sicherheit gegen die Seeräuber zu haben. Doch reichten diesmal die vereinten Kräfte nicht aus, einen Angriff von Räubern glücklich abzuwehren, und nur mit Mühe gelangten Anschar und seine Gefährten ohne Hab und Gut an das Land.

Auch dieser Unfall schreckte den muthigen Glaubensprediger nicht von der Fortsetzung seines Unternehmens ab, obgleich ihn viele Stimmen aus seiner Begleitung zur Umkehr aufforderten. Nach mancherlei Beschwerden gelangten die Reisenden nach dem Haupthandelsplatze der Schweden, Berka am Mälarsee, wo auch der König residierte. Die Missionäre fanden eine günstigere Aufnahme, als sie erwartet hatten. Der König ertheilte ihnen die Erlaubniß, zu bleiben und das Evangelium zu predigen. Wie mögen sich die christlichen Gefangenen gefreut haben, als sie wieder nach langem Fasten das Brod des Lebens zu schmecken bekamen! Unter den Schweden, welche getauft wurden, ist besonders Heriger, des Königs Rath und Freund zu erwähnen.

Anderthalb Jahre schwanden dem Missionär unter gesegneter Thätigkeit dahin. Nun aber glaubte er, dem Kaiser persönlich über sein Wirken Rechenschaft ablegen zu müssen. Mit Freuden vernahm Ludwig den ausführlichen Bericht; er meinte, daß es zur Befestigung des Christenthums im Norden nothwendig sei, an der Grenze seines Reiches ein Bisthum zu errichten. Das einigermaßen befestigte Hamburg schien ihm der rechte Platz und

Anschar der rechte Mann für diesen Posten zu sein. Um aber dem neuernannten Bischof, da er aus seinem Sprengel wenig zu erwarten hatte, ein genügendes Einkommen zu sichern, und um ihm eine Zufluchtsstätte für den Fall der Noth zu gewähren, übergab ihm Ludwig das Kloster Turholt in Flandern. Die päpstliche Bestätigung holte Anschar sich selbst aus Rom.

Er errichtete nun in Hamburg eine Missionsschule und kaufte manchen Knaben aus der Gefangenschaft oder Sclaverei los, um ihn zu einem Boten des Evangeliums unter den Heiden zu bilden.

Aber nicht lange sollte er sich des Begonnenen freuen. Den heidnischen Normannen war Hamburg ein Dorn im Auge, daß sie meinten, mit der Schärfe des Schwertes sich dieses Dornes entledigen zu müssen. Im Jahre 835 überfielen sie die christliche Niederlassung gerade zu einer Zeit, als der kaiserliche Statthalter abwesend war.

Anschar that zur Vertheidigung, was er konnte; aber die Uebermacht war zu groß, als daß man mit Erfolg hätte Widerstand leisten können, zumal da der Bischof besser mit der Bibel als mit dem Schwerte zu fechten verstand. Er überzeugte sich, daß es am besten sei, zu fliehen und zu retten, was möglich war. Er selbst war unter den Geistlichen der Letzte, welcher Hamburg verließ, so daß er nur mit Mühe und Zurücklassung seines bischöflichen Oberkleides entkam. Hamburg wurde ein Schutthaufen, und wer nicht fliehen konnte, fiel unter den Mörderhänden der Feinde.

So traurig wie jetzt, war Anschars Lage noch nie gewesen. Wohin sollte er sich wenden? Der Bischof Leuderich von Bremen, wahrscheinlich neidisch auf den Ruhm seines Collegen, gewährte diesem nicht einmal eine gastliche Aufnahme, so lange er derselben bedurfte. Das Kloster Turholt wurde ihm von Karl dem Kahlen, dem Sohne Ludwigs des Frommen, welchem es bei der Theilung zugefallen war, entzogen. Die meisten Geistlichen verließen den vielgeprüften Mann, der ihnen keinen Unterhalt

mehr gewähren konnte. Aus Schweden liefen fort und fort traurige Nachrichten ein. Der Bischof Gauzbert war vertrieben, und das Christenthum fast ausgerottet worden. Wahrlich Gründe genug, um auch den Muthigsten verzagt zu machen! Anschar vertraute auf Den, welcher zu Abraham gesagt hatte: „Ich bin Dein Schild und Dein sehr großer Lohn!"

Auch Anschar sollte die Wahrheit dieses Wortes an sich erfahren. Eine Witwe erbarmte sich seiner und wies ihm zu Ramslo, einige Meilen von Hamburg, einen Meierhof zum Wohnsitz und Unterhalt an. Von hier aus bereiste er wieder seinen bischöflichen Sprengel, und that, was er konnte, die Kleinmüthigen aufzurichten und die Schwachen zu stärken.

Der neue König von Deutschland, L u d w i g der D e u t s c h e, hielt sich gleichfalls für verpflichtet, für den vertriebenen Erzbischof zu sorgen. Es bot sich ihm hierzu eine Gelegenheit dar, indem der Bischof Leuderich von Bremen, dessen wir keineswegs ehrenvoll gedacht haben, von dem Herrn über Leben und Tod abberufen wurde. Ludwig vereinigte nun, nach Beseitigung mancherlei Schwierigkeiten das Bisthum Bremen mit Hamburg. Anschar zog im Jahre 850 in Bremen ein, und konnte nun wieder dem Drange seines Herzens Genüge leisten, nämlich immer weiter den heidnischen Normannen das Licht des Evangeliums leuchten zu lassen.

Es war damals Aussicht vorhanden, daß seine Arbeit keine vergebliche sein werde. Horich oder Erich der Aeltere, der in Jütland regierte, sah sich veranlaßt, eine Verbindung mit dem König Ludwig dem Deutschen anzuknüpfen. Eine Gesandtschaft von Deutschland aus sollte das Bündniß befestigen, und Anschar war auserseheu, an die Spitze derselben zu treten. Es gelang ihm, das Vertrauen Horichs zu gewinnen, so daß er die Erlaubniß erhielt, das Wort des Lebens zu predigen. Er gründete zu Hadeby, einer an der deutschen Grenze liegenden Handelsstadt, eine Kirche; wohl die erste in Dänemark. Allerdings brachen noch bisweilen Stürme über die jugendliche Kirche herein, aber

Anschar wußte immer mit Gottes Hilfe das Verderben abzuwenden. Er selbst brachte es dahin, daß die Kirche zu Hadeby (Schleswig) ein Glockengeläute erhielt, welches den Heiden, aus Furcht vor Zauberei, grauenhaft war. Auch wurde eine zweite Kirche zu Ripen erbaut.

Doch auch das ihm theuer gewordene Schweden verlor Anschar nicht aus den Augen. Wir wissen schon, daß auch dort auf die ersten Frühlingstage, in denen der Same des göttlichen Wortes zu keimen begann, der veränderliche April und ein ungünstiger Mai mit verderblichen Nachtfrösten eingekehrt war. Sieben Jahre lang war Schweden seit Gauzberts Entfernung ohne Bischof gewesen; und dieser, welcher in Osnabrück eine ruhige Stelle gefunden hatte, trug wenig Verlangen, sich wieder an den Ort der Gefahr zu begeben, vorschützend: Anschar stände in Schweden in besserem Andenken, und dürfe daher eher hoffen, aufmerksame und lenksame Zuhörer zu finden.

Anschar weigerte sich nicht, noch einmal eine Missionsreise nach Schweden zu unternehmen, in welcher Absicht ihn sein früherer Lehrer in einem Traumgesicht noch mehr angefeuert haben soll. Ludwig ernannte ihn, damit er desto gewisser Eingang fände, zu einem Gesandten am Hofe des Königs von Schweden. Auch Horich I. gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit, in welchem es heißt: „Er habe in seinem Leben keinen so guten Mann gesehen und keinen von so großer Treue gefunden; darum habe er demselben, in Beziehung auf das Christenthum freie Hand gelassen; dies möge der König Olof auch thun. Anschar wolle nur, was gut und recht ist."

Noch gab es in Schweden Menschen, welche die Glaubensprediger mit offenen Armen begrüßten, und gerade damals zeigte sich daselbst eine geistige Bewegung, welche Empfänglichkeit für das Christenthum offenbarte. Zuerst verschaffte sich Anschar in seiner Eigenschaft als Gesandter Zutritt beim Könige. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, wollte aber wegen seiner Bitte in

Betreff der christlichen Predigt, dem Herkommen gemäß, das Loos entscheiden lassen, welches zu Gunsten Anschars sprach. Es wurde nun Jedem die Erlaubniß gegeben, zum Christenthume überzutreten. Nach einiger Zeit konnte Anschar mit der gewissen Zuversicht nach Deutschland zurückkehren, Schweden werde, wenn auch noch Kämpfe vorhergingen, in kurzer Zeit ein christliches Land werden.

So lange Anschar lebte, sorgte er dafür, daß es daselbst nicht an Glaubenspredigern fehlte.

Selten war Jemand zur Missionsthätigkeit so befähigt, denn Anschar! Fehlte ihm auch das Talent, zerrüttete oder ganz in Unordnung liegende kirchliche Verhältnisse zu ordnen, wie wir solches dem Bonifacius zuschreiben müssen, so war ihm dafür die Macht verliehen, auch unter schwierigen Umständen die Herzen, selbst die der Feinde, zu gewinnen. Er war niemals gegen seine Widersacher erbittert. Auch während die Normannen seinen bischöflichen Sprengel verwüsteten, hörte er nicht auf, für deren Bekehrung zu beten. Bis zu seinem letzten Odemszug sorgte er für die Sache der Mission. Er verlangte von jedem Glaubensprediger, daß er bereit sei, im Dienste des Herrn die größten Opfer zu bringen; und daß er namentlich niemals denen lästig werde, die er bekehren wollte. Er selbst bot den Missionären reichliche Unterstützung dar, da er für seine Person nur Weniges bedurfte. Er trug beständig auf bloßem Leibe ein härenes Hemd. Seine Nahrung, auch in den kräftigsten Jahren seines Lebens, bestand gewöhnlich nur in Brod und Wasser, und auch dieses nur in bescheidenem Maße. Im höheren Alter mußte er sich, seiner Gesundheit wegen, eine kleine Abweichung von dieser Enthaltsamkeit gestatten.

Unter seinen menschlichen Schwächen möchte die Ruhmsucht zu erwähnen sein. Er fühlte selbst, daß er nicht frei von diesem Fehler sei; aber gerade, weil er es fühlte, war es ihm um so leichter, im Aufblick zu Gott und unter Gebet denselben zu meiden.

Die Zeit, welche er von seiner Missionsthätigkeit erübrigen konnte, widmete er der Fürsorge für die ihm anvertrauten Christengemeinden. Gewaltig war der Eindruck seiner Rede, wie folgendes Beispiel beweist.

Einige Edelleute der Halbinsel Jütland hatten Christen, welche aus heidnischer Knechtschaft, der grausamen Behandlung wegen, zu ihnen geflohen waren, sogleich in Fesseln gelegt; Einzelne sogar ihre Gefangenen wieder an Heiden verkauft, Andere an Christen, wiederum Andere hatten dieselben als Leibeigene behalten.

Anschar hörte von dem Frevel und eilte auf der Stelle zu den Uebelthätern, denselben ihr Unrecht vorzuhalten. Es gelang ihm wirklich, die Gewissen also zu erschüttern, daß die Herren die Gefangenen wieder losgaben, ja, wo es geschehen konnte, die Verkauften durch Zurückgabe des Kaufpreises befreiten.

Man wird es nun verstehen, in wie fern sein Lebensbeschreiber sagen konnte: er wäre den Mächtigen und Reichen, besonders den Widerspenstigen und Lasterhaften schrecklich gewesen, während Leute vom Mittelstande ihn wie einen Bruder geliebt, die Armen aber, ihn wie einen Vater verehrt hätten.

Gerade die Armenpflege lag ihm besonders am Herzen. In Bremen gründete er ein Armenhospital, wofür er den Zehnten von einigen Gütern bestimmte. Ueberhaupt verwendete er mindestens den zehnten Theil von seinen Einkünften für Nothleidende und Dürftige. In seinem Gürtel trug er immer einen Beutel mit Geld, damit er, wenn ein Bittender sich ihm nahte, auf der Stelle helfen könnte. Auf seinen Visitationsreisen versäumte er es nie, in die Hütten des Elends zu gehen, oder die Hungrigen um sich zu versammeln, ihnen leibliche und geistige Speise zu bieten.

Es werden auch Wunderthaten von Anschar erzählt. Er selbst äußerte aber, als in seiner Gegenwart davon die Rede war: „Wenn ich würdig wäre bei meinem Gotte, so möchte ich ihn bitten, mir ein einziges Wunder zu gestatten, nämlich dies, daß er aus mir nach seiner Gnade einen guten Menschen mache.“

Gewiß, auch ohne Märtyrerkrone, gebührt einem so frommen Manne, wenn er überhaupt einem Menschen zukommen könnte, der Ruf eines Heiligen. Als er es selbst am Abend seines Lebens bedauerte, daß ihm nicht der Märtyrertod zu Theil geworden sei, wurde ihm von den Umstehenden bemerkt: „Sein ganzes Leben wäre unter Leiden und Kämpfen ein Zeugniß für den Herrn gewesen."

Gerade das ist um so ehrenvoller für ihn, daß er, wiewohl er die Sehnsucht nach dem Märtyrertode im Herzen trug, niemals denselben absichtlich aufgesucht hat.

Er starb wie er gewünscht und wenigstens einige Zeit vorhergesagt hatte; am Feste der Reinigung Mariä (zweiten Februar) im Jahre 865.

Seine letzten Worte waren die Bibelsprüche: „Herr! Gedenke meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit und um Deiner großen Güte willen. Gott sei mir Sünder gnädig. Gott, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Noch in seinem Todesjahre wurde Anschar durch seinen ehemaligen Schüler und Nachfolger, der auch sein Leben beschrieben hat, (Rimbert), unter die Heiligen versetzt.[78])

Neuntes Kapitel.

Bekehrung der Slaven in Deutschland.

1. Allgemeine Bemerkungen über die Slaven und deren Verhältniß zu den Deutschen.

Während der Völkerwanderung hatten sich Slaven im Norden und Osten von Deutschland, in den von germanischen Stämmen verlassenen Gegenden festgesetzt. Zu ihnen gehörten die Lusizier, Pommern und Ukern in den Landschaften, deren Namen

noch heute an diese, ihre ehemaligen Bewohner erinnern, nämlich: Pommern, Ukermark, Lausitz; sodann die Wilzen zwischen der Oder und Elbe, die Sorben in Meißen und Brandenburg, die Obotriten in Mecklenburg, die Czechen in Böhmen und Mähren. Wir wollen und können nur einiges Wenige über die religiösen Vorstellungen und die Götzenverehrung dieser Völkerstämme, welche viel später als die übrigen Bewohner von Deutschland bekehrt worden sind, erwähnen.

Im Bezirke der Redarier, im südöstlichen Theile von Mecklenburg-Strelitz, lag die Stadt Rethra, welche nach allen Seiten von einem heiligen Walde umgeben war. In diesem Götzenhain befand sich ein Tempel, welcher künstlich aus Holz zusammengesetzt war, und auf einer Grundlage von Hörnern verschiedener Thiere ruhte. Hier brachten die Priester Thiere und Menschen als Opfer zur Versöhnung der Götter dar. Andere Leute durften dieses Heiligthum niemals betreten. Nur bei Kriegsunternehmungen wurde die geheiligte Fahne aus dem Tempel durch Fußgänger abgeholt. Kein wichtiges Unternehmen wurde begonnen, ohne daß man die Götter um Rath gefragt, und günstige Zeichen von denselben erhalten hatte. Gewöhnlich wurde ein für heilig gehaltenes Pferd über die Spitzen zweier in die Erde gegrabener Wurfspieße geführt; je nachdem dasselbe diese Spieße zuerst mit dem rechten oder linken Fuße überschritt, betrachtete man den vermeintlichen Götterspruch als Verheißung oder Warnung. So viele Bezirke es bei den Slaven gab, so viele Tempel gab es auch; aber keiner stand dem zu Rethra an Ansehen gleich. Die Bewohner der Insel Rügen verehrten den vierköpfigen Lichtgott, Suantewit. Es galt als ein schweres Verbrechen, dem weißen Rosse, welches demselben geheiligt war, auch nur ein Haar aus dem Schweife oder der Mähne zu ziehen. Andere Götter waren der Kriegsgott Radegast, der Trinkgott Stufo, der Donnergott Perkun u. s. w.

Vielfach wird von den Deutschen über die Treulosigkeit der Slaven geklagt; aber man darf nicht vergessen, daß die Slaven

ähnliche Klagen über ihre deutschen Nachbarn und Unterdrücker geführt haben und führen mußten. In anderer Beziehung waren die Slaven ihren sächsischen Nachbarn voraus, namentlich was den Handel betrifft. An der Mündung der Oder lag die Stadt Jumna, welche von Kaufleuten aus weiter Ferne, selbst von Griechen besucht wurde. Andere berühmte Städte waren: Demin an der Mündung des Peineflusses, und vor allen das, freilich durch Sagen über Gebühr verherrlichte Vineta, auf der Insel Usedom, lange Zeit die größte Stadt in dem nördlichen Europa, deren Bewohner wegen Gastfreundschaft und Sittlichkeit in gutem Rufe standen. Doch müssen wir die hohe Meinung, welche wir nach dem Gesagten von den Slaven fassen könnten, bald wieder mäßigen, wenn wir hören, daß es eine weit verbreitete Sitte unter ihnen war, Eltern oder sonstige Verwandte, welche zum Kriege und zur Arbeit untauglich waren, zu ermorden. Die alten Leute baten oft aus eigenem Antrieb ihre Kinder um Erlösung von den Leiden eines thatenlosen Lebens durch einen blutigen Tod.

Die zwei wichtigsten Feste der Slaven waren das Todtenfest im Frühlinge und das Erntefest im Herbste. Bei dem ersten zog die ganze Gemeinde bis ans Ende des Dorfes, wo der Tod im Bilde verbrannt wurde, und wo man Opfer zum Andenken an die Verstorbenen brachte.

Die Bekehrung dieser Völkerstämme war um so schwieriger, weil dieselben in ihren christlichen Nachbarn eroberungssüchtige Feinde erkannten, und es, wenn sie nicht gänzlich verblendet waren, wohl einsehen mußten, daß es am Ende eben so gut auf ihre Unterwerfung, als auf ihre Bekehrung abgesehen sei.

Karl der Große hatte allerdings mit einigen slavischen Stämmen ein Bündniß geschlossen, um sich deren Hilfe zur völligen Unterwerfung der Sachsen zu bedienen; mit andern dagegen war er in feindliche Berührung gekommen, aus welcher Alle ersehen mußten, wie gefährlich es sei, einen solchen Nachbar zu haben.

Auch unter den Nachfolgern Karls, besonders unter den sächsischen Kaisern, dauerten diese Kämpfe fort, und es würde den

Deutschen schwerlich gelungen sein, die Oberhand zu behaupten, wenn die Slaven dem gemeinschaftlichen Feinde mit vereinten Kräften Widerstand geleistet hätten; aber ihre Uneinigkeit untereinander war hauptsächlich der Grund, warum sie dem Schwerte der damals mächtigen Beherrscher Deutschlands unterlagen.

Im zweiten Viertel des zehnten Jahrhunderts hatten sie es mit dem tapferen Heinrich dem Vogelsteller, dem bekannten Besieger der Ungarn, zu thun. Dieser unterwarf alles Land bis zur Oder und suchte durch Strenge, mitunter durch Grausamkeit den Feind in Furcht und Schrecken zu versetzen. Er eroberte Brennabor (Brandenburg), die starke Festung der Heveller (Havelbewohner). Hierauf griff er die Dalaminzier an, gegen welche er besonders erbittert war, weil sie die Verbündeten der Ungarn gewesen. Ihre Stadt Grone nahm er mit Sturm, und gab sie den Soldaten zur Plünderung preis. Alle Erwachsenen wurden niedergehauen, Knaben und Mädchen aber in Gefangenschaft geführt. Um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, unterwarfen sich die Wilzen, Obotriten, Redarier und andere Stämme. Im Gebiet der Dalaminzier legte Heinrich die Stadt Meißen an, von wo aus er die ganze Gegend zinsbar machte.

Auch die Böhmen mußten seine Oberherrschaft anerkennen, und zwar um so mehr, da zwei Brüder, der christliche Wenzeslav und der heidnische Boleslav, einander bekämpften, und darum ihr Land nicht mit Nachdruck vertheidigen konnten. Hiervon wird später noch ausführlicher die Rede sein.

Während dies im Osten geschah, erhoben sich die Slaven im Westen; sie erstürmten die Stadt Wallisleben und verwandelten sie in Asche. Die Bewohner wurden alle entweder ermordet, oder in Gefangenschaft geführt.

Heinrich schickte ein ansehnliches Heer gegen diesen gefährlichen Feind, und eine furchtbare Schlacht bei der Stadt Lunkini (Lenzen), in welcher 200,000 Kämpfer ihren Tod gefunden haben sollen, entschied das Schicksal der Slaven. Alle Gefangene wurden am folgenden Tage von dem siegreichen Christenheere nie-

dergemetzelt. Heinrich konnte sich als Oberherrn aller angrenzenden Slaven betrachten.

Doch der Kampf erneuerte sich, und zwar noch bedenklicher und hartnäckiger unter Heinrichs Sohne, Otto I., dem Großen. Während dieser mit inneren und äußeren Feinden beschäftigt war, glaubten die Slaven, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sei, das verhaßte Joch wieder abzuschütteln. Alle erhoben sich, wenn auch nicht zu gleicher Zeit, gegen ihre Unterdrücker und verweigerten mit den Waffen in der Hand ferneren Gehorsam und Abgaben.

Otto beauftragte einen tapferen Heerführer, den Grafen G e r o, mit der Unterdrückung des weit verbreiteten Aufstandes. Mit Recht ist dieser Gero vielfach als der „böse Geist" der Slaven bezeichnet worden. Er war ein Kriegsmann, welcher, wo es galt, das Leben der Seinigen nicht schonte, natürlich noch viel weniger das der Feinde. Dabei kam es ihm nicht darauf an, ob die Mittel, wodurch er seine Absicht zu erreichen hoffte, zu billigen waren, oder nicht. Einmal lud er 30 Fürsten der Slaven zu einem Gastmahle ein, und als dieselben in der Trunkenheit ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, ließ er sie alle ermorden.

Eine andere List verschaffte ihm endlich den Sieg. Ein Fürst der Heveller, Jugumir, war in seine Hände gefallen und hatte lange im Kerker geseufzet. Seine Mannhaftigkeit war gebrochen, so daß er den Drohungen und Lockungen Gero's nicht widerstehen konnte, und mit einem feierlichen Eide gelobte, sein Volk den Deutschen unterwürfig zu machen. Er wurde in Freiheit gesetzt, stellte sich aber bei seiner Heimkehr, als ob er in der Flucht sein Heil gesucht und gefunden habe, so daß seine Landsleute ihm die fernere Leitung des Krieges übertrugen. Er ließ nun den einzigen noch übrigen Fürsten, einen Verwandten von ihm, ermorden und öffnete den Deutschen die Stadt Brennabor.

Die Möglichkeit eines solchen Verraths durch ihr eigenes Fleisch und Blut, beugte die Slaven gewaltig nieder. Sie ver-

loren die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg und unterwarfen sich für jetzt, indem sie sich mit dem Gedanken trösteten, daß sie unter anderen Verhältnissen wiederum ihre Unabhängigkeit erkämpfen könnten.

Das Gesagte mag genügen, uns das Verhältniß zwischen den Deutschen und Slaven anschaulich zu machen, und uns zu zeigen, wie schwierig die Bekehrung der Letzteren gewesen sein mag. Wir wenden uns nun zu der Geschichte derselben.

2. Bekehrung der Böhmen.

Karl der Große war bis Mähren vorgedrungen und hatte den slavischen Bewohnern seinen mächtigen Arm fühlbar gemacht. Die Bekehrung der unterworfenen Völker hier wie überall im Auge habend, hatte er dem Erzbischof von Salzburg den Auftrag gegeben, durch Missionäre seinen Sprengel im Osten, besonders im mährischen Lande zu erweitern. Wir vermögen nichts Genaueres anzugeben, was dieser und seine Nachfolger gethan haben; nur das ist eine unleugbare Thatsache, daß noch lange nachher das ganze Volk dem Götzendienste ergeben war.

Glücklicher waren zwei griechische Missionäre, Methodius und Cyrillus, welche sich die slavischen Völker überhaupt zu ihrem Wirkungskreise ausersehen hatten. Der Herzog von Mähren nahm sie um so freundlicher auf, weil er hoffte, auf diese Weise den griechischen Kaiser für sich zu gewinnen, und in demselben einen Bundesgenossen gegen die Deutschen zu erhalten. Später neigte er sich wieder mehr auf die Seite der Deutschen und der römisch-katholischen Kirche, so daß sich die Missionäre in ihrer Wirksamkeit gehindert sahen. Sie hatten es nur auf die Verbreitung des Christenthums, nicht auf die Erreichung sonstiger kleinlicher Zwecke abgesehen; darum hielten sie es für das Beste, selbst nach Rom zu reisen, um sich mit dem Papste zu verständigen. Dies gelang ihnen so vollkommen,

daß Methodius zum Erzbischof der mährischen Kirche geweiht worden sein soll. Cyrillus blieb in Italien zurück.

Nur allzubald entstanden aus Eifersucht neue Reibereien zwischen den deutschen Geistlichen und Methodius. Namentlich war es ein Gegenstand des Anstoßes, daß der griechische Mönch nicht die lateinische, sondern die Landessprache bei den gottesdienstlichen Handlungen gebrauchte. Es erfolgte eine abermalige Vorladung nach Rom, aber auch, nachdem sich Methodius vertheidigt hatte, die merkwürdige Entscheidung: „Die Apostel hätten in allen Sprachen das Evangelium verkündigt; es sei also gar nichts dem Glauben Widersprechendes, daß die Messe in der Landessprache gehalten und das Evangelium wie die Epistel, gut übersetzt, vorgelesen würden. Nur sollte zu größerer Ehrerbietung die Vorlesung zuerst lateinisch erfolgen, und dann in der Landessprache."

Die Mißhelligkeiten dauerten trotz dieses Schreibens fort. Im Jahre 880 reiste Methodius abermals nach Rom, verschwindet aber von diesem Zeitpunkte an aus der Geschichte.

Damals stand Böhmen im Verhältniß der Abhängigkeit zu Mähren. Der Herzog Borziwoi von Böhmen soll bei seinem Lehnsherrn das Christenthum kennen gelernt und die Taufe empfangen haben.

Der Kampf zwischen dem alten und neuen Glauben dauerte noch Jahrhunderte fort, und war besonders hartnäckig unter Borziwoi's Enkeln Wenzeslav und Boleslav. Der Erstere war unter dem Einflusse seiner Großmutter Ludmilla zu einem treuen Bekenner Jesu erzogen worden, während der Letztere durch seine Mutter Drahomira die heidnischen Götzen lieb gewonnen hatte. Wenzeslav war eine sanfte Natur, redlich und bieder, aber ohne Mannhaftigkeit und Charakterstärke, welche er als Beherrscher eines schwer zu regierenden Volkes besonders in jener Zeit der Parteikämpfe, so sehr bedurft hätte. Er suchte den Götzendienst nach Kräften zu unterdrücken und christliche Zucht und Sitte unter seinen Unterthanen zu fördern; er gründete Klöster

und andere Wohlthätigkeitsanstalten, schaffte die allzuhäufigen und grausamen Todesstrafen ab, und bewies sich in jeder Beziehung als ein wohlwollender, menschenfreundlicher Fürst. Doch wurde sein Wirken, namentlich von seinen heidnischen Unterthanen, nicht anerkannt. Dazu wirkte ihm sein Bruder im Geheimen entgegen, so daß der geplagte Mann im Begriffe war, die Regierung niederzulegen und nach Rom zu wallfahrten. Um diese Zeit erging von Seiten seines Bruders die Einladung an ihn, der Einweihung einer neu erbauten Kirche beizuwohnen. Zwar warnte man ihn ernstlich vor der brüderlichen Tücke, aber er ließ sich weder durch solche Warnungen, noch durch die bangen Ahnungen, welche er selbst nicht ganz unterdrücken konnte, zurückhalten, der Einladung Folge zu leisten. Er hoffte durch Sanftmuth und Liebe den feindlichen Bruder auf andere Gedanken zu bringen! Dieser hatte wirklich, wie Wenzeslav's Freunde vermuthet hatten, Mörder gedungen, welche bei einem Gastmahle den Brudermord begehen sollten. Dreimal bebten dieselben vor der Ausführung zurück; einen so mächtigen Eindruck machte der ruhige, fromme Blick Wenzeslav's, der sich nicht entschließen konnte, die Flucht zu ergreifen.

Am anderen Morgen wurde er, beim Gange nach der Kirche, von seinem Bruder selbst überfallen. Der Schlag ging fehl, und Wenzeslav gewann Zeit, den Angreifenden zu Boden zu werfen. Dabei rief er aus: „Es sei ferne, meine Hand an Dich zu legen, wie ich könnte. Stehe auf und nimm Dein Schwert."

Boleslav wagte nicht zum zweiten Male die Hand gegen den Bruder zu erheben. Seine Begleiter mußten auf seinen Wink die Schandthat vollführen. Es geschah dieses im Jahre 938.

Boleslav bemächtigte sich nun der Herrschaft und verfuhr so grausam, daß er nicht einmal die Kinder von den Anhängern seines Bruders verschonte; als solche betrachtete er alle Christen in Böhmen. Erst nach zwölf Jahren konnte der deutsche

Kaiser Otto I. dem Herzog mit einem siegreichen Heere den Befehl ertheilen, die zerstörten Kirchen wieder herzustellen und die vertriebenen Priester wieder einzusetzen. In späteren Jahren scheint sich Boleslav, vielleicht durch Unglücksfälle dazu veranlaßt, mit Ueberzeugung zum Christenthume bekannt zu haben. Unter seinem Sohne, Boleslav dem Milden, wurde Böhmen dem Aeußeren nach ein christliches Land, doch waren die Ueberreste des Heidenthums und die sittlichen Roheiten des Volkes nicht so leicht zu beseitigen. Das Leben des Bischofs Adalbert von Prag gibt uns den besten Beweis für diese Behauptung.

Adalbert war der Sohn des böhmischen Grafen Slawnik und im Jahre 950 geboren. Eine schwere Krankheit in seiner Jugend veranlaßte die Eltern, das Gelübde zu thun, ihren Sohn, wenn er wieder genese, dem Dienste der Kirche widmen zu wollen. So wurde nun der junge Woycech, — dies war sein Taufname — von seiner frommen Mutter noch mehr als früher im christlichen Glauben unterwiesen und zu Uebungen der Frömmigkeit angehalten. Später wurde er nach Magdeburg in die damals blühende Schule des heiligen Mauritius geschickt. Woycech erwarb sich hier in kurzer Zeit die Gunst nicht nur seines Lehrers, sondern auch des Erzbischofs Adalbert, welcher Letztere selbst eine Missionsreise nach dem Norden gemacht hatte. Der junge Böhme nahm nicht Theil an den lustigen Spielen und Vergnügungen seiner Schulgenossen; er zog sich lieber an einsame Orte zu stillen Betrachtungen und zum Gebete zurück. Oft brachte er ganze Nächte vor den Bildnissen der Heiligen und in der Pflege der Armen zu.

Als er vom Erzbischofe die geistliche Weihe empfing, erhielt er zugleich von demselben, als eine besondere Gunstbezeugung, den Namen Adalbert. Nach dem Tode des Erzbischofs kehrte er in seine Heimat zurück und erwarb sich auch hier durch seine Wohlthätigkeit gegen Arme und Leidende, sowie durch treue und gewissenhafte Erfüllung seiner geistlichen Berufspflichten, allgemeine Liebe und Achtung. Er wurde im Jahre 983 zum Bischof von Prag ernannt.

Schon nach wenigen Monaten mußte er sich von dem Wankelmuthe der Volksgunst aus eigener Erfahrung überzeugen. Durch seine scharfen Predigten gegen das rohe, genußsüchtige Leben und die Sittenlosigkeit in seiner Umgebung, machte er sich viele Feinde, so daß er den Entschluß faßte, das trotzige, gottlose Volk wieder zu verlassen. Im Jahre 984 legte er unter dem Vorwande, eine Pilgerreise nach Rom, auch wohl nach Palästina zu unternehmen, den Hirtenstab für einige Zeit aus den Händen.

Von Rom aus begab er sich nach dem berühmten Kloster Monte-Cassino, wo es ihm so wohl gefiel, daß er auf das Zureden des Abtes seine Wanderung nach Jerusalem aufgab, um hinter den klösterlichen Mauern der Ruhe zu pflegen. Er verschenkte das Geld, welches er von der Kaiserin zu seiner Pilgerreise erhalten hatte, unter die Armen.

Ein's nur war ihm in seiner jetzigen Stellung zuwider; man behandelte ihn noch immer als Bischof, während er nicht mehr sein wollte, als ein anderer Klosterbruder. Aus diesem Grunde nahm er in einem Kloster zu Rom das Mönchsgewand, und führte hier ein Leben der Entbehrung und Entsagung. Meistens schlief er auf dem harten Boden in einem härenen Gewande; sein Haupt ruhte gewöhnlich auf einem Steine. Oft brachte er ganze Nächte am Krankenlager leidender Brüder zu; sowie er überhaupt nur wenige Stunden dem Körper Schlaf und Erholung gönnte. Tage lang entbehrte er aller Speise. Was er dadurch erspart hatte, schenkte er den Armen. Er verrichtete die niedrigsten Dienste wie die gewöhnlichen Mönche.

Nachdem er in solcher Weise einige Jahre zugebracht hatte, wurde ihm, auf Klagen des Herzogs Boleslav von Böhmen, vom Papste die Weisung gegeben, sein Bischofsamt wieder zu übernehmen.

Dies that er im Jahre 993. Die Böhmen zogen ihm jubelnd entgegen. Aller Jubel konnte aber bei Adalbert nicht die Ueberzeugung, daß das gute Vernehmen nur von kurzer Dauer sein werde, beseitigen. Er hatte seinen Sinn noch nicht im

Geringsten geändert; eben so wenig waren die Böhmen geneigt, durch ernste Worte sich zurechtweisen, oder durch Kirchenzucht bessern zu lassen.

Das frühere Mißverhältniß stellte sich abermals ein, da der Bischof darauf ausging, die Ueberreste des Heidenthums, sowie die sich täglich wiederholenden Ausbrüche der Wollust zu unterdrücken. Als nun gar die Böhmen eine Sünderin, welcher Adalbert in einem Kloster Schutz gegen die Volkswuth gewährt hatte, gewaltsam herausrissen und tödteten, war seines Bleibens nicht mehr in Prag; er begab sich abermals nach dem ihm werth gewordenen Kloster in Rom.

Schwerer war er jetzt zum Gehorsam zu bringen, als der Papst auf das Verlangen des böhmischen Herzogs die Rückkehr befahl. Nur unter der Bedingung, daß er in heidnischen Ländern missioniren dürfe, wenn der abermalige Versuch unter den Böhmen nicht glücke, verstand er sich dazu, nochmals einen solchen zu machen. Als er aber auf seine Anfrage, ob man ihn gerne wieder aufnehmen und seinen bischöflichen Weisungen nachkommen werde, eine spöttische Antwort erhielt, war er fest entschlossen, dem Lande seiner Geburt auf immer zu entsagen. Er wandte sich auf Anregung des Herzogs von Polen, bei dem er eine Zeit lang verweilte, nach dem fernen Preußenlande. Hierüber später noch Näheres.

3. Bekehrung der Wenden.

Dieselben Schwierigkeiten waren bei der Bekehrung anderer slavischen Völker zu überwinden. Die deutschen Kaiser und andere Fürsten, welche mit jenen zu kämpfen hatten, bemühten sich, dieselben für das Christenthum zu gewinnen, entfremdeten aber gerade dadurch nicht Wenige dem Glauben an den Herrn. Dazu kam noch, daß die ersten Glaubensboten größtentheils die slavischen Sprachen wenig oder gar nicht verstanden, und darum keinen eindringlichen Religionsunterricht ertheilen konnten. So be-

stand also das ganze Christenthum der Getauften meistens nur in der Beobachtung äußerer Ceremonien und kirchlicher Vorschriften. Diese waren aber wie z. B. die Fastengebote, nur allzu oft den Slaven verhaßt. Unter solchen Umständen konnte es wenig helfen, daß Otto I. Bisthümer zu Oldenburg, Meißen, Merseburg und Zeitz, und ein Erzbisthum zu Magdeburg errichtete.

Die Wirksamkeit der besten Geistlichen wurde nicht selten durch das verkehrte, ruchlose Verhalten der weltlichen Großen zu nichte gemacht.

Der Slavenfürst Mistewoi hatte sich um die Tochter des Sachsenherzogs Bernhard beworben, und da er das Jawort erhalten, Treue und Anhänglichkeit gegen Bernhard und den Kaiser versprochen. Mit 1600 Reitern begleitete er seinen künftigen Schwiegervater auf einer Römerfahrt unter Heinrich II, bei der die meisten Slaven ihr Leben verloren. Nach der Rückkehr erinnerte Mistewoi den Herzog an die Erfüllung des gegebenen Versprechens; er hatte, im Vertrauen auf die deutsche Treue, eine andere Antwort erwartet, als ihm durch den Mund des Markgrafen Dietrich zu Theil wurde. Dieser äußerte nämlich: „Es zieme sich nicht, eine Herzogstochter einem Hunde zu geben."

Bittern Groll im Herzen tragend ritt Mistewoi auf der Stelle von dannen, und war nicht mehr durch nachgeschickte Boten zur Umkehr zu bewegen. In Rethra versammelte er seine umherwohnenden Stammgenossen und erzählte denselben die erlittene Schmach. Von allen Seiten wurden ihm Vorwürfe gemacht, mit der Bemerkung, die empfangene Beleidigung wäre der verdiente Lohn für seinen Abfall von der gemeinsamen Sache; doch wenn er den Deutschen ewige Rache schwöre, so solle es ihm an Hilfe nicht fehlen.

Mistewoi that, was man begehrte, und so waren auch die Slaven bereit, den beschlossenen Rachezug auszuführen. Allenthalben, wohin diese Feinde des Kreuzes kamen, wurden die

Kirchen zerstört und die Geistlichen ermordet. Jenseits der Elbe blieb keine Spur des Christenthums. Viele Geistliche hatten sich nach Hamburg geflüchtet; diese verloren alle ihr Leben oder wenigstens ihre Freiheit. Ebenso wurden in Oldenburg viele Christenlehrer getödtet. Sechszig blieben am Leben, um zu größeren Martern aufbewahrt zu werden. Es wurde ihnen nämlich ein Kreuz auf ihrem Kopfe eingeschnitten; dann wurden sie mit auf den Rücken gebundenen Händen in den slavischen Orten umhergeführt, bis sie todt zur Erde stürzten.

Der Markgraf Dietrich, welcher den Aufstand veranlaßt hatte, wurde seiner Würde entsetzt und starb als Geistlicher am Dom zu Magdeburg, während Bernhard in seiner Stelle blieb, wodurch die Aussöhnung nicht wenig erschwert wurde.

Mistewoi hatte noch nicht alle Liebe zu Christo verloren. Der Anblick der Verwüstungen in Dörfern und Städten weit und breit, der verbrannten Kirchen, entweihten Altäre, ermordeten Priester, machte sein Gewissen rege, und veranlaßte ihn, sich wiederum dem Heilande zu nahen, weßhalb ihn seine Landsleute nicht mehr unter sich dulden wollten. Er verließ dieselben, um als Christ in Bardewiek sein Leben zu beschließen.

Mit seinem Abtreten war der Kampf natürlich nicht beendigt. Bernhard gab auch denen, welche im Gehorsam geblieben, oder zu demselben zurückgekehrt waren, Veranlassung zur Klage und wiederholten Empörungen. Die Grenz-Distrikte hatten unendlich viel zu leiden.

Dieser herzzerreißende Anblick ging einem Enkel Mistewois, Gottschalk wie ein schneidendes Schwert durch die Seele. Er hatte seine Bildung in einem Kloster zu Lüneburg erhalten, und war auf die Nachricht von der Ermordung seines Vaters entflohen, um Rache zu üben. Zahlreiche Brandstätten und noch zahlreichere Leichen lieferten den Beweis, daß er die Macht in Händen habe, seinen Racheplan auszuführen.

Doch sein besseres Christengefühl war wie bei seinem Großvater nur in den Hintergrund gedrängt. Da er den Jammer be-

trachtete, den er verbreitet hatte, gelobte er im Stillen, was er verdorben, möglichst wieder gut zu machen.

Bald darauf wurde er gefangen und wie ein Räuberhauptmann mit Ketten und Banden belegt. Man besann sich nach kurzer Zeit eines Besseren, namentlich da man von der veränderten Gesinnung Gottschalks Kunde erhalten hatte. Er wurde in Freiheit gesetzt, und begab sich nun nicht zu seinen Volksgenossen, sondern zu dem Dänenkönige Kanut, mit dessen Hilfe er im Jahre 1047 ein großes Reich unter den Slaven gründete. Dabei bemühte er sich, soweit sich seine Macht erstreckte, dem Christenthume festen Halt zu verschaffen. Von allen Seiten ließ er Geistliche kommen, und da es immer noch an solchen fehlte, welche die slavische Sprache verstanden, so richtete er selbst oft ernste Ermahnungen an das Volk und übersetzte lateinische Predigten und Formeln in die Sprache seiner Landsleute.

Aber der heidnische Theil seiner Unterthanen war immer noch mächtig genug, um ein kühnes Wagestück unternehmen zu können. Es bildete sich eine Verschwörung gegen Gottschalk und er wurde im Jahre 1066 ein Opfer derselben. Außer ihm verloren viele Geistliche, mitunter nach schweren Mißhandlungen, ihr Leben. So wurden dem Bischof Johann von Mecklenburg zuerst Hände und Füße abgehauen; dann führte man ihn im Triumphe umher und opferte ihn zuletzt dem Götzen Radegast im Tempel zu Rethra.

Nach solchen Vorgängen war das Schlimmste für das Christenthum unter den Slaven zu fürchten. Wohl gelang es dem Sohne Gottschalks mit Hilfe christlicher Fürsten um das Jahr 1100 sich wiederum eine ausgedehnte Herrschaft zu gründen; doch ein Bruderzwist unter seinen Söhnen hinderte die Erstarkung und Kräftigung dieses Reiches. Uebrigens war voraus zu sehen, daß das wendische Volk, trotz aller seiner Tapferkeit, eine Beute der benachbarten deutschen Fürsten werden müsse. Dies geschah besonders unter Heinrich dem Löwen von Braunschweig und Albrecht dem Bären von Brandenburg. Beiden gelang es, dem

Ueberreste der wendischen Herrschaft ein Ende zu machen. Sie führten fremde Colonisten in das verödete Land, und befestigten die christliche Kirche mit Waffengewalt. Um das Jahr 1200 war das Heidenthum aus den bezeichneten Gegenden verbannt.

Wir würden nun aber eine falsche Vorstellung haben, wenn wir glauben wollten, daß keine christlich erleuchteten und erwärmten Männer bemüht gewesen wären, durch geistliche Waffen, durch Belehrung in Kirchen und Schulen dem christlichen Glauben den Sieg zu verschaffen. Ein solcher war Vicelin in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Er war ein gelehrter Mann und hätte als Vorsteher einer Schule sein Glück machen können. Aber sein sehnlichstes Verlangen war darauf gerichtet, als Missionär seine Liebe zu Christo zu bethätigen, und als er hörte, daß Heinrich, Gottschalks Sohn, sich dem Vorbilde seines Vaters getreu, die christliche Erziehung seines Volkes zur Lebensaufgabe gemacht habe, bot er demselben seine Dienste an. Er ward mit Freuden angenommen, und predigte mit allem Eifer die Lehre, welche den Heiden gerade deßwegen zuwider gewesen war, weil sie keine genaue Kenntniß von derselben erhalten hatten. Auch unter drohenden Gefahren wankte er nicht. Unter seiner Anleitung bildete sich ein Verein von unverehelichten Laien und Geistlichen, welche sich zu einem Leben des Gebets, der Liebe und der Entsagung verpflichteten. Sie wollten die Kranken besuchen, die Armen unterstützen und namentlich für die Bekehrung der Slaven beten und thätig sein.

In der damals herrschenden Kriegsnoth hatte Vicelin mit seinen Genossen nach allen Seiten hin zu thun, um die Nothleidenden zu trösten und die Schwachen im Glauben zu stärken. Als eine Hungersnoth das weithin verbreitete Elend noch steigerte, erweckte er durch seine Ermahnungen und sein Beispiel den Eifer der Wohlthätigkeit, so daß ganze Schaaren Hungriger durch seine Vermittelung gesättigt wurden.

Als Heinrich der Löwe die ihm benachbarten Slaven unterworfen hatte, wurde Vicelin im Jahre 1148 zum Bischof von

Oldenburg ernannt, wo er bis in sein spätestes Lebensalter segensreich durch Wort und That wirkte. Auch als er schwächer am Körper, und durch einen Schlaganfall gelähmt wurde, ermüdete er nicht in seiner geistlichen Thätigkeit; er ließ sich zuletzt, wie der Apostel Johannes, von seinen Schülern in die Versammlung der Gläubigen tragen, um Worte des Trostes und der Ermahnung zu denselben sprechen zu können. Sein Tod erfolgte im Jahre 154.[79])

4. Bekehrung der Pommern. Otto von Bamberg.

Die glücklichsten von den slavischen Völkerstämmen auf deutschem Boden waren die Pommern. Es waren keine Arme und Bettler unter denselben zu finden. Der allgemein herrschende Wohlstand hatte ihnen einen heiteren, lebensfrohen Sinn eingepflanzt. An Bildung und Gewerbthätigkeit standen sie keinem anderen slavischen Stamme nach. Gründe genug, welche es erklärlich machen, daß sie nach einer Veränderung ihrer Lebensverhältnisse, wie ihrer Sitten und Gewohnheiten, wenig begierig waren.

Desto größeres Verlangen hatten die Herzöge von Polen, das schöne Pommern ihrer Herrschaft zu unterwerfen und durch Verbreitung des Christenthums unter seinen Bewohnern, die Treue und den Gehorsam derselben zu befestigen. Hinterpommern hatte schon längere Zeit die Oberherrschaft des Polenkönigs anerkennen müssen; seit 1120 gerieth auch der westliche Theil in dieses Verhältniß der Abhängigkeit. 8000 Pommern wurden nach Polen versetzt, wo sie im Christenglauben unterrichtet und zur Annahme desselben bewogen werden sollten. Unter den polnischen Bischöfen war keiner, der sich entschlossen hätte, oder besonders dazu fähig gewesen wäre, den heidnischen Nachbarn den gekreuzigten Christum so zu predigen, daß diese Predigt nicht als eine Thorheit und ein Aergerniß erschien. Die Mönche aber, welche sich zu diesem Missionswerke verstanden, waren schon wegen ihrer dürftigen Kleidung und ihrer ganzen ärmlichen Haltung, wenig

geeignet, Vertrauen bei den Pommern zu erwecken. Gleiche Erfahrung machte ein spanischer Bischof, Namens Bernhard, welcher gemeint hatte, barfuß und in der Tracht eines Einsiedlers den Pommern den Trost des Evangeliums anbieten zu müssen. Doch hatte er keine Mißhandlungen zu erdulden, selbst da nicht, als er in seinem unbesonnenen Eifer eine heilige Bildsäule in der Stadt Julin zerstörte. Er wurde nur des Landes verwiesen und auf ein Schiff gebracht.

Besseren Erfolg hatte sein Nachfolger auf dem pommerschen Missionsgebiete, der Bischof Otto von Bamberg. Dieser war früher längere Zeit in Polen gewesen, um sich dort durch Unterricht seinen Unterhalt zu verdienen. Er hatte dabei die slavische Sprache erlernt und sich das Wohlwollen des Herzog erworben. Später war er Hofcaplan und Secretär des Kaisers Heinrichs IV. geworden, von dem er im Jahre 1102 auf den erledigten Bischofsstuhl von Bamberg erhoben wurde. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste, indem er bemüht war, den Religionsunterricht in der Landessprache zu fördern und in faßlichen Predigten die religiösen Wahrheiten den Zuhörern annehmbar zu machen und an das Herz zu legen.

Für seine Person brauchte er wenig, da er in Speise und Trank überaus einfach lebte. Dagegen bewies er sich als ein liebevoller Versorger der Armen. Als ihm einst ein Fisch von großem Werthe für seine Tafel geschenkt wurde, sagte er zu seinem Haushalter: „Ferne sei es von mir, daß der elende Otto heute allein so viel Geld verzehren sollte. Bringe diesen Fisch einem Kranken; für mich Gesunden ist Brod genug.“ Ein anderes Mal erhielt er einen kostbaren Pelz zum Geschenke mit der Bitte, er möge denselben zum Andenken des Gebers tragen; Otto nahm ihn an, bemerkte aber dabei: „Er wolle dieses theuere Geschenk so gut aufbewahren, daß keine Diebe es stehlen und keine Motten es verzehren könnten.“ Alsbald schenkte er den Pelz einem armen, an vielen Uebeln leidenden Manne.

Er führte ein Verzeichniß von allen Kranken der Stadt,

damit er denselben nach Bedürfniß helfen konnte. Es wurden viele Kirchen von ihm erbaut und viele Klöster errichtet. Er selbst war im Begriffe, da er bei einer schweren Krankheit diesen Entschluß gefaßt hatte, Mönch zu werden; nur durch das Zureden seiner Freunde, wurde er von der Ausführung zurück gehalten.

Es kostete dem oben erwähnten Bernhard keine große Mühe, bei Otto den Missionseifer anzufachen; zumal da ein Schreiben des ihm befreundeten Herzogs von Polen, ihn ebenfalls aufforderte, die Pommern zur Gemeinschaft mit Christo einzuladen. Von dem Segen des Papstes begleitet, trat Otto im Jahre 1124 die Reise an. Er wollte, obgleich für seine Person ein Freund der Einfachheit, unter den Heiden mit bischöflichem Glanze auftreten. Außerdem versah er sich mit den nöthigen Kirchengeräthen und vielen Geschenken für die Angesehensten des Volkes; auf daß er zeige, er sei gekommen, um zu geben, nicht, um zu nehmen.

Zuerst suchte Otto den Herzog Boleslav von Polen auf, der ihm einige Gesandten zur Begleitung gab, damit die Pommern aus Rücksicht auf den mächtigen und gefürchteten Polenherzog bewogen würden, dem Prediger des Evangeliums Gehör zu schenken.

Ebenso war der Herzog Wartislav von Pommern dem Christenthume geneigt. Derselbe kam sogar mit 500 Bewaffneten dem Otto entgegen und bevollmächtigte ihn, überall in seinem Lande zu lehren und zu taufen. Sonst aber war der Eintritt in Pommern für einen fühlenden Menschenfreund wenig erfreulich. In den hartnäckigen Kriegen mit den Polen waren die Grenzdistrickte furchtbar verwüstet worden. Aber gerade dieser Umstand machte die Bewohner geneigt, den Trost des Evangeliums anzunehmen. Ebenso wurden in der Stadt Pyritz, während eines 20tägigen Aufenthalts, 7000 Personen von Otto im Christenthum unterrichtet und getauft. Die Furcht vor dem Herzoge von Polen, die Achtung vor dem Bischofe, der seinen Bi-

schoffitz aufgegeben hatte, um fremden Leuten die Segnungen des Christenthums zu bringen, und der Gedanke, daß die bisher verehrten Götter nicht im Stande gewesen seien, die Pommern gegen ihre feindlichen Nachbarn zu schützen, trugen wohl noch mehr zu diesem glänzenden Erfolge bei, als die Ueberzeugung von der Wahrheit der verkündigten Lehre. Konnte ja doch der Unterricht in so kurzer Zeit ohne Zweifel nur höchst nothdürftig und mangelhaft sein.

Vor seinem Weggange ermahnte Otto noch einmal die Bekehrten, sie möchten fest stehen in ihrem Bekenntnisse. Ganz besonders erinnerte er sie daran, daß das Christenthum nicht gestatte, zwei Frauen zu haben und die Kinder weiblichen Geschlechtes zu tödten, wenn die Zahl derselben den Eltern zu groß erscheine.

In der Stadt Kammin verweilte Otto 40 Tage; aber seine und seiner Begleiter Kräfte reichten nicht hin, das Verlangen aller derer zu befriedigen, welche Taufe und Unterricht begehrten. Ein besonderer Umstand trug hier dazu bei, die Gemüther für die christlichen Predigten empfänglich zu machen. Es wohnte nämlich daselbst diejenige unter den Frauen des Herzogs, welche er vor allen Anderen ausgezeichnet und als seine rechtmäßige Gemahlin betrachtet hatte. Diese war schon früher dem Christenthume zugethan, ohne daß sie es, aus Furcht vor der heidnischen Umgebung gewagt hätte, solches frei und offen zu bekennen. Als aber die Missionäre herbeikamen, erklärte sie sich unverhohlen für eine Freundin des Herrn und bereitete auch bei Andern die Predigt des Evangeliums vor.

Während des Aufenthaltes Otto's kam noch der Herzog hinzu er bezeugte dem Bischofe vor Aller Augen seine Liebe und Achtung und gelobte mit einem feierlichen Eide, daß er nur allein seinem rechtmäßigen Weibe Treue beweisen und die andern 24 entlassen wolle. Das Beispiel des Fürsten war aufmunternd für die Unterthanen. Warnend dagegen war der plötzliche Tod einer heidnischen Gutsbesitzerin, welche ihre Leute nöthigte, am Sonntage zu arbeiten.

In Kammin wurde die erste christliche Kirche für Pommern erbaut.

Von hier wanderte Otto nach Julin, der Hauptstadt der Insel Wollin, wo aber gerade die Ereignisse in Pyritz und Kammin die Heiden in ihrer Feindschaft gegen das Christenthum bestärkten. Sie wollten ihren väterlichen Glauben besser vertheidigen als ihre Landsleute in den genannten Städten. Otto gerieth gleich bei seiner Ankunft in die größte Lebensgefahr, und mußte alsbald wieder die Stadt verlassen. Er hielt sich verborgen in der Gegend auf, und kam nach kurzer Zeit wieder nach Julin zurück, zu versuchen, ob es ihm nicht besser glücken werde als das erste Mal. Dabei verwies er auf den Zorn des Polenherzogs und empfahl die Annahme des Christenthums als das beste Mittel, denselben zu versöhnen. Die Leute erklärten, sie wollten erst abwarten, wie die Bewohner von Stettin sich verhalten würden, deren Beispiel wollten sie folgen.

Es mußte also Otto jetzt besonders daran gelegen sein, die Stettiner für sich zu gewinnen; doch dem Anscheine nach war wenig Hoffnung dazu vorhanden, denn gerade sie lebten in besonders glücklichen Verhältnissen. Allgemeiner Wohlstand war mit anerkennungswerther Sittlichkeit verbunden. Betrug und Diebstahl kannte man kaum.

Man brauchte nicht Schloß und Riegel, so daß sich die Leute verwunderten, als die fremden Prediger ihre Koffer und Kisten sorgfältig verschlossen hatten. Jeder Hausvater hatte ein, der Gastfreundschaft gewidmetes Zimmer, in welchem stets ein Tisch zur Bewirthung der Gäste bereit war.

Als Otto den christlichen Glauben empfahl, erwiederten die angesehensten Bewohner Stettins: „Unter den Christen gibt es Diebe und Straßenräuber; es werden den Leuten die Füße verstümmelt und die Augen ausgestochen. Verbrechen und Strafen kommen unter ihnen vor, welche uns unbekannt sind.

Der Christ verabscheut den Christen. Ferne sei von uns eine solche Religion."

Leider war es für Otto unmöglich, diese Vorwürfe ganz zu widerlegen. Doch ließ er sich nicht abhalten, länger in Stettin zu bleiben, hoffend, es werde ihm vielleicht gelingen, durch sein eigenes Verhalten den Bewohnern eine bessere Meinung von den Christen und deren Religion einzuflößen. Außerdem versäumte er es auch nicht, noch andere Mittel menschlicher Klugheit zu gebrauchen. Er beschloß eine Gesandschaft an den Herzog von Polen zu schicken, und demselben über die Sachlage Bericht zu erstatten. Als die Stettiner dieses erfuhren, erklärten sie sich bereit, gleichfalls Abgeordnete mitzusenden. Sie versprachen durch dieselben: wenn sie beständigen Frieden haben und Verminderung der Abgaben erlangen würden, wollten sie sich vielmehr zur Annahme des Christenthums verstehen.

Otto fuhr unterdessen in seinen Missionspredigten fort, ohne mehr zu erreichen, als daß er der Gegenstand der Neugierde und der Bewunderung wurde.

Dagegen gewann er Vieler Herzen durch seinen Wandel in der Liebe. Er kaufte mit seinem Gelde viele Gefangene und Sclaven los, und sandte sie, nachdem er sie mit Kleidern und Nahrungsmitteln reichlich versorgt hatte, in ihre Heimat zurück.

Durch die Bekehrung zweier Jünglinge, deren Mutter eine heimliche Christin gewesen war, nun aber sich öffentlich als solche bekannte, gewann er einigen Boden bei den Verwandten und Bekannten derselben, so daß er sagen konnte, nach vielen vergeblichen Bemühungen habe er doch wenigstens einen Grund gelegt.

Als die Gesandschaft mit günstiger Antwort aus Polen zurückkehrte, erkannte Otto, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo er einen entscheidenden Schritt vorwärts thun müsse. Er sagte zu dem versammelten Volke, damit es sehe, daß seine vermeintlichen Götter keine Macht besäßen, wollte er mit seinen

Gefährten alle Denkmäler des Götzendienstes zerstören. Blieben sie dabei unversehrt, so sollte dieses ein Zeichen sein, daß Niemand Etwas zu fürchten habe, wenn er die alten Götter verlasse. Der Vorschlag wurde angenommen. Zunächst legte Otto die Hände an einen mit Bildhauerarbeit und Gemälden geschmückten Tempel des Götzen Triglav. Es fanden sich in demselben viele kostbare Weihegeschenke, z. B. mit Edelsteinen verzierte Trinkhörner, goldene Becher, Dolche, Messer u. s. w. von hohem Werthe. Als man diese Gegenstände dem Bischofe schenken wollte, wies er das Anerbieten mit Entschiedenheit von sich. Jedermann sollte sehen, daß er nicht um seines Nutzens willen nach Pommern gekommen sei. Nur das dreifache Haupt des Götzen behielt er für sich, um dasselbe als Zeichen seiner Wirksamkeit nach Rom zu schicken.

Als die Reihe an das weissagende Pferd kam, widersetzte sich der Priester, welcher dasselbe in Verpflegung gehabt hatte. Dieser Mann starb bald darauf eines plötzlichen Todes, so daß auch die Wankenden, weil sie in diesem Vorfalle ein Gottesurtheil erkannten, dahin gebracht wurden, sich für das Christenthum zu erklären.

Otto kehrte nach Julin zurück, um die Bewohner an das gegebene Versprechen zu erinnern. Man hieß ihn freundlich willkommen, und folgte ohne lange Weigerung seinem Rufe zum christlichen Unterricht und zur Taufe.

Julin wurde zum Sitz des ersten pommerschen Bischofs bestimmt. Aller Blicke waren dabei auf Otto gerichtet. Dieser dagegen sehnte sich nach Bamberg zurück, um dort Manches zu ordnen, was seine persönliche Anwesenheit verlangte. Nachdem er die früher in Pommern gegründeten Gemeinden noch einmal besucht, und so weit als möglich mit Geistlichen versehen hatte, reiste er über Polen nach Bamberg. Ein Namensvetter von ihm wurde Bischof von Pommern.

Otto hatte während seines Aufenthaltes von einem Jahre weniger fünf Wochen, Unglaubliches in Pommern geleistet; aber

befestigt war das Christenthum noch keineswegs. Es waren immer noch mindestens eben so viel Heiden als Christen vorhanden, und die Letzteren waren es mehr dem Namen als dem Wesen nach. Dabei stand zu erwarten, daß die heidnischen Priester alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel aufbieten würden den früheren Zustand der Dinge zurückzuführen. Noch war Otto's Anwesenheit nöthig, um der noch kindlich schwachen Kirche die nöthige Lebenskraft zu verschaffen. Aber er konnte erst nach drei Jahren (1128) seine zweite Missionsreise antreten.

Er reiste durch Sachsen und Brandenburg. Auf fünfzig Wagen wurde ihm das Getreide, und was er sonst zu Geschenken und für den Gottesdienst mit genommen hatte, nachgefahren. Er hatte diesmal alle Unkosten aus eigenen Mitteln bestritten.

In Kammin fand er den Herzog Wartislav, welcher soeben von einem glücklichen Feldzuge gegen die Liutizen mit reicher Beute zurückgekehrt war. Dabei hatte er erwünschte Gelegenheit, sein ächtes Samariterherz zu bethätigen. Er bat um die Freilassung wenigstens der schwächsten Gefangenen und darum, daß die Verwandten nicht getrennt werden möchten.

Beides wurde ihm bewilligt. Hierauf unterrichtete er die Befreiten im Christenthume, und ließ sie dann nach ihrer Heimat zurückkehren.

Ein Landtag zu Usedom sprach sich für die allgemeine Einführung des Christenthums aus; aber auch hierdurch wurde noch nicht aller Widerstand beseitigt. So reizte z. B. zu Wolgast ein verkleideter Priester, der sich für einen der bisher verehrten Götter ausgab, von einem Waldbaume herab, die Vorübergehenden, gegen Otto auf, daß dieser in die größte Lebensgefahr gerieth, und nur durch die Ankunft des Herzogs gerettet wurde.

In andern Fällen übte Otto eine ganz ungewöhnliche Macht über die Herzen der Unbekehrten aus. In Gutzkow wünschte man allgemein die Erhaltung eines prachtvollen heidnischen Tempels.

Otto bewirkte durch eine Rede, daß die Leute selbst den

Götzentempel zerstörten und bei Erbauung einer Kirche behilflich waren.

Zu den angesehensten Personen der Gegend gehörte Mizlav, ein Vasall des Herzogs. An diesen wendete sich Otto in besonderer Ansprache, um ihm zu zeigen, was zum lebendigen Christenthume gehöre. Dabei forderte er denselben auf, allen denen, welche wegen Schulden im Gefängnisse säßen, Freiheit und Erlaß der Schuld zu gewähren, damit auch er Vergebung der Sünden bei Gott erwarten dürfe. Nach einigem Widerstreben kam Mizlav dem Verlangen nach, und ließ selbst einen Dänen, der ihm eine große Summe schuldete, auf wiederholtes Bitten frei.

Noch immer kamen hie und da recht bedenkliche Rückfälle vor z. B. zu Stettin. Hier hatte sich die Lage der Dinge so geändert, daß es für Otto bedenklich war, dorthin zu gehen, und daß Anfangs Niemand ihn nach dieser Stadt begleiten wollte. Weil er aber dennoch bei seinem Entschlusse verharrte, folgten ihm seine Gefährten beschämt nach. Mehrmals waren in der That die erzürnten Heiden im Begriffe, den eifrigen Gottesmann mit ihren Lanzen zu durchbohren; aber sein ruhevolles, ruhiges Auftreten hielt sie jedes Mal von der Ausführung ihres Vorhabens zurück. Ein Stettiner selbst, Wittstock, unterstützte mit Rede und That den Bischof in seinem Wirken. Derselbe war aus den Händen heidnischer Feinde gerettet worden, und betrachtete seine Rettung als ein Wunder des Christengottes; er bewies sich darum als ein eifriger Christ, und brachte durch eine eindringliche Rede die Stettiner dahin, daß sie die allgemeine Annahme des Christenthums beschlossen. Die Abgefallenen wurden wieder in die Kirchengemeinde aufgenommen.

Unter solchen Umständen wäre Otto's fernere Anwesenheit in Pommern zu wünschen gewesen, aber er wurde durch seine Pflichten als deutscher Reichsstand nach Bamberg zurückgerufen. Auch aus der Ferne waren seine Blicke nach Pommern gerichtet. Doch er vermochte nicht, einem fühlbaren Mangel gründ-

lich abzuhelfen. Noch immer fehlte es nämlich an tüchtigen Geistlichen, welche die pommersche Sitte und Sprache verstanden und das Vertrauen des Volkes sich erwerben konnten. Erst im Laufe der Zeit konnte dieser Uebelstand beseitigt werden.

Auch nach der Insel Rügen, wo die Götzenverehrung noch am tiefsten und festesten wurzelte, hatte sich Otto begeben wollen, war jedoch durch einen heftigen Sturmwind daran verhindert worden. Rügen wurde erst im Jahre 1168 durch den König Waldemar von Dänemark unterworfen und zur Annahme des Christenthums genöthigt.

Zehntes Kapitel.

Bekehrung der Preussen.

1. Die heidnischen Preußen.

Oestlich von Pommern lebten die Preußen, welche schon mit den alten Phöniciern wegen des Bernsteinhandels in Berührung gekommen waren. Sie waren ursprünglich ein harmloses, friedliches Volk, mehr mit dem Ackerbau, dem Fischfang und der Jagd, als mit Gewerbthätigkeit und kriegerischen Zügen beschäftigt. Wenn der Mann nichts Anderes zu thun hatte, füllte er seine Zeit mit Flachsspinnen und Wollarbeiten aus. Trägheit und Arbeitsscheu galten für entehrende Laster; nur das Alter befreite von des Lebens Mühen. Arme Greise wurden von Haus zu Haus verpflegt und gespeist. Eigentliche Bettler waren im ganzen Lande nicht zu finden; denn wer sich mit seiner Hände Arbeit nicht ernähren konnte, durfte frei in jedes Haus einkehren, und empfing, was er bedurfte. Ueberhaupt war Gastfreundschaft eine

hervorragende Tugend des Volkes. Eine Beleidigung des Gastfreundes im Hause, wurde nach den Gesetzen mit dem Tode bestraft. Aber neben dieser Freigebigkeit gegen den einkehrenden Wanderer zeigte sich zugleich eine Schattenseite des preußischen Charakters, indem alle Hausgenossen dem Eintretenden ein gewisses Maß von berauschenden Getränken darreichten, welches derselbe, ebenso wie Jene, leeren mußte, und zwar so oft, bis die ganze Gesellschaft berauscht war. Man hielt es für eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen den Fremden, wenn man bei solchen Zechgelagen nicht bis zur völligen Trunkenheit aushielt.

Im Allgemeinen nahm die Frau eine untergeordnete Stellung im Hauswesen ein. Sie wurde von dem Vater verkauft und diente nun dem Hausherrn wie eine Magd, wobei sie sich jeder Strafe unterwerfen mußte, welche ihr der Mann wegen irgend eines Versehens zuerkannte. Sie aß nicht mit demselben an einem Tische, und mußte jeden Tag ihm und seinen Gastfreunden die Füße waschen. Drei Frauen durfte der Preuße zur Ehe nehmen; hatte er aber außerdem noch Umgang mit einer Jungfrau, dann sollten ihn die Hunde zerreißen. Ehebrecher wurden lebendig verbrannt; ihre Asche auf den Weg gestreut, und ihre Nachkommen waren des Priesteramtes unwürdig. Doch soll diese gute Zucht und Sitte bei den Preußen nicht allgemein gewesen sein.

Wenn die Frau ihren Mann nur im Geringsten mißhandelte, so schnitt man ihr die Nase ab; schalt oder fluchte sie des Mannes Namen, so wurden ihr vier große Steine an den Hals gehängt, und man führte sie durch eine Anzahl Dörfer, bis sie der Ausspruch des Priesters von der Last befreite. Zu viele Töchter des Hauses wurden getödtet oder an Fremde verkauft; auch gebrechliche, blinde oder mit irgend einem Fehler behaftete Söhne durfte der Hausvater ersäufen, verbrennen oder mit dem Schwerte umbringen: „weil das Elend der Menschen den Göttern und Menschen eine Trauer sei!" Ebenso durfte er mit Frauen, Geschwistern, oder mit dem Gesinde verfahren; „denn," so heißt es

in dem Gesetze, „die Diener unserer Götter sollen nicht stöhnen, sondern lachen.“

Befiel den Mann, besonders den aus vornehmen Stande eine Krankheit, so rief man einen Priester herbei, welcher eine gewisse Anzahl Segensformeln über den Kranken aussprach, und zwar, wenn keine Besserung eintrat, so lange, bis der Neumond zweimal erschienen war. Dann geschah ein Gelübde, um den Zorn der Götter zu versöhnen, und blieb auch dieses ohne Erfolg, so nahten die Priester der heiligen Eiche an der Götterwohnung, nahmen von der Asche des heiligen Feuers, und gaben solche dem Kranken als Genesungsmittel. Brachte auch diese keine Hilfe, so hielten Kinder und Freunde des Kranken Rath, was nun weiter geschehen sollte. Meistens beschloß man den Tod des Kranken, und die Priester erstickten denselben mit einem Kissen.

Kinder oder Jünglinge und Jungfrauen vornehmer Eltern wurden in schweren Krankheiten auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Allgemein glaubte man, daß die Menschen ihr Leben nach dem Tode unter denselben Verhältnissen und mit denselben Beschäftigungen wie hier auf Erden fortsetzen würden, und gab darum den Verstorbenen Waffen, Geräthe, Knechte und Mägde, Kleider, Jagdhunde und was ihnen sonst im Leben nöthig war, mit.

Wie grobsinnlich die Vorstellungen der Preußen vom ewigen Leben waren, zeigt ferner ihre Hoffnung auf die himmlische Belohnung. Wer den Göttern und deren Priestern gehorchte, der sollte schöne Frauen, viele Kinder, süße Getränke, im Sommer weiße Kleider, im Winter warme Röcke und ruhigen Schlaf auf großen, weichen Betten erhalten: „daß sie in voller Gesundheit stets lachen und springen würden.“

Der Diebstahl wurde überaus strenge bestraft; bei dem ersten Verbrechen wurde der Dieb mit Ruthen gepeitscht, bei dem zweiten mit Knütteln geschlagen, bei dem dritten wurde sein Körper durch wilde Hunde zerrissen.

Stand ein Krieg bevor, so bemühte man sich, noch vor dem Auszuge einen Gefangenen aus dem feindlichen Heere oder Volke

zu bekommen, welchen man an einen Baum, aber niemals an eine Eiche fesselte, und dann mit Pfeilen nach ihm schoß. Wenn das Blut sogleich heftig und reichlich hervorquoll, so galt dies als ein Zeichen, daß die Götter den Preußen den Sieg verleihen würden.

Kehrte das Heer siegreich zurück, so wurde einer der vornehmsten Gefangenen durch das Loos erwählt, um den Göttern als Opfer dargebracht zu werden. Derselbe wurde in voller Kriegsrüstung auf sein Streitroß gebunden, und dann durch angezündete Holzstöße verbrannt. Ueberhaupt behandelten die Preußen ihre Gefangenen meist sehr grausam; sie wurden oft jämmerlich ermordet, oder mit schweren Arbeiten zu Tode gequält; selbst Frauen und Kinder verschonte man nicht. Am härtesten verfuhr man mit den christlichen Priestern und es sind Fälle vorgekommen, daß man einen solchen zwischen zwei Stöcken preßte, bis er starb. Andere nagelte man mit dem Nabel an einen Baum und trieb sie um denselben herum, bis alle Eingeweide heraus gewunden waren.

Die Gottesverehrung der Preußen hatte große Aehnlichkeit mit der der Wenden und anderer Slaven. Die Götter wurden in heiligen Hainen, welche nur die Priester, oder höchstens bisweilen der Fürst, betreten durfte, verehrt. Die oberen Priester, Griwen genannt, genossen ein außerordentliches Ansehen; sie verkündeten die Gesetze als Aussprüche der Götter, ertheilten Orakelsprüche, verurtheilten Verbrecher u. s. w. Der Oberpriester ließ sich selten oder niemals vor dem Volke sehen.

Mit ungewöhnlicher Zähigkeit waren die Preußen der Religion ihrer Väter ergeben.

2. Adalbert von Prag.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts wurden die ersten Bekehrungsversuche unter den Preußen gemacht und zwar durch Adalbert von Prag. Es war ihm, wie wir gesehen haben,

nur mit Mühe gelungen, die Einwilligung des Papstes dazu zu erhalten, daß er Prag verlassen und unter den Slaven predigen durfte, obschon er besonders zu einem solchen Missionsdienste geeignet zu sein schien. Er war ein geborener Slave und durfte um so eher erwarten, bei seinen Stammverwandten Aufnahme und Gehör zu finden; als es ihm auch nicht schwer fallen konnte, sich die zur Predigt und Belehrung nöthige Sprachkenntniß zu verschaffen, da der böhmische Dialekt von andern slavischen nicht sehr verschieden war. Die Gabe der Beredtsamkeit stand ihm in hohem Grade zu Gebot. Die Sage berichtet, daß selbst Thiere und Steine seinen Worten gelauscht hätten. Von Jugend auf war er an Entsagung, Entbehrung und Erduldung von Mühen und Beschwerden gewöhnt. Er hatte keine anderen Bedürfnisse, als die zur Fristung des Lebens unentbehrlich waren; dabei war er von glühendem Eifer für die Verbreitung des Christenthums entflammt.

Eine Zeit lang verweilte Adalbert bei dem Herzoge von Polen, in dessen Liebe und Achtung er immer höher stieg, je näher ihn dieser kennen lernte. Er hätte an dessen Hof ruhig und in Frieden leben können; aber sein Sinn war auf das Missionswerk gerichtet. Er schwankte nur, wohin er sich wenden sollte, ob zu den Slaven in der Nähe, oder zu den entfernter wohnenden Preußen.

An der Bekehrung der Letzteren war dem Polenherzog besonders viel gelegen, da er mit denselben in vielfache Berührung kam. Aus diesem Grunde entschied sich Adalbert für diesen schwierigeren Wirkungskreis.

Der Herzog von Polen gab ihm ein Schiff nebst 30 Bewaffneten für die Missionsreise; außerdem begleiteten den Bischof der ihm innigst befreundete Gaudentius und ein Priester, Namens Benedikt. Gaudentius hatte bisher fast alle Schicksale mit Adalbert getheilt und war so fest mit demselben verbunden, daß er als sein Bruder bezeichnet wird.

Mit diesen Gefährten fuhr Adalbert auf der Weichsel bis

Danzig, dem Grenzorte zwischen Polen und Preußen. Große Schaaren versammelten sich hier um ihn, seine Predigt zu hören, und sich taufen zu lassen. Zunächst aber wollten die Missionäre noch weiter ziehen, um später bei der Rückkehr die immer noch schwache und kleine Gemeinde im Glauben zu stärken. Sie gelangten zu Wasser, nach einer schnellen und glücklichen Fahrt, bis in's frische Haff, wo Adalbert das Schiff mit den Bewaffneten zurückschickte. Er wollte als ein Bote des Friedens unter den Preußen erscheinen, und darum Alles vermeiden, wodurch er irgend Mißtrauen erwecken konnte, weßhalb er nur seine treuen Gehilfen, Gaudentius und Benedikt bei sich behielt.

Nur Gott konnte den Dreien in dem fremden Lande, unter einem wilden Volke helfen. Dies fühlten sie wohl und empfahlen sich darum in heißem Gebete dem Schutze des Allmächtigen, mit festem Vertrauen auf denselben blickend. Auf einem kleinen Kahne gelangten sie zu einer vom Flusse Pregel gebildeten Insel.

Kaum hatten die Bewohner von der Ankunft der Fremden und von dem Zwecke ihrer Reise gehört, so eilten sie schaarenweise herbei, dieselben mit Prügeln wieder zu vertreiben. Adalbert erhielt mit einem Ruder einen so heftigen Schlag, daß ihm das Psalmbuch, aus welchem er sang, aus der Hand flog, und er selbst wie todt zu Boden stürzte. Aber bald ermannte er sich wieder, und rief, ohne den geringsten Schmerz zu verrathen: „Ich danke Dir, Herr Jesus Christus!, daß ich gewürdigt worden bin, wenigstens einen Schlag für Dich zu erdulden."

Am folgenden Tage fuhren die drei Missionäre nach dem anderen Ufer des Flusses, der Küste von Samland. Der Grundherr der Gegend führte sie bei ihrer Ankunft nach dem Dorfe, wo abermals eine große Menge versammelt war, die Fremdlinge zu sehen und zu hören. Adalbert erklärte hier: er wäre gekommen, um die Leute von den stummen und tauben Götzen zu dem lebendigen Gotte, der Himmel und Erde gemacht habe und der den Gläubigen nach dem Tode die ewige Seligkeit geben werde, zu bekehren.

Die Zuhörer wurden bei jedem Worte, welches sie anhören mußten, gereizter; öfters stießen sie mit ihren Keulen auf den Boden, und verriethen durch ihre Blicke, was sie im Schilde führten. Endlich sprach Einer von ihnen, welcher ruhiger und gemäßigter war als die Andern: „Es sei dir genug, daß du ungestraft hierher gekommen bist. Jetzt rette dein Leben durch die schleunigste Rückkehr. Der geringste Verzug bringt dir den Tod!"

Nach dieser Erklärung fuhren die Missionäre wieder von dannen, hielten sich aber fünf Tage an der westlichen Küste Samlands auf, um zu überlegen, ob es nicht gerathener sei, dieses hartnäckige Volk ganz zu verlassen und zu den Lutiziern zu wandern.

Sie beschlossen vorerst noch zu bleiben und zu versuchen, ob sie an einem andern Orte nicht glücklicher wären. Sie thaten dies, wiewohl Gaudentius in einem Traume belehrt worden war, daß Adalbert am nächsten Tage den Todeskelch trinken werde.

Als dieser von dem Traumgesichte hörte, sagte er: „Füge es Gott, mein Sohn, daß deine Ahnung in Erfüllung geht; doch soll man trügerischen Träumen nicht trauen."

Alle Drei nahmen nun wieder den Wanderstab in die Hand, und gingen durch einen dichten Wald, in welchem keine Spuren einer von Menschenhand geführten Axt zu bemerken waren. Gegen Mittag kamen sie auf ein freies, angebautes Feld, wo sie das Abendmahl feiern, und dann ein wenig ausruhen wollten.

Aber bald erweckte sie ein furchtbares Geschrei der in großen Haufen erscheinenden Heiden, welche überall ein wachsames Auge auf die Fremdlinge gerichtet hatten, und jetzt um so erbitterter über die unwillkommenen Gäste waren, da diese, freilich ohne es zu wissen, den heiligen Hain und das heilige Feld der heidnischen Götzen betreten, und somit in den Augen der Heiden ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten.

Adalbert erkannte die Gefahr, ermuthigte aber, standhaft wie immer, seine Gefährten, für Christus den Heiland, bereitwillig das Leben hinzugeben.

Plötzlich stürzte aus dem ergrimmten Haufen ein Priester hervor, und stieß dem Missionär eine Lanze in die Brust, worauf noch Andere herbeieilten, ihren Zorn im Blute des Heiligen zu kühlen.

Von sieben Lanzen durchbohrt, sank derselbe zu Boden, sich auch im Sterben als einen würdigen Jünger des Herrn beweisend. Indem er seine Arme ausbreitete, flehte er für seine Mörder bei Gott um Gnade; dann legte er kreuzweise die Hände zusammen und gab seinen Geist auf, am 22. April des Jahres 997.

Den Leichnam kaufte der Herzog Boleslav von Polen für eine Summe Goldes von gleichem Gewicht des Körpers, und ließ denselben nach Gnesen bringen, wo Gaudentius, welcher Anfangs gefesselt, später aber frei gelassen worden war, die erzbischöfliche Würde erhielt.

3. Der Mönch Christian. Deutsche Ordens-Ritter.

Andere Missionäre, wie Bruno, welcher bis zur östlichen Grenze des Preußenlandes vorgedrungen war, und im Jahre 1008 mit seinen Begleitern enthauptet wurde, so wie der Abt Gottfried vom Kloster Lukino in Polen, welcher im Jahre 1207 zwei Landesfürsten zur Annahme des christlichen Glaubens bewog, übergehen wir, weil wir bei dem Cisterzienser-Mönch Christian aus dem Kloster Oliva in Preußen, noch ein wenig verweilen wollen. Derselbe war untadelig in seinem Wandel, klug und vorsichtig in seinen Unternehmungen, und um so mehr darauf bedacht, alle seine Schritte reiflich zu erwägen, da er durch die unglücklichen Beispiele seiner Vorgänger gewarnt worden war. Er sammelte in der Nähe von Culm ein Häuflein Getaufter, und wurde vom Papste zum ersten Bischof von Preußen ernannt.

Der Fanatismus der heidnisch gebliebenen Preußen erwachte aufs Neue, als Christian von einer Reise nach Rom, wo er über den Erfolg seiner Thätigkeit Bericht erstattet hatte, nach seinem

Bischofsitze zurückkehrte. Furchtbar wurden die Gegenden verwüstet, wo das Christenthum Eingang gefunden hatte. Diese Ueberfälle wiederholten sich so oft, daß Christian die Ueberzeugung gewann, das Kreuz müsse mit bewaffneter Hand gegen solche Angriffe vertheidigt werden, damit Jeder, der wolle, seinen Heiland ungestört verehren könne.

Der Papst gab im Jahre 1219 die Erlaubniß dazu, daß die Christen benachbarter Länder zu einem Kreuzzuge zum Schutze der christlichen Preußen aufgefordert wurden. Dabei erließ er den Befehl, die Führer des Heeres sollten über den wahren Zweck des Kriegszuges belehrt werden. Nur zum Schutze der Neubekehrten sei das Kreuz gepredigt worden, nicht zur Unterwerfung der Heiden unter ihre Herrschaft. Es kamen aus verschiedenen Ländern Kämpfer herbei, welche sich durch die Vertheidigung ihrer Glaubensgenossen den Himmel verdienen wollten. So lange das Kreuzheer vollzählig beisammen war, verhielten sich die Preußen, durch Sümpfe und Wälder geschützt, ziemlich ruhig; als aber die Mannschaft wieder auseinander ging, überfielen sie abermals die Christen im Bisthum Culm und im benachbarten polnischen Bezirk Masovien, dessen Herzog Konrad mit besonderem Eifer die Christen beschützte; 250 Kirchen und Kapellen wurden geplündert und verwüstet. Am weiblichen Geschlechte, besonders an den Nonnen, wurden die schrecklichsten Gewaltthaten verübt. Ganze Schaaren von Frauen, Jungfrauen und Kindern wurden in die Gefangenschaft geführt. Christliche Mönche fanden den jammervollsten Tod.

Unter solchen Umständen war guter Rath theuer. Ein neues Kreuzheer konnte höchstens nur vorübergehende Hilfe bringen. Da vereinbarte sich der Bischof Christian mit dem Herzog Konrad, einen Ritterorden zu stiften, dessen besondere Aufgabe es sei, den Christen in Preußen und dem benachbarten Masovien den nöthigen Schutz zu gewähren. Mit Genehmigung des Papstes kam der Orden zu Stande. Die Mitglieder wurden: „Ritter Christi,“ oder „Brüder des Ritterdienstes Christi in Preußen,“

oder nach ihrer Burg „Ritter von Dobrin,“ genannt. Anfangs jagten sie den Preußen Schrecken ein; bald aber erregten sie Erbitterung durch ihre Raub- und Plünderungszüge, so daß die Preußen in Masse gegen sie zogen und ihre Feinde in einer furchtbaren Schlacht bei Straßburg in Preußen schlugen.

Da auch dieses Mittel, die heidnischen Bewohner in Schranken zu halten, den gehegten Wünschen und Erwartungen nicht entsprach, so kam Christian in Gemeinschaft mit Konrad von Masovien auf den Gedanken, die Ritter des deutschen Ordens um Hilfe anzusprechen. Der Hochmeister, Hermann von Salza, gewährte nach einiger Ueberlegung die Bitte.

In Folge dieses Versprechens zog eine Anzahl kriegsmuthiger Ritter, unter der Anführung des erfahrenen und umsichtigen Hermann Balk, nach dem fernen Preußenlande, um ein Volk, dessen gesammte Kriegsmacht auf mehr als 100,000 Mann, nach Anderen selbst auf 400,000 angeschlagen wurde, von ferneren Feindseligkeiten gegen die Christen abzuhalten. Dies würde ein tollkühnes Unternehmen gewesen sein, wenn nicht die Macht der christlichen Bildung, warme Begeisterung für die Sache des Evangeliums, und lebendiges Gottvertrauen auf Seiten der Ritter gewesen wäre. Aber selbst mit diesen Bundesgenossen war die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung mehr als schwierig zu nennen. Ueber 50 Jahre dauerte der Kampf, bis endlich im Jahre 1283 alle Theile von Preußen unterworfen und die Herrschaft des deutschen Ordens anerkannt worden war.

Mitunter bewiesen die Streiter Christi einen Heldenmuth und eine Tapferkeit, wie sie in der Geschichte ihres Gleichen sucht, und wenn bisweilen die Preußen ihre Macht vernichtet zu haben schienen, stand dieselbe wieder durch Hilfe aus Deutschland oder durch einen ausgezeichneten Helden neu belebt da.

Nach und nach mußten die verschiedenen Landschaften, in welche Preußen getheilt war, die Burgen der Ritter in ihren Grenzen dulden, Kirchen erbauen helfen und den Predigern des Evangeliums ihre Ohren öffnen.

Anfangs war auch das Verhalten der Ordensbrüder geeignet, die Herzen zu gewinnen. Sie ritten im Lande umher zu Vornehmen und Geringen, pflegten arme und kranke Leute in den Hospitälern, sorgten für Witwen und Waisen, und schickten talentvolle Knaben zu ihrer Ausbildung nach Deutschland. Die Abgaben, welche die unterworfenen Preußen entrichten mußten, waren geringe. Dabei wurden ihnen solche Rechte zugesichert, daß sie ruhig und zufrieden unter der neuen Herrschaft leben konnten. Neben den Preußen siedelten sich auch bald viele Deutsche an, ohne daß sie besondere Vorrechte genossen.

Aber die heidnischen Einwohner blieben erbittert gegen die christlichen, mochten es ihre Landsleute oder Fremde sein. Es geschah nicht selten, daß die Deutschen bei Bestellung ihrer Aecker überfallen und erschlagen wurden, weßhalb Viele diese Arbeit nur zur Nachtzeit zu unternehmen wagten. Oft wurden auch die Saaten verwüstet, die Ernten geraubt. Die dadurch hervorgerufene Noth erzeugte immer größere Strenge und die größere Strenge den bittersten Haß. Mehrmals erhoben sich die heidnischen Preußen wie ein Mann gegen die Christen; sie wurden hierbei einmal von einem Herzoge von Pommern (Swatopulk), welcher die wachsende Macht des deutschen Ordens fürchtete, und ein anderes Mal von einem Könige von Litthauen (Mindowe), der zum Heidenthum zurückgekehrt war, unterstützt. Dabei wurden die Kirchen niedergerissen, und alle Christen, welche nicht in einer nahen Ordensburg Sicherheit fanden, theils erschlagen, theils in die Sclaverei geführt. Die Ritter waren großentheils auf die nächsten Umgebungen ihrer Burgen beschränkt, und konnten sich oft auch in diesen, aus Mangel an Lebensmitteln, nicht lange vertheidigen. Oefters kamen Zuzüge von Ordensrittern aus Deutschland, wie auch die in Liefland sich findenden Schwertritter einige Male brüderliche Hilfe leisteten.

Der König Ottokar von Böhmen zog gleichfalls mit einem nicht unansehnlichen Heere herbei; ihm zu Ehren hat Königsberg seinen Namen erhalten.

Als im Jahre 1283 der letzte Häuptling in Sudauen sah, daß er jeden Gedanken an eine Vertheidigung des Vaterlandes aufgeben müsse, verheerte er den heimatlichen Boden mit Feuer und Schwert, und wanderte mit seinem ganzen Volke nach Litthauen aus. War auch bisher bei den fortdauernden Kämpfen die Bildung des Volkes vernachlässigt worden, so war doch nun ganz Preußen der deutsch-christlichen Bildung geöffnet. Deutsche waren Herren des Landes geworden, und soweit die deutsche Sprache reichte, zwischen Frankreich und Rußland, zwischen Italien und der Nordsee, war der christliche Glaube verbreitet. Ein Beweis für das Wort, daß er der Sieg ist, der die Welt überwindet. [80])

Schlussbetrachtung.

Welchen Einfluß hat die Einführung des Christenthums auf Deutschland ausgeübt?

Die in der Ueberschrift aufgeworfene Frage haben wir schon früher im Vorübergehen berührt, als wir die Bekehrung der Franken betrachteten. Wir müssen aber zum Schlusse noch einmal auf dieselbe zurückkommen; besonders, da die Feinde des Christenthums sich erdreistet haben, die Behauptung aufzustellen, daß allenthalben, wo das Christenthum gepredigt worden wäre, also auch in Deutschland, die Früchte dieser Predigt keineswegs erfreuliche gewesen seien. Wir wollen mit möglichster Unbefangenheit und Unpartheilichkeit zu Werke gehen, und geben darum bereitwillig zu, daß die Veränderung, welche durch die Missionirung Deutschlands herbeigeführt wurde, nicht so durchgreifend und heilsam gewesen sei, als man es im Hinblick auf das Wesen des Christenthums hätte erwarten sollen. Heidnische Vorstellungen blieben noch unter den Deutschen verbreitet, als das Heiden-

thum schon längst dem Namen nach beseitigt war. Der Glaube an Riesen und Zwerge, an Kobolde und Nixen, an Feeen und Gespenster, wovon wir im ersten Kapitel gesprochen, hat sich sogar bis in die Gegenwart erhalten. Selbst christliche Vorstellungen nahmen zum Theil ein heidnisches Gepräge an. So tragen wir kein Bedenken, zu behaupten, daß die Verehrung der Heiligen, wie sie sich bei unseren Vorfahren und anderen Völkern ausgebildet hat, indem jedes Land, jede Stadt, jedes Gewerbe, fast jede Familie einen besonderen Schutzheiligen anrufen zu können glaubte, ganz und gar auf heidnischer Anschauung beruht. Diese Heiligen, denen man die Macht, Wunder zu thun, zuschrieb, waren gleichsam ein Ersatz für die verloren gegangenen Götter.

Ganz besonders zeigte sich diese Nachwirkung des altgermanischen Heidenthums in dem Teufelsglauben, wie er im Mittelalter sich gestaltete. Nirgends lesen wir in der heiligen Schrift, daß der Versucher, welchem wir widerstehen sollen, fest im Glauben, mit Bocksfüßen, Hörnern, einem Schweife u. s. w. umhergegangen sei, daß er eine Großmutter, ein Geschlechtsregister, wie die heidnischen Götter, gehabt; daß er mit den Menschen einen Vertrag abschließen und trotz seiner Schlauheit von den Menschen überlistet werden könne, u. dergl. m. Der Hexenglaube, unseligen Andenkens! welcher so manches unschuldige Opfer in den Kerker, auf den Scheiterhaufen, oder unter das Henkerschwert brachte, ist gleichfalls noch ein Ueberbleibsel des Heidenthums.

Weiter rechnen wir dahin die Wahrsagekünste und den Glauben an solche; die Annahme, aus gewissen Zeichen die Zukunft deuten zu können, wovon wir gleichfalls schon bei der Schilderung der heidnischen Deutschen gesprochen haben. Auch haben wir in Chlodwigs Geschichte gesehen, wie die heidnischen Gebräuche in christliche umgewandelt wurden. Zu den Ueberresten des Heidenthums gehört ferner die abergläubische Vorstellung von der übernatürlichen Wirkung gewisser, großentheils den heidnischen Götzen geweiheter Kräuter, namentlich, wenn sie an bestimmten

Tagen gebrochen, und mit besonderen Formeln gebraucht wurden; die Unterscheidung der Wochentage in Glück- und Unglückbringende; die Annahme, daß manche Handlungen bei zunehmendem und manche bei abnehmendem Mondlicht verrichtet werden müßten, und manches Andere, was Jeder, der mit dem noch immer herrschenden Aberglauben des Volkes näher bekannt ist, von selbst auffinden kann.

Die Oster- und Johannisfeuer, welche hie und da noch im Gebrauche sind, wenigstens vor noch nicht langer Zeit fast allgemein in Deutschland angezündet wurden, beziehen sich ursprünglich nicht auf die christlichen Feste, sondern auf die heidnische Götzenverehrung. Schon Bonifacius bekämpfte die sogenannten Nothfeuer ohne Erfolg; denn es hat sich bis in unser Jahrhundert die alte Sitte erhalten, entweder zu gewissen Zeiten, oder bei drohender Viehseuche alles Feuer im Dorfe zu löschen, und durch Reiben von Holz und Lappen neues Feuer zu entzünden. Ueber die Asche desselben wurde alles Vieh getrieben, weil man wähnte und noch wähnt, man könne solches auf diese Weise gegen Krankheiten schützen.

Wir verweisen auf die verschiedenen, in ganz Deutschland verbreiteten Sagen vom wilden Heere und wilden Jäger, auf die Märchen von Frau Holle, Berchte, oder wie diese Halbgöttin an anderen Orten sonst genannt wird; auf manche Erntegebräuche, wie die früher angedeutete Gewohnheit, dem Wodan einen Bündel Aehren stehen zu lassen, um zu zeigen, daß selbst, nach dem die Bekehrung Deutschlands gegen 1000 Jahre vollendet ist, noch viel Heidnisches sich erhalten hat. Beweises genug, wie tief dasselbe in der Anschauung des Volkes gewurzelt hatte und noch besteht.

Um so weniger dürfen wir erwarten, daß durch die christliche Predigt das ungöttliche Wesen und die heidnischen Lüste sogleich ausgerottet werden konnten. Wir haben schon bei Chlodwig und den Franken gesehen, wie mit der Taufe keineswegs die Wiedergeburt als eine nothwendige und unausbleibliche Folge verbunden war. Das Christenthum übte keine Zaubermacht aus,

die höllischen Geister der Sünde und des Lasters, welche, wie wir uns überzeugt haben, besonders durch den Einfluß der Römer sich eingenistet hatten, zu bannen. Wir wollen die christlichen Deutschen nicht in einem besseren Lichte darstellen, als sie dem ruhig prüfenden Kenner der Geschichte erscheinen müssen.

Bekannt ist es leider, wie viel das Volk durch die fast ununterbrochenen Fehden der Ritter und Herren zu leiden hatte, und wie wenig die altgermanische Streitlust durch die Annahme des Christenthums überwunden wurde. Bekannt ist, wie unsicher die Landstraßen waren, und wie selbst die adeligen Bewohner der Burgen kein Bedenken trugen, vom Raube zu leben, und vorüberziehende Kaufleute, oder andere Wanderer, zu überfallen, um sich deren Güter anzueignen. Die Sauf- und Zechgelage waren in christlichen Jahrhunderten mindestens nicht weniger häufig und alles gebührende Maß überschreitend, als in heidnischen. Und wenn wir uns erzählen lassen, wie man fast ungescheut während des ganzen Mittelalters in den Städten, und auch wohl auf dem Lande, der Unzucht fröhnte, so drängt sich allerdings die Frage auf: Ob es nicht durch das Christenthum, oder wenigstens seit der Einführung desselben, schlimmer geworden sei als früher? Ist nicht die deutsche Redlichkeit und Treue, die Gastfreundschaft, nebst anderen damit in Verbindung stehenden Tugenden zu Grunde gegangen? Hatten die Bewohner Pommerns nicht Recht, als sie die Annahme des Christenthums verweigerten, indem sie auf die sittlichen Zustände des christlichen Deutschlands hinwiesen? — —

Wie aber könnte d a s als die Folge des Christenthums gelten, wogegen dasselbe von jeher mit aller Entschiedenheit kämpfte. Will man nicht aller Wahrheit Hohn sprechen, so darf man das Christenthum nicht anklagen wegen Erscheinungen, welche theilweise mit demselben, aber keineswegs durch dasselbe entstanden sind; man darf höchstens bedauern, daß das Christenthum nicht mächtig genug war, dem Strome des Verderbens, dessen Quelle schon im Heidenthum reichlich geflossen, Einhalt zu thun. Dabei dürfen wir aber nicht übersehen: Da einmal der Anfang

des Sittenverderbnisses gemacht war, so mußte auch das Uebel nach dem natürlichen Gesetze der Entwickelung wachsen, zumal da mit dem Uebergange eines Volkes aus dem Natur- in den Cultur-zustand auch eine Veränderung seiner bisherigen Sitte und Sittlichkeit unausbleiblich verbunden ist.

Warum nun die christliche Predigt nicht allgemein und durchgreifend der wachsenden Macht der Sünde einen hemmenden Damm entgegengestellt, und in jeder Beziehung eine erfreuliche Umwandlung der sittlichen Verhältnisse Deutschlands hervorgerufen hat, werden wir erklärlich finden, wenn wir auf das Bibelwort achten: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“

Dabei haben wir noch zu erwägen, wie beschränkt, besonders in dem Missionszeitalter die Mittel waren, um christliche Zucht und Sitte hervorzurufen oder zu fördern. Die Missionäre konnten doch wahrlich nicht durch eine oder mehrere Predigten, den alten Menschen, der durch Lüste und Irrthum sich verderbet, verbannen, und statt dessen, den neuen hervorzaubern, der nach Gott geschaffen ist, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Wie wenig mögen die 100,000, welche Bonifacius zur Taufe gebracht haben soll, oder die Hunderte, welche andere Glaubensprediger dem Götzendienste entzogen, vom eigentlichen Wesen des christlichen Glaubens verstanden haben? Die Verkündiger desselben waren großentheils Fremdlinge, welche sich in der deutschen Sprache nur unvollkommen oder gar nicht verständlich zu machen befähigt waren. Es war die deutsche Sprache selbst noch gar nicht geeignet, die christlichen Begriffe auszudrücken. Es mußten erst Worte gebildet werden, um das Wesen der Sünde, der Erlösung, der Heiligung u. s. w. zu bezeichnen.

Wie viele Heiden wurden nicht einmal durch die Predigt, sondern durch das Beispiel der Großen — man denke an die 3000 Franken, welche mit Chlodwig getauft wurden — oder durch Gewalt, wie die Sachsen, zur Taufe bewogen? Nun erfolgte allerdings bei der Taufe selbst meistens auch noch eine Warnung, den

Uebergang nicht allzu äußerlich aufzufassen, und eine Aufforderung zur Buße und Sinnesänderung, wie uns die erhaltenen Taufreden des Bonifacius und Anderer beweisen. Auch wurden, so weit es möglich war, zu den Neubekehrten Geistliche geschickt, welche dieselben nachträglich belehren sollten, wie Karl d. Gr. bei den Sachsen es gethan hat. Doch auch diese Unterweisung zur Seligkeit durch den Glauben an Christum, mag theilweise höchst unvollkommen gewesen sein. Gar mancher Religionslehrer hat wohl mehr von der Sündenvergebung durch Christum als von der Pflicht, das Fleisch zu kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden gesprochen: er wollte nicht durch allzu strenge Forderungen die erst Halbgläubigen der Kirche wieder entfremden. Meistens war man zufrieden, wenn die Getauften nur einigermaßen das Vater Unser und das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen konnten. Ob sie solches auch verstanden, darnach wurde weniger gefragt. Schulen und dergleichen Anstalten, um einen, die mäßigsten Erwartungen befriedigenden Religionsunterricht zu ertheilen, gab es noch nicht. Das Predigen an Sonn- und Feiertagen war noch nicht allgemein eingeführt, schon aus dem Grunde nicht, weil wenige Geistliche dazu befähigt waren. Immer auf's Neue mußte von den Kirchenversammlungen eingeschärft werden, daß die Predigt nicht ganz vernachlässigt werden dürfe. Karl d. Gr. ließ eine Sammlung von Predigten veranstalten, damit solche Geistlichen, welche keine eigenen zu entwerfen im Stande waren, ein Buch zum Vorlesen hätten.

Der Gottesdienst bestand großentheils nur in der Messe, welche in lateinischer Sprache gehalten wurde, und in dem Gesange einiger, gleichfalls lateinischer Lieder und Formeln, wobei nicht einmal die ganze Gemeinde, sondern nur der Chor betheiligt war. Auch alle andern kirchlichen Handlungen mußten dem Volke ihrer wahren Bedeutung nach unverständlich bleiben, da die gebrauchten Formulare gleichfalls auf die Deutschen, weil sie lateinisch abgefaßt waren, keinen tieferen Eindruck machen konnten. Eine Bibel in der Landessprache, welche den Christen zur Belehrung

hätte dienen können, gab es noch nicht. Die einzelnen wenigen Uebersetzungen biblischer Bücher, welche meistens von deutschen Mönchen abgefaßt wurden, konnten keine weitere Verbreitung finden, weil damals die Bücher zu theuer waren, als daß der gewöhnliche Mann sich solche hätte anschaffen können. Und wenn auch dieses möglich gewesen wäre, so waren doch nur Wenige im Stande, Geschriebenes zu lesen.

Der Eindruck, welchen die Kirchenbesucher, durch Beobachtung der kirchlichen Gebräuche, sowie durch Betrachtung der Crucifixe und anderer Bilder empfingen, konnte nur ein oberflächlicher sein, nicht ein solcher, wie er nöthig war, wenn Christus eine Gestalt im Herzen der Gläubigen gewinnen sollte. Und doch ist dieser Eindruck auch nicht allzu gering anzuschlagen, da er gewiß für Viele Veranlassung wurde, weiteres Verständniß zu suchen, und jedenfalls die religiösen Gefühle hierdurch Nahrung erhielten.

Von besonderer Wichtigkeit war die Beichte als Erziehungsmittel zum christlichen Glauben und christlichen Leben. Die dabei gewöhnlichen Anreden wurden in der Landessprache gehalten, während auch bei den sonntäglichen Predigten nicht selten die lateinische angewendet wurde. Es erging an jeden Beichtenden die Aufforderung, seine Sünden zu erkennen und zu bekennen, und wie unzweckmäßig auch manche Frage des Beichtvaters gewesen sein mag, unter den damaligen Verhältnissen, war eine Unterredung desselben mit den Beichtkindern, mehr als zu irgend welcher anderen Zeit an ihrem Platze. Für die begangenen Sünden wurde eine Kirchenbuße auferlegt, um es dem Uebertreter der göttlichen Gebote zum Bewußtsein zu bringen, daß er Gottes Strafe verdient habe und er der Versöhnung bedürfe. Es wurden von Zeit zu Zeit von dem Bischofe oder dessen Stellvertreter in jeder Gemeinde Zuchtgerichte gehalten. Bei diesen mußten die bestimmten Sündschöffen über die, unter den Gemeindegliedern herrschenden, Sünden und Laster gewissenhaft Auskunft ertheilen. Die angegebenen Personen wurden nun vorgeladen, um eine ernste Zurechtweisung

und den Ausspruch des Gerichtes wegen der zuerkannten Kirchenstrafe zu vernehmen. Leider arteten diese Gerichte nur allzu bald in weltliche Polizeigerichte aus, und es verbreitete sich der unheilvolle Gebrauch, die Bußen mit Geld abkaufen zu können; wodurch der verderbliche Ablaß vorbereitet wurde. Ueberhaupt trug die Ueberschätzung der sogenannten guten Werke, des Fastens, Wallfahrens und dergl., nicht wenig dazu bei, das sittliche Urtheil zu verkehren und die Hauptsache, das Streben nach innerer Heiligung, mehr in den Hintergrund zu drängen.

Wären alle Geistliche gewesen, wie sie hätten sein sollen, so hätten sie durch ihr Beispiel und ihre Privatseelsorge ihre Pfarrkinder auf den rechten Wege geführt. Viele haben es unstreitig gethan, wie ihnen öfters durch Kirchenversammlungen und fromme Bischöfe befohlen wurde. Wie sich viele hochgestellte Geistliche dem Lasterleben der Großen entgegenstellten — wir erinnern an Columbans Auftreten am fränkischen Königshofe — so gewiß auch viele Stadt- und Dorf-Pfarrer dem Sündenleben ihrer Pfarrgenossen. Nur ist uns dies stillere Wirken wackerer Seelsorger nicht von den Geschichtsschreibern damaliger Zeit aufbewahrt worden.

Dabei müssen wir leider bekennen, daß viele unwürdige Personen im geistlichen Stande gefunden wurden. Die Ansprüche, welche in Beziehung auf Kenntnisse an dieselben gemacht wurden, waren außerordentlich gering. Man war mitunter zufrieden, wenn sie in der Bibel oder sonstigen Büchern lesen, das Vater Unser und Glaubensbekenntniß hersagen, und einigermaßen erklären konnten.

Wie darf es uns wundern, daß unter solchen Umständen die Einführung des Christenthums in Deutschland weniger segensreichen Einfluß ausgeübt hat, als es zu wünschen und zu erwarten gewesen wäre? Noch ist allerdings in Anschlag zu bringen, wie die christliche Sage und Legende, wovon wir viele Beispiele angeführt haben, die Gläubigen in der Bekenntnißtreue

und anderen christlichen Tugenden stärken und befestigen mußten. Diese Sagen wurden für wahre Geschichten gehalten und als solche weiter verbreitet. In Augsburg und der Umgegend wohnte Niemand, der nicht von der heiligen Afra zu erzählen wußte. In Goar waren die Kinder selbst mit der Lebensgeschichte des Straßenpredigers bekannt, welchem die Stadt ihren Namen verdankte. Das Emmeranskloster in Regensburg erinnerte die Vorübergehenden an den Märtyrer, welcher als Schutzheiliger der Stadt angesehen wurde; das Moritzkloster bei Martinach an die Thebäerlegion, die Weihegasse zu Zurzach an die heilige Verena. Wie konnten die Christen im Hinblick auf solche Glaubenshelden gleichgültig bleiben, ohne sie zu bewundern und zu gleichen Gesinnungen angeregt zu werden!

Wären wir näher mit dem Familien- und Privatleben unserer Vorfahren bekannt, wir würden uns bei Betrachtung manches ehrbaren Hausvaters, mancher gottseligen Mutter, manches frommen Kindes veranlaßt sehen, auszurufen: „Sehet hier die Früchte des Christenthums.“ Wir würden uns überzeugen, wie gerade hier die häuslichen Verhältnisse durch dasselbe geheiligt und vielfach gebessert worden sind. Wir würden erkennen, wie mancher Leidende Trost und Beruhigung im Aufblick zu seinem Heiland gefunden, und mancher Jähzornige und leidenschaftlich Aufgeregte, gleich wie unser Herr, seinen Feinden verziehen hat.

Haben wir nicht die Wirkung des Christenthums wahrgenommen bei Eligius, dem redlichen Goldschmiede, dem pflichttreuen Bischof und liebevollen Vater der Armen? Zeigt nicht Bonifacius, trotz mancher menschlicher Schwächen, einen lobenswerthen Charakter?

Können wir dem ehrwürdigen Anschar unsere Anerkennung versagen oder dem sich selbst verleugnenden Bischof Otto von Bamberg? Und wenn wir bei genauerer Betrachtung uns überzeugen, daß diese ächt christlichen Charactere, welche nur das Ge-

präge ihrer Zeit und ihrer Eigenthümlichkeit an sich getragen haben, und viele Andere, deren Namen wir noch anführen könnten, oder welche vorgezeichnet sind im Buche des Lebens, aber vergessen in der Geschichte, — durch das Christenthum geworden sind, was sie waren, so ist das Beweises genug, daß es da, wo dasselbe seinen Einfluß geltend machen konnte, auch segensreich gewirkt hat.

Wodurch sind die ersten Schulen für Deutschland entstanden? Die Klöster zu Fulda, St. Gallen, Reichenau, Corvey, und viele andere sagen es laut, wie durch das Christenthum die erste geistige Bildung nach Deutschland gekommen ist. Was Karl der Große gethan hat für die Bildung des Volkes, that er allein auf Antrieb des christlichen Geistes, der in ihm rege war. Auf Synoden und von erleuchteten Bischöfen wurde den Geistlichen die Unterweisung der Jugend dringend empfohlen. Lange Zeit hindurch waren nur die Geistlichen die Pfleger der Wissenschaften, während die weltlichen Großen nur für Kampfspiele und das Kriegshandwerk Sinn und Empfänglichkeit hatten. Mit der Einführung des Christenthums war Veranlassung gegeben, die alten Sprachen, wenigstens lateinisch und griechisch zu studieren, um die Bibel lesen und übersetzen zu können. In Klöstern, und sonst nirgends, wurden Bücher zu kleinen Bibliotheken gesammelt.

Das Bedürfniß des christlichen Gottesdienstes nöthigte, den Gesang zu pflegen. Bald wurde in Folge davon die Orgel nach Deutschland gebracht, und die Deutschen machten so rasche Fortschritte im Bau dieses wunderbaren Kunstwerkes, daß schon nach wenigen Jahrzehnten deutsche Orgelbauer nach Italien begehrt wurden. Es wurden Kirchen gebaut, und noch heute zeigen die ehrwürdigen Dome in sehr vielen deutschen Städten, wie die Baukunst durch die christliche Begeisterung gehoben worden ist. Für die Ausschmückung der Kirchen wurden Maler, Gold- und Silberarbeiter, Bildhauer und dergleichen Künstler oder Hand-

werker beschäftigt. Es war ihnen also Veranlassung und Anregung gegeben, sich immer weiter auszubilden. Von den Klöstern, z. B. von Fulda, ging die Verbesserung der Landwirthschaft aus. Erst seit Einführung des Christenthums erlangte der deutsche Handel durch die häufige Berührung mit Italien und andern Ländern einige Bedeutung, bis er später durch die Kreuzzüge und andere mitwirkende Ursachen, eine solche Ausdehnung gewann, daß Deutschland zu den reichsten Ländern der Erde gehörte, oder vielleicht als das reichste angesehen werden konnte.

Die deutschen Kaiser waren eine Zeitlang die mächtigsten Fürsten Europas. Ohne Einführung des Christenthums wären sie nimmer geworden, was sie waren. Haben auch später die Päpste wiederum die kaiserliche Macht zu schwächen gesucht, und dadurch den Grund zur Zersplitterung Deutschlands gelegt, so ist das nicht dem Christenthume zuzuschreiben, sondern der Entartung des obersten Bischofs in der Christenheit.

Allerdings werden uns viele Gräuel und Gewaltthaten deutscher Fürsten erzählt, und wir sind entfernt davon, solche verdecken oder entschuldigen zu wollen; aber orientalischen Despotismus haben wir niemals gehabt. Es war, neben dem altgermanischen Geiste, dessen fortdauernden Einfluß wir nicht verkennen dürfen, das Christenthum, welches uns davor bewahrte.

Wir haben schon gesehen, wie muthig und ohne Menschenfurcht fromme Bischöfe grausamen und willkürlichen Ausbrüchen des Zorns, von Seiten der weltlichen Oberherren, entgegen getreten sind. Die Besseren unter ihnen suchten bei den Hohen der Erde das Bewußtsein zu erhalten, daß sie nur von Gott das Schwert der Gerechtigkeit hätten, und einstens Rechenschaft ablegen müßten über ihren Haushalt.

Die oberen Geistlichen waren großentheils fürstliche Rathgeber, die Einzigen, vor denen die Launen der Großen sich beugten, und wenn auch später der Einfluß des Papstes und der Geistlichkeit oft ein verderblicher war, in den ersten Zeiten war er unstreitig ein wohlthätiger zu nennen. Den Bischöfen war die Aufgabe ge-

stellt, darüber zu wachen, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde. Sie hatten mitunter die Aufsicht über die weltlichen Richter zu führen, daß diese in ihren Urtheilen sich nicht von Willkür und Leidenschaft leiten ließen. Durch solche Anordnungen, sowie durch die Hinweisung auf Gottes Gerechtigkeit mußte das Rechtsbewußtsein bei den Richtern und bei dem Volke gestärkt und befestigt werden.

Auf der andern Seite wurde auch der Rechtsbegriff in seiner Schroffheit und Einseitigkeit durch die Gnade, welche den heidnischen Völkern überhaupt, und besonders den Deutschen etwas Unbekanntes war, gemildert. Wie die Geistlichen auf die göttliche Gnade zur Beruhigung der geängstigten Gewissen verwiesen, so suchten sie auch in vielen Fällen die königliche Gnade für Verbrecher zu erflehen. Wir erinnern z. B. an Corbinian. Sie wollten nicht Straflosigkeit für Missethäter herbeiführen, sondern versuchen, ob sie nicht die Verurtheilten durch Beweise der Liebe und ernste Ermahnungen auf bessere Wege zu bringen vermöchten. Aus diesem Gesichtspunkte ist das Asylrecht der Kirche zu betrachten. Es sollte dadurch den Verbrechern nicht eine Zufluchtsstätte gegen den Arm der Gerechtigkeit geöffnet werden, sondern man wollte nur die Unschuldigen gegen die Uebereilungen des strafenden Armes, und die Schuldigen gegen Rohheiten und Gewaltthätigkeiten schützen. Man wollte Sühne und Versöhnung veranlassen. War auch das Asylrecht heidnischen Ursprungs, so ist es doch erst in der christlichen Kirche weiter ausgebildet worden. Dabei fehlte es nicht an Bestimmungen gegen allenfallsigen Mißbrauch, indem z. B. festgesetzt wurde, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen die Auslieferung geschehen müsse.

Ganz besonders war die christliche Kirche darauf bedacht, der deutschen Streit- und Fehdelust entgegen zu wirken. Es kamen Beispiele vor, daß das Wergeld, wovon wir früher gesprochen haben, von der Kirche gezahlt worden ist, um jeglichen Vorwand zur Blutrache oder zur Befehdung des Gegners zu

beseitigen. Bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl wurden die Beichtenden namentlich aufgefordert, sich vor dem Genusse des Sakramentes mit ihren Feinden und Widersachern zu versöhnen, damit sie Vergebung erlangen könnten bei Gott. Ganz besonders verdient hierbei der sogenannte Gottesfriede Erwähnung. Es wurde nämlich im 11. Jahrhundert im südlichen Frankreich auf mehren Synoden festgesetzt, daß von Mittwoch Abend bis Montag frühe keine Fehde bei Strafe des Bannes stattfinden dürfe. Gar bald erweiterte man noch diese Zeit der Waffenruhe, indem man auch die Tage vom ersten Advent bis Epiphanias, vom Sonntage vor Ascher-Mittwoch bis nach Vollendung der Osterwoche, vom Sonntage vor Himmelfahrt bis nach Beendigung des Pfingstfestes, dazu rechnete. Der Gottesfriede wurde besonders eingeläutet; wer ihn verletzte fiel in den Bann, und wer sich nicht daraus befreite, in die Acht. Auch an den Tagen, an welchen die Fehde gestattet war, weil man gegen die tief eingerissene Sitte nicht ankämpfen konnte, wurden Geistliche, Mönche, Kaufleute, so wie Landleute auf dem Hin- und Rückwege zum Ackerbau, und die Thiere, welche beim Ackerbau gebraucht wurden, in den Schutz der Kirche genommen. Bald nach seinem Entstehen erhielt auch der Gottesfriede in Deutschland Geltung, so daß wir sagen dürfen, die Schuld lag nicht an der Kirche, noch weniger am Christenthume, wenn das zu bekämpfende Uebel höchstens beschränkt, nicht gänzlich beseitigt wurde.

Die Ordalien oder Gottesurtheile suchte die Kirche gleichfalls, wenn sie dieselben auch als heidnisch vorgefunden hat, als christlich religiöse Handlungen zu stempeln. Sie konnte dieselben nicht beseitigen, wiewohl sich mehre Päpste und Kirchenversammlungen gegen ihre Ausübung aussprachen und behaupteten: es hieße Gott versuchen, wenn man in jedem Entscheidungsfalle ein Wunder von ihm erwarte. Das glühende Eisen, das siedende Wasser, die beim Kampfe gebrauchten Schwerter, die Hostien, welche namentlich von Geistlichen bei Gottesurtheilen

genossen wurden, weihete man vorher erst feierlich. Ganz besonders war die Kirche bemüht die Eidschwüre, mit denen schon in heidnischer Zeit vielfacher Mißbrauch getrieben wurde, feierlicher zu machen, um dadurch die Schwörenden zu größerem Ernste zu stimmen. Dieselben mußten ihre Hände auf die heilige Schrift oder auf Reliquienkästchen legen, in der Kirche den Eid leisten, und dergleichen mehr. Gar Mancher mag auf solche Weise vor dem Meineid bewahrt worden sein. Mancher suchte aber auch in seiner Verworfenheit mit teuflischen Künsten sein Gewissen zu beschwichtigen. So hat man Beispiele, daß die Schwörenden die Reliquien aus den Kästchen zu entfernen wußten, und nun sich einbildeten, sie könnten ohne Nachtheil für ihr zeitliches und ewiges Wohl den Eidschwur leisten.

Ueberall, wo wir Ungerechtigkeiten, Unsittlichkeiten und Mißbräuche wahrnehmen, war auch die Kirche bei der Hand, das Uebel zu beseitigen. So suchte sie, mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln, die Freilassung der Sclaven zu erleichtern. Sie eignete sich das Recht zu, die dabei nöthigen Formalitäten zu wahren, damit nicht in vorkommenden Fällen durch fremde Hände die Ausführung verzögert oder gehindert wurde. In den betreffenden Gesetzen wurde fast immer darauf hingewiesen, daß die Menschen als Gottes Ebenbilder zur Freiheit berufen wären, und nicht in Knechtschaft bleiben dürften. Die Missionäre begannen gar häufig ihr Wirken damit, daß sie Sclaven und Leibeigene loskauften und sie dann mit der Freiheit beschenkten. Nicht selten suchten die Geistlichen die Kranken und Sterbenden zu bewegen, daß sie um ihres Seelenheiles willen, einen oder einige ihrer hörigen Leute aus der Knechtschaft entließen.

Bisweilen wurden Leibeigene in den geistlichen Stand aufgenommen, zum Zeugniß für Jedermann, daß solche Personen in Gottes Augen nicht geringer geachtet würden als die Freien. Dabei müssen wir nun allerdings tadelnd erwähnen, daß die Kirche in Beziehung auf ihre eigenen Knechte nicht immer mit gutem Beispiele vorangegangen ist, aus Furcht ihr Vermögen

allzusehr zu vermindern. Nur in menschenfreundlicher, rücksichtsvoller Behandlung der Leibeigenen, gaben die Geistlichen großentheils ein gutes Beispiel, woher das Sprüchwort entstanden ist: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen." Ganz besonders nahm sich die Kirche der Armen, sowie der Witwen und Waisen liebevoll an. Fast allenthalben wurden unter dem Einflusse der Geistlichen Kranken- und Siechenhäuser, Spitäler für alte und schwache Personen, sowie für elternlose Kinder errichtet.

In den Klöstern und bischöflichen Palästen wurden oft Hunderte Hungriger gespeist. Es wurde wiederholt den niederen Geistlichen die Weisung gegeben, für die Armenpflege thätig zu sein; ebenso sollten sie sich befleißigen, den Gefangenen ihre Fürsorge zu widmen; sie sollten die Kerker besuchen, um hier durch ihre seelsorgerischen Bemühungen, nach dem Beispiel ihres Meisters, die verlorenen Schafe zu suchen und dem Erzhirten wieder zuzuführen.

Die Werke der inneren Mission waren auch in jenen Zeiten nicht gänzlich unbekannt, denn sie sind ja die natürlichen und erfreulichen Früchte des Christenthums. Für Büßer und Büßerinnen wurden Zufluchtsstätten errichtet. Es galt als ein Gott wohlgefälliges Werk, den im Sündendienste lebenden Mädchen die rettende Hand zu bieten, und wurden von edelen Menschenfreunden namhafte Summen ausgesetzt, um Solche damit zu belohnen, welche eine reuige Magdalena durch die Heirath wieder zur Ehre brächten, oder welche in gleicher Weise eine noch ungebesserte Dirne dem Lasterleben entzögen. Eben so eifrig arbeitete die Kirche dem immer mehr steigenden Luxus entgegen. Durch den größeren Reichthum wurde nämlich die altdeutsche Einfachheit, namentlich in den Städten, allmählich verdrängt. Es wurde bei häuslichen und öffentlichen Festen überaus großer Aufwand getrieben. Die Kleiderpracht der Ritter- und reichen Bürgersfrauen verschlang beträchtliche Summen. Das Predigen gegen solche Uebertreibung half damals so

wenig wie heute, so daß man versuchte, durch Kleiderordnungen und Luxusgesetze dem Uebel zu steuern.

Es wurde fast in allen Städten und von verschiedenen Fürsten, auch wohl von den Kaisern auf das Genaueste verordnet, was für Röcke, und mit welchen Verzierungen, männliche und weibliche Personen verschiedener Stände tragen dürften. Es wurde die höchste Zahl der Gäste bei Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen Familienfesten bestimmt, und für den zumachenden Aufwand genaue Grenzen gezogen.

Auch dem Wucher sollte gesteuert werden. Nur ging man in falscher Anwendung alttestamentlicher Gesetze und mit Verleugnung gesunder, staatswirthschaftlicher Grundsätze soweit, alles Zinsnehmen von ausgeliehenen Kapitalien zu verbieten. Natürlich richtete solche Uebertreibung sich selbst. Es fanden sich Mittel und Wege, dergleichen, besonders von der Kirche ausgegangene Bestimmungen, zu umgehen, so wie auch die Luxusgesetze, der menschlichen Eitelkeit, der Mode- und Nachahmungssucht gegenüber, sich ohnmächtig bewiesen. Doch wir glauben trotzdem, daß das Bemühen der Kirche selbst in den zuletzt genannten Punkten kein ganz fruchtloses war. Sie hat wenigstens das Verwerfliche gebrandmarkt, und die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf das Eine, was Noth ist, gerichtet.

Und wenn wir so viel Betrübendes auch unter den christlichen Deutschen bemerken, mitunter selbst eine Verworfenheit, welche wir unter den heidnischen nicht gefunden haben, so dürfen wir nicht vergessen, daß der christlichen Kirche die außerordentlich schwierige und oft wenig lohnende Aufgabe gestellt war, dem Wachsthume des schon vorher begonnenen Verderbens zu wehren. Was würde wohl aus den, in die Flegeljahre und in die Gefahren des Jünglingsalters übergeschrittenen Deutschen geworden sein, wenn sie nicht unter der Zucht des christlichen Glaubens gestanden hätten?

Wir wollen und können diese Frage nicht beantworten, aber wir glauben dem Herrn danken zu müssen, daß er auch unseren Vorfahren Christum hat predigen lassen, der uns gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung! — —

Anmerkungen.

1) Tacitus. — 2) Die „ältere Edda," von Saemund Sigfusson, (gest. 1133) gesammelt. Sie enthält relig. Lieder. Die „jüngere Edda" ist von Snurre Sturleson (gest. 1241) in Prosa abgefaßt. Sie gibt uns gleichfalls Aufschluß über die nordische Götterlehre.

3) Heber „Die christl. Glaubenshelden vor Karl dem Großen." Frankf. 1859. S. 25. W. Menzel, Odin. S. 235.

4) Hefele. „Einführung des Christenthums im südwestl. Deutschl." S. 141. Grimm, Mythologie S. 55.

5) Tacit. Annal. a. 51. — 6) z. B. der Tempel am Bodensee in der Gesch. Columbans. Die Irmensäule der Sachsen.

7) S. in der Lebensgesch. des h. Columban.

8) Cäsar. — 9) Löbell, Gregor v. Tours und seine Zeit. S. 67. — 10) Salvianus. — 11) Wirth. — 12) Jak. Grimm. — 13) Wirth, deutsche Gesch. I. 36. — 14) Plinius. 15) Tacitus. — 16) Rettberg, Kirchengesch. von Deutschl. I. 136.

17) Gelpke, Kirchengesch. der Schweiz. S. 173. Fuchs, Geschichte von Mainz.

18) Die Sage findet sich in ihrer Vollständigkeit erst im neunten Jahrhundert. In den älteren Märtyrergeschichten wird Valerius nur als Bischof von Trier erwähnt, nicht als Apostelschüler. Der geschichtlich erwiesene Maternus lebte 200 Jahre später. Rettberg a. a. O. 8. 82.

19) Die gewichtigen Bedenken gegen diese Sage. S. Rettberg I. 141.

20) Wahrscheinlich sind bei dieser Sage zwei Lucius, der englische König und ein frommer Mann in Graubündten, ohne geschichtlichen Grund mit einander vereinigt. Selbst das Lucienkloster muß gestehen, daß geschichtliche Beweise aus älterer Zeit nicht vorhanden sind. Rettberg a. a. O. 142. ff

21) Rettberg I. 97. und besonders Gelpke a. a. O.

22) Im 6. Jahrhundert war die Legende von der Afra nicht allein in Deutschland, sondern auch anderwärts bekannt. Der Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers in Frankreich hat sie in folgenden Versen besungen:

„Kommst du nach der von Wertach
und Lech bespülten Augusta
„Afras Gebeine verehre daselbst,
der Jungfrau."

Aber damals und noch später erscheint die Geschichte viel einfacher. Man weiß noch Nichts von dem früheren Sündendienst der Bekehrten, von dem spanischen Bischof u. s. w.

Ein geschichtliches Ereigniß liegt wohl der Sage zu Grunde, und so kann sie zum Beweise der frühen Verbreitung des Christenthums in Augsburg dienen. Rettberg I. 144. Hefele a. a. O. 185.

23) Manso, Gesch. Constantins 76 ff.

24) Sozomenus II. 6. Vgl. Rettberg I. 179.

25) Rettberg I. 30. — 26) Rettberg I. 237. — 27) Krafft 54. 28) Krafft. — 29) Krafft.

30) Salvian. — 31) Sidonius Appollinarius. — 32) Salvian. — 33) Krafft S. 58. — 34) Krafft S. 67. — 35) Krafft. S. 26 — 36) Socrates, Kirchengesch. Bd. VII. Heber, S. 56. — 37) Heber, 57. —

38) Rettberg weist I. 111 die Unhaltbarkeit und allmählige Entstehung der Erzählung nach.

39) Neander, Kirchengesch. III. 10.

40) Diese Erzählung, welche zuerst Hincmar von Rheims im 9. Jahrh. mitgetheilt hat, ist vielleicht aus einem Gemälde, welches die Taufe darstellte, entstanden. Rettberg I. 276. Schröckh Kirchengesch. 16, 223.

41) Rettberg, I. 285. Ozanam. Einführung des Christenthums in Deutschland S. 90.

42) Rettberg, I. 286. — 43) Löbell, Gregor von Tours u. s. Zeit. — 44) Löbell, 277. — 45) Rettberg, II. 16. —

46) Rettberg I. 299. — 47) Löbell, a. a. O. 270. Ignat. Schmidt, Geschichte der Deutschen II. 75. — 48) Gfrörer, Kirchengesch. II. 1039.

49) Roth. Von dem Einflusse der Geistlichkeit unter den Merowingern.

50) Evang. Kalender v. Piper 1855. S. 137 ff. Herzogs, Encyklop. III. 76 ff. Einige Beispiele finden sich bei Gratian, Geschichte der Pflanzung des Christenthums. Stuttg. 1778 I. 215.

51) Roth a. a. O., welche ausgezeichnete Abhandlung bei diesem Ab-

schnitte vielfach benutzt worden ist. — 52) Rettberg I. 285. — 53) Löbell a. a. O. S. 300. Heber, Glaubenshelden 131.

54) Die erste Lebensbeschreibung Goars reicht nicht über das neunte Jahrhundert hinaus, so daß leicht zu erklären ist, wie die ursprünglich einfache Erzählung im Laufe der Zeit durch das wundersüchtige Volk ausgeschmückt worden ist.

55) Rettberg, II. 23 ff. Hefele, a. a. O. Hiemer, a. a. O. III. 310.

56) Die erste Lebensbeschreibung Fridolins rührt von einem Seckinger Mönch, Namens Balder oder Walther, aus dem 9. oder 10. Jahrhundert her. Derselbe behauptet, seiner Schrift eine andere zu Grunde gelegt zu haben, welche aus alter Zeit in dem Kloster Helera an der Mosel vorhanden gewesen, aber bei einer Zerstörung verloren gegangen sei. Er habe dieselbe abschreiben wollen, aber im Kloster weder Pergament noch Tinte gefunden; darum habe er die Schrift auswendig gelernt und sie den Mönchen von Seckingen mitgetheilt. Diese hatten das Mitgetheilte mit der alten Klostertradition übereinstimmend gefunden. Rettberg, (a. a. O. II. 29) hat die ganze Darstellung in Zweifel gezogen, indem bei genauerer Prüfung die Thatsachen nicht mit der Geschichte übereinstimmen wollen. Andere, wie Gelpke, a. a. O. (292 ff.) nehmen eine feste historische Thatsache an, welche aber weiter ausgeschmückt sei. Aehnlich Heber. Katholische Schriftsteller, wie Hiemer II. 198 suchen wahrscheinlich zu machen, daß Ursus nicht todt gewesen sei, sondern sich nur in die Einsamkeit zurückgezogen und für todt gegolten habe. Auch wir sind der Ansicht, daß eine geschichtliche Thatsache festzuhalten sei, verzichten aber darauf, die Spreu vom Weizen zu sondern, da wir hierbei aufs Gerathewohl verfahren müßten.

57) So sagt Jonas, der erste Lebensbeschreiber des Columban.

58) Neander, III. 67. Die erste Lebensgeschichte ist von Jonas, einem Mönch des Klosters Bobbio, geschrieben und unzweifelhaft wahr. Die Wunder müssen im Geiste der Zeit beurtheilt werden.

59) Hefele, 262. — 60) Was gegen Einzelheiten in Gallus Lebensgeschichte, vom Standpunkte prüfender Forschung gesagt werden kann, hat Rettberg II. 40 zusammengestellt. Die Hauptsache ist jedenfalls Geschichte, nicht Legende, wie auch Hefele nachgewiesen hat. Vgl. besonders die Lebensgeschichte Columbans und Gallus von Böhringer, Kirchengeschichte II. 1. 2. Die älteste Lebensbeschreibung rührt aus dem Kloster St. Gallen etwa 100 Jahre nach dem Tode von Gallus her, und ist zur Zeit Karls des Großen geschrieben.

61) Heber, 212. ff. — 62) Rettberg, II. 172. — 63) Jonas, der auch Columbans Leben geschrieben hat.

64) Fischer, älteste Missionsgeschichte von Baiern u. s. w. S. 65.

65) Rettberg II. 300. — 66) Rettberg II. 307. — 67) Vgl. über das Todesjahr, Rettberg I. 396. — 68) Die Bedenken gegen diese Geschichte, s. Rettberg I. 401.

69) Böhringer, II. 1. 155. — 70) Rettberg, I. 413. — 71) Böhringer, II. 1. 153. 72) Schmid, Apostel der Deutschen III. 113 ff.

73) Fischer, a. O. 121.

74) Rettberg I. 380 ff.

75) Eginhard.

76) Walter, Einführung des Christenthums in Westphalen, Münster 1830. S. 56.

77) Das Leben des heil. Liudger, Apostels der Sachsen u. s. w. Behrens, Neuhaldensleben 1843.

78) Böhringer, II. 1. 171 ff.

79) Neander, 4, 67. ff. — 80) Neander, 5, 24.

Schöllhorn

Strack, Karl

Missionsgeschichte von Deutschland oder wie ist Deutschland ein christliches Land geworden?

Leipzig 1860